

Wiener Stadt-Bibliothek

109703B

W. E. B.

Seine Künste, Tugenden und Kultur.

III. Band, II. Teil.

Paul Hertz - Invention

1923



J. N. 154445

IV. A B S C H N I T T .

Kirchliche Feste und Gebräuche bei St. Stephan.

Feierlich und mannigfaltig war der Gottesdienst bei St. Stephan zu allen Zeiten. Herzog Rudolf IV. wollte nicht nur den herrlichen Dom zu Ehren Gottes und aller Heiligen errichten, sondern auch für ihre Verehrung durch wohlgeordneten, prunkhaften Gottesdienst sorgen. Am 28. März 1363 erließ er "nach zeitigen Rate und guter Vorbetrachtung mit weisen und wol gelerten Phaffen" eine Gottesdienstordnung für den Dom. Sonn- und Feiertags mußten alle Flügelaltäre geöffnet sein und ihre meist auf Goldgrund gemalten Bilder zeigen. An diesen Tagen waren drei Hochämter zu halten. Bei besonderen Gelegenheiten erschien der Landesfürst (später der Kaiser), der Bürgermeister mit den Ratsherren und die Universität. Durch Verbindungsbriefe verpflichteten sich Aebte der großen Stifte an bestimmten Festtagen Gottesdienst im Dom zu halten. Für die Nichteinhaltung dieser Verpflichtung wurden bestimmte Leistungen festgesetzt. So verpflichtete sich 1359 der Abt von Gleink, am St. Johannestage zur Sonnenwende das Hochamt zu singen oder 42 Pfund Pfennige an die Domherren und Kapläne, die den Gottesdienst besorgt hatten, zu zahlen. 1360 verpflichtet sich der Prälat von Göttweig für den gleichen Tag. Bei Nichterfüllung hatte das Stift nach St. Stephan an die "Custerey" oder für den Bau zwei Mark lauterer Silber zu zahlen, aber wenn die Kirche zur Propstei erhoben sein sollte, vier Mark. Am Martinstage hatte der Propst von St. Pölten das Amt zu singen und dem Dompropst in Wien ein "guldein Ringel" zu überreichen, das drei Gulden wert wäre. Der Abt von Zwettl hatte am St. Georgentage das Hochamt zu halten und dem Pfarrer zu St. Stephan 26 Lebzelten zu geben - so lange der Dom noch

nicht aufgerichtet ist. "Wenn awer der Turm aufgericht wirt, vnd der Probst vnd Chorherren gewidemt werdent, so schol er der lebzelten czwen gebn dem probst vnd der chorherren iglichen ainem lebzelten." Jeder mußte sechs Pfennige wert sein.

An den großen Festen, z.B. am Weihnachtstage, war nach dem Willen Rudolfs des Stifters die Stephanskirche aufs schönste auszuzieren und alles Heiligtum mit 10 Fahnen, 12 Kerzen und 4 Windlichtern in einer Prozession herumzutragen. Auf den Altar sollte man 8 und auf des Herzogs Grab 24 Kerzen stecken.

Speziell die Bruderschaften und allen voran die Fronleichnambruderschaft wetteiferten in der Ausgestaltung des Gottesdienstes und überboten einander, ihn feierlich und würdig zu gestalten. Die Zeit der Reformation, die einen Tiefstand des katholischen Lebens zur Folge hatte, brachte darin freilich eine Aenderung. Der Gottesdienst verfiel in allen Wiener Kirchen und verschonte auch St. Stephan nicht.

Selbst die Verehrung der Reliquien, die an Festtagen auf den Stühlen und Bänken des Domes ausgestellt waren, schlug in Spott um. Die Anwesenden reichten die zum Reliquienschatz gehörigen Häupter von Hand zu Hand und trieben Unfug damit. Die andern Kirchen litten unter dem Zeitgeist nicht minder. ~~St. Peter~~ St. Peter war "ödt und verlassen" und während der Woche gesperrt. Ja sogar die Hofburgkapelle bekam den Haß fanatischen Luthertums zu spüren; ein Hofbediensteter hatte Paramente und zwei kostbare illuminierte Gradualien, die schon der damalige Bericht auf 500 bis 600 Guldenschätzt, zerschnitten. Bei St. Michael war an Feiertagen "vast gar Niemandt" beim Gottesdienst. Die Wälschen bei St. Ulrich ließen ihre Kranken ohne Versehen sterben und begruben die Toten um der schlechten Kleider willen, die sie ihnen auszogen, draußen auf der Wiese.

Die völlige Verrohung und Entartung der Sitten jener Zeit kann nicht besser illustriert werden als in der Tatsache, daß

die lutherischen Herren sich nicht scheuten, während des Gottesdienstes bei St. Stephan mit ihren nachgeführten Rossen durch den Dom zu gehen oder zum Spott von einem Priester am Altar einen Trunk aus dem Kelch zu verlangen (Kralik, Gesch. der Stadt Wien, 1933, Seite 170).

Doch auch diese Zeit ging vorüber und die Gegenreformation gab St. Stephan den alten Glanz und das hohe Ansehen zurück, das es unter den deutschen Domkirchen von jeher auszeichnete. Die Bruderschaften erwachten zu neuer Größe und gewannen an Umfang, Einfluß und Macht. Eine Reihe vortrefflicher Bischöfe ging damit leuchtendem Beispiel voran und suchte durch einen tüchtigen Klerus ein frommes Volk zu gewinnen. Eines konnten sie freilich nicht völlig ausmürzen. Noch in den späten Berichtend er Bischöfe Grafen Breuner, Trautson und Harrach, sowie auch anderer, kehrt immer wieder die Klage zurück, daß sich die Wiener das Schwätzen und Spazierengehen in der Kirche nicht abgewöhnen können, so daß sich sogar die Regierung gezwungen sah, einzugreifen und zu verlangen, daß bestellte Geistliche in der Kirche Aufsicht führen und Schwätzer dem Ordinariate anzeigen, worüber der Regierung zu berichten sei.

Unter Graf Harrach wurde auch das Zelebrieren am Nachmittag verboten. Er ordnete an, daß die späteste Messe in den Wiener Kirchen um 12 Uhr, bei St. Stephan 1/4 nach 12 Uhr beginnen müsse. Der n.ö. Regierungsrat Leopold Freiherr von Ruesenstein schrieb über diese von der vornehmen Welt eingeführten Nachmittagsmessen und deren Abstellung am 29. Jänner 1707 an den Abt Berthold von Göttweig: "die späte Messlesungen sind nun auch, wie billich, abgestellt. Dies wird den Frauenzimmern was ehünter aufstehen machen."

Eine besonders eifrige Pflege erfuhr der Gottesdienst durch den Kardinal Graf Sigismund Kolonitz, dem ersten Fürsterzbischof von Wien. Zu seiner Zeit wurden bei St. Stephan

täglich über 100 Messen gelesen, an Sonn- und Feiertagen drei Predigten gehalten und von 4 Uhr morgens an löste eine Andacht die andere ab, bis in später Abendstunde die Rosenkranzandacht mit Gesang und Orgelbegleitung und der darauf folgenden, von Graf Kolonitz gestifteten Abendpredigt und dem Lied der Bruderschaft der 72 Jünger Christi (s. S. 326) den Tag schloß. Ein Bericht von 1723 spricht sogar von 200 täglichen Messen.

Eine von dem Mesner von St. Stephan, Johann Wachter, 1733 in Druck herausgegebene Statistik, weist für das Jahr 1732 bei St. Stephan interessante Zahlen auf: 407 Pontifikalämter, 54.558 Messen, 1.095 Rosenkränze und 129.000 Phönitenten und Kommunikanten.

Graf Kolonitz führte auch das Läuten am Donnerstag abends zur Erinnerung an die Todesangst Christi und am Freitag Vormittags (Leiden Christi) ein. Durch die Einführung des regelmäßigen vierzigstündigen Gebetes vor dem ausgesetzten Sakrament wollte er die besondere Pflege des Altarsakramentes gefördert wissen. Diese Andacht wurde durch Papst Clemens VIII. 1592 vorgeschrieben und zuerst in allen Kirchen Roms wechselweise gehalten. In Wien begann das erste vierzigstündige Gebet am 27. Jänner 1594 um 8 Uhr früh und dauerte vierzig Stunden ununterbrochen, wobei das Gebet von einer Kirche zur andern wanderte. Späterhin wurde es zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr früh unterbrochen. Die einzelnen Gebetsstunden waren auf die einzelnen Stände verteilt. Die heute noch vorhandene Ordnung gewährt uns einen interessanten Einblick in die gesellschaftliche Schichtung jener Tage: 1. Stunde: Geistlichkeit, Hof- und Bürgerspital und deren Offiziere (d.h. Beamte). 2. Stunde: kais. und fürstl. Räte, Offiziere, Beamte und Dinner in kais. bzw. fürstl. Diensten. 3. Stunde: Der Rektor mit allen Mitgliedern der Universität und *zugethanen, darunter auch in specie alle Advocaten, Procuratores und Schriftenmacher, lateinisch

und deutsche Schul- und Rechenmeister und Schulmeisterin!"

4. Stunde: Bürgermeister, Richter, Innerer und Auesserer Rat der Stadt, Beisitzer des Stadtgerichtes und deren Offiziere und Amtsleute. 5. Stunde: "Alle in- und ausländische, angesessene und unangesessene, befreite und unbefreite Kauf- und Handelsleute und deren Factoren und Diener", 6. Stunde: "Alle Bürger und Besitzer der bürgerlichen Häuser in und außer der Stadt, so mit Handwerchersein", 7. Stunde: Des Zimmerhandwerks Meister, Gesellen, Lehrjungen, Weib, Kind und Dienstboten, 8. Stunde: Maurer, Steinmetze, Ziegeldecker mit allen den Ihrigen, 9. Stunde: Schlosser, Sporer, Flaschner, Griffelschmiede und Nagler, 10. Stunde: Bürstenbinder, Kämpelmacher und Sieber, 11. Stunde: Grössler, Häringer, Kässtecher, Oeler und Fütterer, 12. Stunde: Köche, Kolträger und Tuchscherer, 13. Stunde: Wagnerhandwerk, 14. Stunde: "Drächsler, Schöffleuth, Fuhrleuth und Faßzieher!" 15. Stunde: Apotheker, Barbierer, Wundärzte, Bader, 16. Stunde: Sailer und Huetter, 17. Stunde: Hafner, 18. Stunde: Spängler und Leinweber, 19. Stunde: Lebzelter und Mehlmesser, 20. Stunde: "Becken Handwerch", 21. Stunde: Schneiderhandwerk, darunter auch die Hofschneider, 22. Stunde: Fleischhackerhandwerk, 23. Stunde: Weissgerber und Lederer, 24. Stunde: Gürtler und Nestler, 25. Stunde: Sattler, Riemer, Kummetsmacher und Zaumstricker, 26. Stunde: Leinwater und Zinngießer, 27. Stunde: Schwertfeger, Messerschmiede und Püxen - Kaufleute, 28. Stunde: Binder, 29. Stunde: Fischer, Fischkäufer, Obstler, 30. Stunde: Handschuhmacher, Taschner und Beutler, 31. Stunde: Schuster, Bürger und Hofbefreite, 32. Stunde: Schmiede, 33. Stunde: Kramerzeche, 34. Stunde: Kürschner, 35. Stunde: Perlgefter, Maler und Glaser, 36. Stunde: Goldschmiede, Bürger und Befreite, 37. Stunde: Branntweiner und Kartenmaler, 38. Stunde: Tuechmacher, Kotzenmacher, Buchbinder und Tandler, 39. Stunde: Tischler. Bei der letzten Stunde "soll ohne Unterschied männiglich zu dem Gebet kommen....."

Die Anlässe zum vierzigstündigen Gebet konnten freudige und traurige sein. Zur Abwendung der Schweden- und Türkengefahr und auch der Pest. Man betete für die Papstwahl, um Regen, in Kriegsnot, zum Dank für Siege und Friedensschlüsse; vor der Geburt Maria Theresias um den sehnlichst erwünschten Thronerben. Das erbetete Kind war die nachmalige große Kaiserin.

An dem Wiedererstarken des kirchlichen Lebens hatten die Bruderschaften oder Zechen einen nicht unbeträchtlichen Anteil. Das waren religiöse Vereinigungen, die sich schon frühzeitig entwickelten und in spätem Mittelalter - nicht nur im kirchlichen Leben allein, - eine große Rolle spielten. "Zeche" ist eine mittelhochdeutsche Wortbildung, die der Bedeutung "Reihenfolge", "Anordnung" oder "Einrichtung" entsprach.

Die ersten Bruderschaften in Wien, von denen wir geschichtliche Kunde haben, waren geistlicher Art und bestanden an Kirchen und Spitälern. Es kam vor, daß die kirchlichen Bruderschaften ausschließlich oder vorwiegend von Mitgliedern eines oder von mehreren Handwerken besetzt waren und erhalten wurden.

Ueber die Aufnahme in die Zeche wurde eine besondere Urkunde ausgestellt. Der Aufgenommene wurde in das Zechbuch eingetragen, in dem auch die Abstattung seiner Beträge sowie seiner etwaigen Rückstände und Schulden eingetragen wurden. Die ordentlichen Einnahmen, die aus den Eintrittsgeldern und den Jahresbeiträgen der Mitglieder bestanden, wurden in erster Linie für Zwecke des Gottesdienstes und der Leichenbestattung verwendet.

Die Rechte der Mitglieder waren nicht nur ideeller, sondern zum Teile auch materieller Natur, so z.B. Schutz vor unlauterem Wettbewerb, brüderliche Unterstützung in Unglücks- und Todesfällen u.a. Dafür hatten aber auch die Mitglieder verschiedene Verpflichtungen und auch ihr Verhalten außerhalb der Zeche unterlag bestimmten Forderungen. Unsittlicher oder lästerlicher Lebenswandel hatte den Ausschluß zur Folge. Vermeidung jeder üblen

Nachrede war zur Pflicht gemacht. Auch waren die Mitglieder verpflichtet, an dem von der Zeche veranstaltetem Gottesdienste, der Fronleichnamsprozession, insbesondere aber an den Leichenbegängnissen der Genossen teilzunehmen. Die Zeche ließ zur Leiche das Bahrtuch und die Kerzen, wofür gewisse Gebühren zu entrichten waren. Vier Meister hatten die Leiche des Genossen zu tragen. Beim Gottesdienst der Zeche wurde der verstorbenen Mitglieder gedacht.

Die bedeutendste unter den Zechen war die Gottesleichnamzeche (auch Corporis Christi Bruderschaft genannt), der auf Grund ihrer Mitgliederzahl und ihres Ansehens bedeutende Geldmittel zur Verfügung standen, die es ihnen gestatteten, die kirchlichen Feierlichkeiten zu wahrhaft erhabenen Kundgebungen zu gestalten. Die Angabe Ogessers, wonach Herzog Rudolf IV. ihr Begründer war, stimmt nicht, denn aus einem am 29. Juni 1347 abgefaßten Testamente eines "purgers ze Wiene Wilhalm bei dem Prunnen" entnehmen wir, daß dieser "ein halbes Pfund Pfennige Geltes Purchrechts (Hauszins), das da leit (liegt) auf einem prottisch (Brotverkauf) am dem hohenmarchte gegen den Vischhof über, in Unseres Herren Gotes Leichnam Zeche " vermacht habe. Sie bestand also mindestens seit diesem Jahre. Ueber die Entwicklung der Bruderschaft im Mittelalter ist uns aber nichts bekannt, ~~darüber wissen~~ da deren Archiv beim Ausbruch der Reformation "durch Hinterlist entrissen und verbrannt wurden", wie der ehemalige Domherr von St. Stephan, Anton Klein, in seiner "Geschichte des Christentums in Oesterreich" schreibt. Es ist übrigens durchaus möglich und sogar wahrscheinlich, daß sie schon vorher, zur Zeit der Ungarnherrschaft (1485 -1490) eingegangen ist, da ungarische Bischöfe über St. Stephan geboten, denn 1507 wird ausdrücklich von einer Erneuerung der Bruderschaft gesprochen, die einem Wiener Bürger, Matthäus Heuberger (s.S.³⁷⁰) zu danken ist. Heuberger war in diesem Jahre in Begleitung mit

dreier anderer Wiener Bürger: Johannes Rogkner, Wilhelm Rollinger
(Ihr Seilöffner des altarr. Geygenschlag zur St. Stephani)
 und Markus Hebesgrüeber eigens zu dem Zwecke nach Rom gereist,
 um die neuerliche Bestätigung der Bruderschaft vom Papst Julius
 II. zu erreichen, der diese auch erteilte. Heuberger tat alles,
 um die Gottesleichnamsbruderschaft wieder zu Macht und Ansehen
 zu bringen. Er legte ein großes Buch mit dem Namen aller Mitglie-
 der an. Dieser mächtige Band in Folio Format ist heute noch im
 erzbischöflichen Ordinariatsarchiv vorhanden. Interessant daran
 ist, daß die Namen der Mitglieder in dem Buche zwar alphabetisch,
 aber nicht nach dem Zunamen, sondern nach dem Taufnamen geordnet
 sind. Die Ursache dieser für uns merkwürdigen Aufzeichnung liegt
 darin, daß bis zum 15. Jahrhundert nur der geringere Teil Zuna-
 men führte, der bei weitem größere aber bloß Taufnamen, die höch-
 stens durch Beisetzung des bekleideten Amtes, des Gewerbes, der
 Lage ihres Hauses, der Verwandtschaft oder Verschwägerung beglei-
 tet sind. In diesem sehr umfangreichen Mitgliederverzeichnis
 sind alle Stände und Gewerbe, wie die verschiedenen Schichten
 der Gesellschaft vertreten. Sehr interessante und nähere Aus-
 führungen hierüber enthält das Büchlein von Ernst Tomek "Spazier-
 gänge durch Alt Wien", S. 174 ff.

Nun muß es auffallen, daß dieses von Heuberger angelegte Mit-
 gliederverzeichnis die Reformationszeit nicht nur überdauert
 hat, sondern noch heute erhalten ist, während alle früheren Auf-
 zeichnungen der Gottesleichnamsbruderschaft in eben dieser Zeit
 vernichtet worden sein sollen. Das legt die Vermutung nahe, daß
 diese früheren Aufzeichnungen schon nicht mehr da waren, als
 Heuberger die Bruderschaft neu gründete. Der Domherr Klein dürf-
 te daher die Reformation zu Unrecht für ihren Verlust verant-
 wortlich machen. Dafür aber spiegelt sich der Niedergang katho-
 lischen Lebens ~~xxx~~ während der Reformationszeit in Heuberger's
 Bruderschaftsbuch mit aller Deutlichkeit ab. Noch traten bis
 1529 neue Mitglieder ~~zu~~ ein; von da ab niemand mehr. Die Zah-

lungen brachen mit dem dritten Quartal 1530 ab. Noch aber besaß die Bruderschaft ihr Vermögen, ihre Stiftungen und hatte Verpflichtungen zum Dom. 1535 kommt sie in der Kirchenrechnung von St. Stephan vor. Nach 1535 dürfte sie dann nur noch ein Scheinleben im Verborgenen geführt haben.

Auch die meisten andern Bruderschaften hatte der Sturm der Glaubenserneuerung hinweggefegt. Nur Vereinigungen, die mit dem religiösen auch einen praktischen Zweck verbanden, konnten sich zum Teile erhalten, so z.B. die Bruderschaft Allerheiligen im Bürgerspital, die Schreiberzeche (der Notare) in dem Karner auf dem Stephansfreithofe, weil diese zugleich die Interessen des Standes vertrat. Andere nannten sich wohl noch Bruderschaften, hatten aber den Charakter von kirchlichen Vereinen völlig eingebüßt, wie die St. Oswald Bruderschaft der Oeler, Häringer, Kässtecher und Schmalzler, die höchstens bei Leichenbegängnissen mit der Kirche noch in Berührung kamen. So blieb es bis zur Zeit des Bischofs Kaspar Neubeck, der 1574 das Wiener Bistum übernahm. Er brachte das kirchliche Leben in Wien wieder in besseren Stand und eines seiner ersten Werke war die Wiedererweckung der Fronleichnamsbruderschaft zu St. Stephan. Durch die nun wieder zahlreich zuströmenden neuen Mitgliedern (unter den ersten befanden sich die nächsten Verwandten des Bischofs) als auch durch freiwillige Opfergaben wuchs das Vermögen der Vereinigung zu so namhafter Höhe, daß die Bruderschaft bald wesentlich zur Verschönerung des ~~Antikristianisches~~ Gotteshauses und zur feierlichen Ausstattung des Gottesdienstes beitragen konnte. Das gab aber auch den andern Bruderschaften neuen Impuls und so manche von ihnen konnte sich wieder erholen und kräftigen.

Das Zeitalter der eigentlichen Gegenreformation und ihrer Auswirkung brachte den Bruderschaften eine Zeit neuer Blüte. Khlesl, der schon als Dompropst dem Bischof Neubeck bei der Wiederherstellung der Fronleichnamsbruderschaft zur Seite gestanden war,

machte auch als Bischof (1598 bis 1630) diese Vereinigung zum Gegenstande besonderer Fürsorge.

Die größte Zahl der Bruderschaften war bei den Jesuiten, die in kluger Erwägung für die einzelnen Stände getrennte Kongregationen errichtet hatten. Ihr Bekehrungseifer ging so weit, daß sie sogar eine Bruderschaft der bekehrten Juden planten !

Eine gar seltsame Bruderschaft war auch die von der Kaiserin Eleonore gegründete und von Papst Urban VIII. 1638 bestätigte Totenbruderschaft, deren Hauptzweck die Bestattung der Verstorbenen war, besonders der hingerichteten Übeltäter, deren Leichen sie vom Richtplatze wegtrugen, um sie in dem Armensünder Gottesacker ehrlich zu begraben, der auf Grund ihrer Verwendung am jenseitigen Rande des Glacis auf der Wieden errichtet worden war (in der Nähe der heütigen Paniglgasse). Der Bruderschaft gehörten Personen jedes Standes an, selbst hohe Adelige. Ihre Mitglieder waren vermummt und in schwarze Kutten geküllt, worüber sie einen kurzen Ledermantel hatten, darauf ein kaiserlicher Adler zu sehen war, denn die Kaiserin hatte ihr den Titel "winer kaiserlichen Bruderschaft" mit dem Rechte, diesen Adler zu tragen, verliehen. Seit 1642 wurde von der Bruderschaft dem Zuge zur Richtstätte das Armesünderkreuz vorgetragen, das der Jude Ferdinand Engelberger am 16. August des gleichen Jahres auf empörende Art verunglimpft hatte (s. Band I, S. 329). Das Kreuz befindet sich noch heute in der Kapelle des Landesgerichtsgebäudes.

Das leopoldinische Zeitalter war dem Wachstum der Bruderschaften besonders günstig. Einen Einblick in die Tätigkeiten der Bruderschaften zu dieser Zeit gewährt uns eine Jahresrechnung der Corporis Christi Bruderschaft bei St. Stephan von 1676. Nach ihr hatte die Bruderschaft in dem genannten Jahre (in dem sie 58 neue Mitglieder verzeichnete) von ihren Kapitalien allein Interessen in der Höhe von 2753 Gulden eingenommen. Die Rechnung

verzeichnet aber auch hohe Ausgaben, so u.a. für die Musik 338 Gulden, für Kerzen 840 Gulden, für die von der Bruderschaft veranstaltete Mariazeller Prozession 127 Gulden u.s.w.

Da ein ~~Mitg~~ Teil der Mitglieder noch mehr für die Ehre des Sakraments tun wollte, bildete sich innerhalb der Bruderschaft 1695 eine neue, die sich nach den 72 Jüngern des Herrn nannte, ebensoviele Mitglieder aufnahm und ihre Andachten in der Magdalenenkapelle auf dem Stephansfreithof abhielt. Außer den gewöhnlichen Pflichten der Fronleichnamsbruderschaft wollten diese 72 Brüder noch besondere erfüllen, so ~~sie~~ abwechselnd das Sakrament zu den Kranken begleiten, jede Unehre von ihm abhalten, sich jeder Gotteslästerung und des "Sakramentierens" enthalten und dafür zu sorgen, daß alle Brüder sich rechtzeitig versehen ließen. Sie versprachen, täglich der Messe beizuwohnen und zwölfmal jährlich zu kommunizieren, die 72 Jünger des Herrn zu verehren und den Tag des einen dieser Jünger, des heil. Maximin (8. Juni) in der Magdalenenkapelle feierlich zu begehen, da er der hl. Magdalena die Wegzehrung gereicht haben soll.

Im 18. Jahrhundert nahm die Zahl der Bruderschaften noch immer zu. So wurden bei St. Stephan eingeführt: 1725 eine Cäcilienbruderschaft, welcher die Tonkünstler beitraten, 1729 eine Bruderschaft zu Ehren des hl. Johann Nepomuk für alle Stände, zur gleichen Zeit eine "zu Trost und christlicher ~~Hilf~~ Hilf aller Sterbenden", die nicht zu verwechseln ist mit der von dem Huterergesellen Georg Kurz gegründeten "Armenseelenbruderschaft" (s. S. 187).

Das allmählich überwuchernde Bruderschaftswesen zeitigte freilich auch Auswüchse, die dem Kaiser Josef II. zum Vorwand dienten, die Bruderschaften aufzuheben.

Die größten und umfangreichsten Feierlichkeiten bei St. Stephan fielen in die Oktav des Osterfestes, das mit der Palmenweihe am Palmsonntag begann. Die dafür erforderlichen Palm-

und Oelzweige hatte der Mautner zu Görz zu liefern. Im k.k. Steiermärkischen Statthaltereiarchiv sind die Befehle aufbewahrt, die hierüber Zeugnis ablegen. So erhielt der Mautner am 6. März 1632 den Befehl, alsbald 800 schöne Palm- und Oelzweige für den herannahenden Palmsonntag nach Wien zu befördern. Am 9. März 1638 beauftragt ihn die österreichische Hofkammer eine Anzahl solcher Zweige nicht nur für dieses Jahr sondern auch künftighin rechtzeitig an den kaiserlichen Hof nach Wien zu senden. Am 10. März 1643 werden außer 2.000 Stück für den kais. Hof in Wien noch 400 Stück für die verwitwete Kaiserin beordert; am 22. März wird ein Auftrag auf 1200 bis 1400 Oel- oder Palmzweige erteilt.

Die Feier bei St. Stephan nahm vom Markusaltar ihren Ausgang. Eingeleitet wurde sie durch "Christi Einzug in Jerusalem", der durch eine Prozession veranschaulicht wurde. Beim Markusaltar war ein Palmesel aufgestellt und von hier aus zog der Dompropst mit dem Domherren und dem übrigen Klerus, den Chorknaben und dem Stadtrat, alle große Palmzweige in den Händen haltend, zum Palmbüchel (s.S. 346). Dort war ein großer Teppich ausgebreitet, auf dem ein hölzernes, in einen blauen Mantel gehülltes Kruzifix lag.

Nach der Kreuzenthüllung wurde die Prozession fortgesetzt, deren Glanzpunkt, - wenigstens für das schaulustige Volk, - der mitgeführte und mit Blumen und Palmen reich geschmückte Palmesel bildete. Von jener Zeit her datiert die bekannte Redewendung "geputzt wie ein Palmesel".

Von Leuten umgeben, die Weidenzweige mit Palmkätzchen schwangen, führte ein Priester den wahrscheinlich auf Rädern oder Rollen stehenden Esel durch die Kirche und über den Freyhof. Zum Ergötzen der lieben Jugend war es gestattet, den Rücken des Esels zu besteigen. Eine Rechnung der ~~von Rudolff IV~~ Corporis Christi Bruderschaft weist eine darauf bezügliche Ausgabepost aus: "dem Himmelstrager wegen Auff- und Absetzung denen Kindern, so auff dem Palmb-Esl geruetten".

Dieses Schaustück, das 1435 angefertigt worden sein dürfte, wurde während der übrigen Zeit des Jahres in einem Gewölbe unter der Kantorei aufbewahrt.

Am Gründonnerstag wusch der Dompropst (später der Bischof) nach dem Hochamte den Domherrn die Füße und teilte nachher jedem etwas Brot und Wein aus. Hierzu standen hölzerne, innen mit weißem Wachs überzogene Becher voll spanischen Weines und zwei darauf liegenden Oblaten auf einem ~~abgetrikken~~ Tische bereit. Heute nimmt der Erzbischof die Fußwaschung im Mittelschiff des Domes ungefähr zwischen Frauen- und Speisealtar ~~XXX~~ an 12 Greisen aus dem Lainzer Versorgungshause vor. Dort ist eigens für diesen Tag ein tuchverhangenes Holzgeländer aufgerichtet, innerhalb dessen sich die heilige Handlung vollzieht. Die Greise erhielten (bis zum Kriegsausbruche) vorerst in der untern Sakristei eine stärkende Kraftbrühe mit Ei und Weißbrot und begaben sich dann in das Kirchenschiff, wo sie innerhalb des aufgestellten Geländers Platz nahmen. Auf einem Tische liegen dort 12 Karlsbader Oblaten, 12 Becher mit Wein und 12 mit Münzen (bis 1938 waren es Schillingmünzen) gefüllte weißleinerne Beutelchen. Umgeben von den Alumnen, der Churgeistlichkeit und dem Domkapitel wäscht der Kirchenfürst jedem der 12 Greise kniend den rechten Fuß. Sodann empfängt der betreffende Greis, an dem die heilige Handlung vollzogen ist, von einem der assistierenden Kleriker eine Oblate, ein zweiter Kleriker reicht ihm einen Becher Wein, ein dritter aber eines der gefüllten Beutelchen. Es ist den Beteiligten gestattet, Oblate und Wein noch in der Kirche zu konsumieren. Nach kurzem Schlußgebet ist die heilige Handlung zu Ende und die Greise werden im Auto wieder nach Lainz zurückgebracht.

Nach der Fußwaschung hielt in früheren Jahrhunderten ein Domprediger die Predigt. War diese vorüber, dann wurde vor dem ^Markusaltar eine kleine auf Rädern bewegliche Bühne gerückt, auf der man den Heiland am Oelberge mit den schlafenden Jüngern

dargestellt sah.

Um vier Uhr nachmittags begann die Pumpermette mit der Absingung von Psalmen, die durch Lamentationen und Klagelieder unterbrochen wurde. Vor dem Altar befand sich während der Mette ein Leuchter in Form eines Dreieckes, auf dem 31 Kerzen aufgesteckt waren, - je ein Paar für jeden Apostel und für jede der drei Marien; die oberste Kerze galt dem Heiland. Nach jedem Psalm wurde ein Kerzenpaar abgelöscht, nur die oberste blieb brennend. Nach der Pumpermette zog eine Prozession über den Friedhof, wobei eines der ältesten deutschen Kirchenlieder "Maria rosenrot" gesungen und indessen statt des Oelberges ein Kruzifix aufgestellt wurde.

Pumper- oder auch Rumpelmette hieß diese wegen des Gepolters, das am Beginn und Ende der Mette mit einer großen hölzernen Klapper gemacht wurde. Da die Kirchenbesucher während der ganzen Messe mit Hämmern und Degen mitklopfen, artete das "Mettenklopfen" in den letzten drei Tagen der Karwoche, während welcher die Glocken schwiegen, zu einem Unfug ärgster Sorte aus.

Am Karfreitag wurde nach der Predigt und dem anschließenden Gottesdienste im Kirchenschiff auf der Bühne, auf der tags zuvor "der Oelberg" stand, von den Steuerdienern der Stadt Wien das Leiden Christi vorgeführt. Nachdem der Leichnam Christi vom Kreuze herabgenommen worden war, wurde er auf eine Bahre gelegt und in feierlicher Prozession unter klagender Musik und Trauer gesängen um den Friedhof herum zum hl. Grabe geführt, das sich bis 1687 in der Tirnakapelle befand. Vier Priester in schwarzen Levitenröcken trugen die Bahre, die viele Knaben in schwarzen Röcken und Kapuzen über den Gesichtern begleiteten. Sie trugen Kerzen auf hohen vergoldeten Stangen oder Windlichter. Ihnen schlossen sich die Männer an, welche die Passion gespielt hatten, dann die aus der Leidensgeschichte des Herrn bekannten drei Marien und Magdalena. Nun kamen 24 mit weißen Schleiern ganz

verhüllte Frauen (jene darstellend, die dem Herrn von Galiläa aus nachfolgten, bzw. die bei anbrechendem Tage herbeigeeilt waren, das Grab zu sehen). Der Magistrat der Stadt, die Corporis Christi Bruderschaft u.a. begleiteten gleichfalls die Prozession, brennende Fackeln oder Kerzen in den Händen haltend.

Am hl. Grabe wurde das Leiden Christi weiter gespielt, dann wurde (wenigstens im Jahre 1728 noch) ein vergoldetes Gitter davor gestellt und dieses vom Bischof oder seinem Stellvertreter und vom Bürgermeister mit einer karmesinroten seidenen Schnur versiegelt.

Das im Jahre 1687 ~~errichtete~~ neu errichtete hl. Grab, dessen Herstellung 36.000 Gulden gekostet haben soll, wurde von da an alljährlich in der Mitte der Kirche aufgestellt, wobei auf 26 hohen Leuchtern große Kerzen brannten, die man Zechkerzen nannte und welche die bürgerlichen Zünfte beigestellt hatten, deren Fahnen in der Kirche aufbewahrt waren und die auch alle Quatember ihren Gottesdienst hier halten ließen. Es waren dies:

- | | |
|-----------------------------------|---|
| 1.) die bürgerlichen Handelsleute | 14.) Binder |
| 2.) Stricker | 15.) Leinwandhändler |
| 3.) Handschuhmacher und Maschner | 16.) Tändler |
| 4.) Kürschner | 17.) Fleischhacker |
| 5.) Weißgärber und Lederer | 18.) Tischler |
| 6.) Hafner | 19.) Hofbefreite Lustgärtner |
| 7.) Bader | 20.) Ziegeldecker |
| 8.) Wagner | 21.) Steinmetze und Maurer |
| 9.) Bräuermeister | 22.) Schuhmacher |
| 10.) Goldschmiede | 23.) Zimmerleute |
| 11.) Schneider | 24.) Branntweiner |
| 12.) Schlosser | 25.) Kässtecher, Oelerer, Häringer und Greißler |
| 13.) Riemer | 26.) Schnürmacher |

Unter dem Dombaumeister Hermann (gest. 1908) wurde nach den Entwürfen des Architekten Ludwig Simon ein neues Grab hergestellt (Abb. 120, S. 298), das in der Karwoche im Friedrichschor aufgerichtet wird.

Die früheste Nachricht über Passionsspiele bei St. Stephan reicht in das Jahr 1432 zurück. Trotz Abratens des Dekans der artistischen Fakultät der Universität hatte Magister Johann Zeller von Augsburg am Gründonnerstag, Karfreitag und Ostersonn-

tag in der herzoglichen Burg öffentliche Spiele vom letzten Abendmahl, vom Leiden und von der Auferstehung des Herrn veranstaltet. Die Fakultät faßte nun den Entschluß, allen ihren Magistern derartige Aufführungen ohne ihre Erlaubnis zu untersagen. Zuwiderhandelnde Magister seien von der Fakultät auszuschließen. (Kink, Gesch. der kais. Universität zu Wien, I, II, 48, Nr. 20). Infolge jenes Beschlusses von 1432 kam der Magister ein Jahr darauf rechtzeitig (am 8. März 1433) bei der Fakultät um die Ermächtigung ein, in der Karwoche ein Klagespiel vom Leiden des Herrn (lamentationes de passione Domini) veranstalten zu dürfen. Obwohl Herzog Albrecht V. das Ansuchen unterstützte, beschloß die Fakultät dennoch den Bewerber, ~~abzuweisen~~ dessen früheres Spiel bereits ihr Mißfallen erregt hatte, abzuweisen. Die Bevölkerung scheint mit dieser Abweisung nicht einverstanden gewesen zu sein, denn nun nahm die Stadt die Angelegenheit selbst in die Hand. Sie ließ 1435 einen Palmesel und zwei Jahre später vom Maler Ulrich ein hl. Grab im Dome herstellen, das bei den Passionsspielen verwendet wurde. Nachdem es ganz morsch geworden war, wurde es 1687 durch ein neues ersetzt.

Die urkundlichen Nachrichten aus dem ablaufenden Mittelalter sind spärlich; nur aus Stiftungen, deren Erträgnisse der Pflege solcher Passionsspiele gewidmet waren, erfahren wir etwas über sie. 1481 wurde die Aufführung der Passion für "ewige" Zeiten auf den Fronleichnamstag verlegt. Da aber Klerus, Rat und Volk an diesem Tage durch die Fronleichnamsprozession schon sehr in Anspruch genommen waren, ersuchten die vier Zechmeister der Corporis Christi Bruderschaft am 14. August 1505 den Stadtrat, die Spiele auf den Dreifaltigkeitssonntag verlegen zu dürfen, damit recht viele sich daran erbauen könnten. Der Tag wurde genehmigt und auch auf dem Friedhofe eine Bühne errichtet. In den Stürmen der Reformationszeit gaben die Passionsspiele, an denen sich das Volk so lange erbaut hatte, Anlaß zu mancher-

lei Unfug. Sie wurden daher eingestellt und an ihre Stelle trat die **M a r i a z e l l e r W a l l f a h r t**. Schon 1587 hatte der Wiener Bischof **Kardinal Khlesl** die Wiener zuerst nach **Mariazell**, dann nach **Mariabrunn** geführt. Zu einer ständigen Einrichtung machte sie aber erst die **Eronleichnamensbruderschaft**, deren erste Prozession nach **Mariazell** 1632 unter **Teilnahme** des Kaisers **Ferdinand II.** stattfand. Zur Bestreitung der Kosten stiftete der Kurat und spätere Domherr **Laurenz Haberell** (liegt im Dom begraben, siehe S. 229) 3000 Taler. Obwohl bei den damaligen schlechten Straßen der weite Weg nach **Mariazell** ein großes Opfer bedeutete, nahm der Zuspruch der Bevölkerung an der Wallfahrt, die nun alljährlich stattfand, ständig zu. Bei der Rückkehr empfing der Klerus die Prozessionsteilnehmer beim **Kärntnertor** und geleitete sie durch ein dichtes Spalier zum Dom von **St. Stephan**. Kaiser **Josef II.** verbot zwar 1783 die Prozession, doch lebte sie bald nach seinem Tode wieder auf. Schließlich wiederholten sich die Prozessionen im Laufe des Jahres so häufig, daß 1811 die Anzahl der Wallfahrten zum österreichischen Nationalheiligtum Mariens behördlich geregelt werden mußten.

Der Vollständigkeit halber mag hier auch noch des großen **K a r f r e i t a g b u ß g a n g e s** gedacht werden, der in unserer Zeit bis vor dem Umbruche stattfand. Schlicht und einfach wohl, zeigte er dennoch wie tief der katholische Glaube in der Wiener Bevölkerung verwurzelt war. Als Ausgangspunkt waren für die Männer und Jungmänner drei Sammelplätze (**Karlsplatz**, **Votivkirche** und **Franz Josephskai**) bestimmt. Um 8 Uhr abends setzten sich von diesen Punkten aus die Züge in Bewegung. Im **Stephansdom** erwartete das Eintreffen der Bußgänger der Bundespräsident. Um 20 Uhr 30 zogen die drei Gruppen, die in ihrer Gesamtheit eine nach Tausenden zählende Schar bildeten, mit ihren brennenden Kerzen durch das **Singertor**, das **Riesentor** und

das Bischofstor in den ehrwürdigen Dom ein, wo sie in den drei Schiffen Aufstellung nahmen und der Buß- und Bittandacht beiwohnten, nachdem vorher der Kardinal von der Kanzel aus über Sinn und Bedeutung dieser Gebeteskundgebung gesprochen hatte.

Weniger erbaulich hingegen muß unter den früheren geistlichen Spielen zu St. Stephan "die Himmelfahrt des Herrn" am Christi Himmelfahrtstage genannt werden. Mitten in der Kirche hingen an Stricken sechs kleine Engel herab, die in den Händen brennende Kerzen hielten. Dorthin begaben sich die Domherren unter ~~Vor-~~ Vorantritt singender Schüler, Kreuzfahnen und brennende Kerzen tragend. Nach beendigtem Gesang wurde ein lebensgroßer, aus Holz geschnitzter Christus angekleidet und samt den herumschwebenden sechs Engeln zum Gewölbe empor und in eine Deckenöffnung hineingezogen. Während des Hinaufziehens, das fast eine Viertelstunde währte, huben die Kinder ein lautes Geschrei und Jauchzen an, wobei sie in die Hände paschten. War Christus in dem Loche verschwunden, wurden kleine Heiligenbilder aus der Oeffnung herabgeworfen, welche Jung und Alt zu erhaschen trachtete. Aus der Gewölbeöffnung flog eine lebendige weiße Taube (hl. Geist) und der Mesner schüttete Wasser und Oblaten auf die Andächtigen (?) herab,- wohl eine etwas naive Andeutung der "Ausgießung des hl. Geistes", die der Würde und Heiligkeit des Ortes kaum entsprechen konnte. Diese Darstellung der "Christi Himmelfahrt" ist bis 1707 bezeugt.

Am ersten (weißen) Sonntag nach Ostern wurde das Kirchweihfest des Stephansdomes feierlich begangen, das dem Volke willkommene Gelegenheit gab, an die religiöse Feier seine Lustbarkeiten anzuschließen.

Anlaß zu einer ganz besonderen Feier gab das Fronleichnamsfest, das 1264 von Papst Urban V. zur besonderen Verehrung des Allerheiligsten Altarsakramentes für die gesamte Kirche vorgeschrieben wurde. Anfangs nur wenig beachtet, gewann es an Be-

deutung, als Papst Johann XXII. ¹³¹⁶ dazu die Fronleichnamsprozession verordnete. Der Pfarrherr von St. Stephan, Heinrich von Luzern, der 1334 den Fron- oder Gottesleichnamsaltar errichten ließ, machte für diese Prozession eine große Stiftung (s.S.²⁵⁸), die der Kaplan dieses Altares, Hanns Sturr, 1339 noch wesentlich vermehrte. 1336 ordnete Herzog Rudolf IV. an, daß dieser Umgang ein öffentlicher werde, wonach das Allerheiligste unter Entfaltung größten kirchlichen und weltlichen Pompes in der Stadt herum zu tragen sei. Er befahl: "daß man an dem Gotzleichnamstag alles das Heiltum, daz da ist, und alle die vann (Fahnen), die da sind, und alle hymel, und dreizzig Kerzen und ezen Wintlich (Windlichter) umbtragen in der Statt und darczu sullen komen alle Pharer alle Klöster, und alle Caplan, und alle Phaffen mit sampt den Deutschherren, sand Johannsern, Heiliggeistern, und Spitalern in der Statt und in den vorstetten mit aller irr schönsten gezierd, die sie habent..."

Das feierliche Aussehen der Prozession wurde erhöht durch die 24 Chorherren, die lange rote Talare trugen wie die römischen Kardinäle. Ihnen folgten die 26 Kapläne. Diese sollten tragen "pfafflich Gewand mit Mänteln und mit Röcken und mit Hosen und mit Gugeln, daz braun sei, und wenn sie sind in Gottesdiensten, so sollen sie tragen Chorröckl oder sollich pfafflich Zierd und Meßgewand".

Die kardinalsrote Herrlichkeit der Chorherren von St. Stephan dauerte allerdings nicht lange, denn Papst Urban V. widerrief 1367 die vom seinem Vorgänger Innocenz VI. gegebene Erlaubnis, indem er darauf hinwies, daß die rote Kleidung den römischen Kardinälen allein zukomme.

Im 15. Jahrhundert, der Blütezeit der Zünfte, bildete der Fronleichnamstag mit seiner Prozession den höchsten Festtag des Jahres aller Zünfte, denn alle Stände waren auf das innigste mit dem Leben der Kirche verbunden und so eng verwachsen mit

ihr, daß es schwer ist, Weltliches und Geistliches in dieser Zeit voneinander zu trennen. So nahmen die Zünfte mit ihren Fahnen, Standarten und Heiligenbildern an der Prozession teil, und wer dies unterließ, hatte in die Bruderschaftslade eine Strafe zu zahlen. Meister und Gesellen schritten in der farbenfrohen Kleiderpracht des Mittelalters mit dem Zuge. Für ihre Einteilung war eine eigene Ordnung aufgestellt: zuerst kamen die Zimmerleut, die Schlosser, Sporer, Ringler (Ringelpanzermacher), Nadler, Eisenzieher, dann die Wiltprüter, Huenrayner (Eierhändler), Käser (Käsehändler), die Viltzhueter (Filzhutmacher), Wollslaher (Wollmacher), Tuchmacher und Tuchbraitter, Kohler (Kohlenhändler u. zw. ist damit Holzkohle gemeint!), Kofler (eine Art von Schuhmacher), die Trager bei dem Rothenturm (die an der Donau beim Ausladen der Schiffe halfen), Messer und Meltrager, Faßzieher, Wagenführer, Hafner und ihre Ziegelknecht, die vor Widmerthor (war bei der Burg), die vor Schottenthor (da vor diesen Toren Weingärten lagen, waren damit die Weinausschänker gemeint), Oebstler, Keuffel am Hof (Kleidertrödler), Mantler und Joppner (Mantel- und Joppenschneider), Tuchscherer, Chuntner (Kummetsmacher), Wagner, Grichtmacher, Tischler, Drechsler, Holzschuster, Schüssler, Pader und ir Gesind, Sailer, Peutler, Ververber (Fellfärber), Hantschuster (Handschuhmacher), Gürtler und ir Knecht, Paineingürtler (verfertigten beschlagene Borten), Taschner, Zinngießer, Irher (Weißgärber), Puchoeler (Pergamentmacher), Sliemer (verfertigten oelgetränktes Papier als Ersatz für Fensterscheiben, vgl. Band I, S. 610), Riemer, Lederer, Zeinstricker, Ratschmiede, Satler und ir Knecht, ~~Schuester und ir Knecht~~ Swertfeger, Pinter (Faßbinder), Letzelter (Lebkuchenbäcker), Verber, Flötzer und ir Knecht, Tischler und ir Knecht, Schuester und ir Knecht, Hufe schmied und ir Knecht, ~~Parochanter (Parochentwicker)~~ Plattner (Harnischmacher), Bruner oder Parbücher (Panzermacher),

Helmschmied, Pogner, Pfeilschnitzer, und ir Knecht, Parchanter (Barchentweber), Weber, Maler, Schilter, Glaser, Goldschlager, Seidenmacher (Sticker), Smerber (Fetthändler), Oeler, Kerzenmacher, Steinmetzen, Maurer und ir Geselln, Saltzer (Salz- händler vom Salzgries), Müllner, Pekchen (Bäcker), Melber (Mehlhändler und ir Knecht, Sneider und ir Knecht, Fleischhacker und ir Knecht, Kramer, Wachsgießer, Leibater (Leinwanderzeuger), Kurschner und ir Knecht, Münsser (Münzer) und ir Knecht, Golt- schmied und ir Knecht.

Die Fahnen, die sie mit sich führten, waren zum Teile so groß, daß mitunter 10 Männer daran zu tragen hatten.

Die neue Glaubensbewegung im 16. Jahrhundert tat der Verehrung des hochwürdigsten Gutes großen Abbruch; so ist es auch erklärlich, daß dieser Glaubensakt durch die neue Lehre am meisten zurückgedrängt wurde. Die Wiener hatten zur Reformationszeit die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten derart verloren, daß sie die ihnen notwendig erscheinende leibliche Stärkung vor der Prozession auch während derselben fortsetzten, Weinkannen im Zuge mit- schleppten und sich zutranken ("Austria" oder österr. Univer- salkalender 1844, S. 113). Welchen Gefahren das Sakrament und die Priester in diesen Tagen ausgesetzt waren, zeigt der Fall des protestantischen Bäckerjungen Johann Heyn (s. Band I, S. 15), der im Jahre 1549 während einer sich über den Graben bewegenden Prozession auf den das Allerheiligste tragenden Priester stürzte, diesem das hochw. Gut entriß, auf die Erde warf und mit den Füßen trat. Der Revler büßte freilich seine Untat mit dem Leben. Da er keinerlei Reue zeigte, wurde er auf der Gänseweide (heu- tige Weißgärberlande) verbrannt.

Umso größeren Glanz brachte dem Fest die Zeit der Gegenrefor- mation. Unter dem tatkräftigen Bischof Kaspar Neubeck lebte die Fronleichnamsprozession, die in der Zeit des Protestantismus fast vollkommen eingegangen war, wieder auf. 1581 machte die

Prozession folgende Stationen: Erstes Evangelium beim Hause des Herrn Hieronymi am Anfang der Kärntnerstraße, dann eine Zwischenstation, wo die Prozession nur halt machte, um ein Gebet zu sprechen vor dem Haus "zum blauen Esel, des Domprobsten Mutterhaus" (Kärntnerstraße Nr. 21). Es war das Elternhaus des berühmten nachmaligen Bischofs von Wien, Kardinal Melchior Khlesl, dessen Mutter zuliebe die Station gemacht wurde. Zweites Evangelium vor der Bürgerspitalskirche St. Klara auf dem Schweinemarkt (Lobkowitzplatz), drittes bei dem Friedhof der Michaelskirche, viertes auf dem Graben. Den höchsten Grad erreichte die Feier, als seit 1622 der kaiserliche Hofstaat regelmäßig daran teilnahm. Diesen Brauch der Habsburger, das Allerheiligste durch die Stadt zu begleiten, hat nach dem Ende der Monarchie die Regierung fortgesetzt.

In der Glanzzeit Kaiser Karls VI. und auch noch seiner Tochter Maria Theresia gestaltete sich die Fronleichnamsprozession zu einer großen und mächtigen Glaubenskundgebung des Hauses Habsburg und der Wiener. Welchen Umfang die Fronleichnamsprozession schließlich annahm, welche Größe und Bedeutung diesem Feste zugemessen wurde, geht aus der nachangeführten Anordnung, wie sie um 1770 bestand, am besten hervor:

Den Zünften, deren Zahl nach dem Stadtarchiv damals 61 betrug, folgten die Spitäler und zwar in streng zu beachtender Reihenfolge:

das Waisenhaus am Rennweg,
das Johann Nepomuzenispital,
das große Armenhaus in der Alster- (Alser-) gasse,
das kais. Hofspital;

sodann kam die gesamte Geistlichkeit in folgender Ordnung:

Trinitarier, Karmeliter, Serviten, Barfüßer Augustiner, Paulaner, Barmherzige Brüder, Kapuziner, Augustiner von der Landstraße, Minoriten, Franziskaner und Dominikaner;

hierauf das zahlreiche Volk, dann

die regulierten Chorherren bei St. Dorothea,
die Pfarrgeistlichen bei den Schotten,
die Pfarrgeistlichen des Bürgerspitals mit den Knaben und

Mägdelein verschiedener Stiftungen,
 die Geistlichen der kais. Pfarre bei St. Michael,
 die bürgerlichen Offiziere,
 der Aeussere Stadtrat,
 der kais. und königl. Stand- und Landgericht,
 der Innere Stadtrat, wobei dem Herrn Stadtrat das Schwert
 vorgetragen wurde. Es folgten

die k.k. Leiblakeien,
 Trompeter und Pauker,
 Hofkuriere und Edelknaben,
 Kammerdiener, Hofmusik,
 Erzbischöfliche Kur,
 Stephansorden bis auf die Großkreuze,
 Maria Theresienorden bis auf die Großkreuze,
 Großkreuze des Stephansordens,
 Großkreuze des Maria Theresienordens,
 Ritter des Goldenen Vlieses, eingeteilt mit dem hiesigen
 Domkapitel, an dessen rechter Seite die Dekane von den vier Fa-
 kultäten der Universität mit dem Rektor Magnificus, der von
 zwei Ratsherren begleitet wurde;

das hochwürdigste Gut unter einem prächtigen Baldachin,
 dessen Quasten von den Kammerherren, die Stangen aber von den
 Bürgern des Aeussern Rates getragen wurden.

Hierauf folgte der Allerhöchste Hof; nach diesem die Ge-
 heimen Räte, Kammerherren und Truchsesse.

Den Schluss machte eine Brigade der ungarischen Leibgarde
 zu Pferde und eine Kompagnie Grenadiere.

Am Fronleichnamstag war auch das Riesentor geöffnet. Die
 glänzende Prozession bewegte sich, - schönes Wetter vorausgesetzt, -
 durch die Kärntnerstraße auf den Neuen Markt, wo das erste Evan-
 gelium gelesen wurde, dann über den Lobkowitzplatz (zweites
 Evangelium) durch die Augustinerstraße, über den Josephsplatz
 auf den Michaelerplatz (drittes Evangelium) und über den Kohl-
 markt und Graben (viertes Evangelium) zur Stephanskirche zu-
 rück. Das ausgerückte Militär gab während dessen zu bestimmten
 Zeitpunkten Salven ab.

Der Sohn Maria Theresias, Kaiser Josef II., der in vielem
 die kirchliche Ordnung umstieß, hat 1783 auch die Ordnung der
 Fronleichnamsprozession in Wien geändert. Die Teilnahme der
 Zünfte wurde wohl beibehalten, doch für die Stadt nur e i n e

Prozession zugelassen, die aber dafür alle Pfarrgegenden (der innern Stadt) durchzugehen hatte. Er ordnete den einzuschlagenden Weg wie folgt an: St. Stephan, Bischofshof, Wollzeile, Schwibbogen zum Universitätsplatz, Bäckerstraße, Lichtensteg, Hoher Markt, Wildwerker- (Wipplinger-) straße, Judenplatz, auf den Hof, von da über die Freyung, durch die Herrengasse, Kohlmarkt auf den Graben, Dorotheergasse, bei den Augustinern vorüber nach dem Neuen Markt und durch die Kärntnerstraße nach Stephan zurück.

Schon im nächsten Jahre sah sich der Kaiser veranlaßt, die Prozession zu kürzen, "nachdem man sich beschwert hatte, daß vorm Jahr die Prozession zu lang und zu beschwerlich ausgefallen sei. Nun zog sie aus dem Haupttor der Kirche hinaus über den Stock am Eisenplatz auf den Graben, von da über den Kohlmarkt zur Michaelerkirche, Herrengasse, Strauchgassel, Heidenschuß, über den Platz am Hof, den Judenplatz, die Wipplingerstraße, den Hohen Markt, Lichtensteg und schließlich durch die Bischofsgasse (d. i. der obere Teil der Rotenturmstraße) nach St. Stephan zurück.

Unter Kaiser Franz II. äußerten sich die Drangsale der Franzosenkriege auch in der Feier des Fronleichnamfestes. In manchen Jahren mußte die Prozession ganz unterbleiben. In der nachfolgenden Biedermeierzeit stehen an der Spitze des Zuges noch immer die Zünfte und Innungen, wie es seit dem Mittelalter Brauch gewesen ist. Auch die Sitte, gelegentlich der Umzüge die Straßen mit Gras zu bestreuen, reicht auf einen mehr als halbtausendjährigen Gebrauch zurück.

Die Fronleichnamsprozession zur Zeit des Kaisers Franz Josefs, die mit den schönsten und prachtvollsten in Mitteleuropa wetteiferten konnte, war ein großartiges Schaustück, zu dem die Fremden aus der ganzen Welt herbeieilten. Nachdem sich die Kaiserin Elisabeth (schon vor 1884) von der Oeffentlichkeit zurückgezogen hatte und an der Prozession nicht mehr teilnahm,

schritt Kaiser Franz Joseph in seinem hohen Pflichtgefühl bis in sein höchstes Alter allein hinter dem Allerheiligsten.

Schon die Auffahrt der Allerhöchsten Herrschaften wie der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, zum Teil in prächtigen und mehrfach bespannten Karossen war eine viel bestaunte und bewunderte Sensation (Abb. 127).



Abb. 127

Kaiserlicher Prunkwagen bei der Auffahrt zur Fronleichnamsprozession.

Die Spitze der Prozession selbst bildeten noch immer die gewerblichen Korporationen; hierauf kamen die Kinder aus dem k.k. Waisenhaus, darauf die geistlichen Orden, die Patres Serviten u.s.w. An die Geheimen Räte schlossen die Ritter der k. und k. Orden und zwar zuerst die Ritter des Franz Josephs Ordens, dann jene des Ordens der Eisernen Krone, des Leopolds-, des Stephans- und des Maria Theresienordens, worauf in der gleichen Ordnung die Kommandeute und nach ihnen die Großkreuze dieser Orden folgten. Dann reihten sich die Herren Toisonisten mit den im Kirchenornat erschienenen Mitgliedern des hiesigen Metropolitankapitels

zu Paar und Paar und so ein, daß zwei der Toisonisten Schluß machten.

Vor dem ersten Weltkriege kamen hinter den Ordensrittern die Generalität und hohen Staatswürdenträger, dann die Stadt- und Gemeinderäte, ~~die~~ der Bürgermeister mit den Vicebürgermeistern, die hohe Geistlichkeit, dann der das Allerheiligste tragende Erzbischof. Hinter dem Himmel schritt der Kaiser(Abb. 128); ihm folgten die Erzherzoge.

Bei gutem Wetter nahm die glanzvolle Prozession folgenden Weg: Kärntnerstraße - Neuer Markt (1. Evangelium) - Lobkowitzplatz (2. Evangelium) - Augustinerstraße - Josefsplatz - Michaelerplatz (3. Evangelium) - Kohlmarkt - Graben (4. Evangelium) - Stephansplatz.

Während des Weltkrieges konnte von einer öffentlichen Prozession keine Rede sein. Nach dem Kriege lebte sie wieder auf, doch wurde sie den geänderten Verhältnissen angepaßt. Wenn es ihr auch an äußerem Glanze nicht gebrach,- den Nimbus, den ihr ehemals die Anwesenheit des Kaisers verliehen hatte, konnte äußerer Prunk nicht ersetzen.

Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts, um welche Zeit schon ordentliche Musikkapellen den Umzug begleiteten, war die musikalische Darbietung eine sehr primitive. Sie wurde von den bürgerlichen Faßziehern mittels Dudelsackes besorgt und erst 1719 erfolgte deren Ersatz durch Schalmeien und Fagotts.

Zu den erhebensten Feierlichkeiten bei St. Stephan gehörte seit altersher auch die C h r i s t m e t t e . Um 9 Uhr abends verkündeten die Glocken des Turmes den Eintritt des hohen Festes. Dem Volke war aber diese Nacht nicht nur wegen Christi Geburt die heilige Nacht, sondern auch seit der dunkelsten Vorzeit eine der bekannten vier Rauhnächte (Rauchnächte), in denen nach altem Volksglauben böse Geister besonders wirksam waren. Dazu gehörten die Thomasnacht am 21. Dezember, die Christnacht

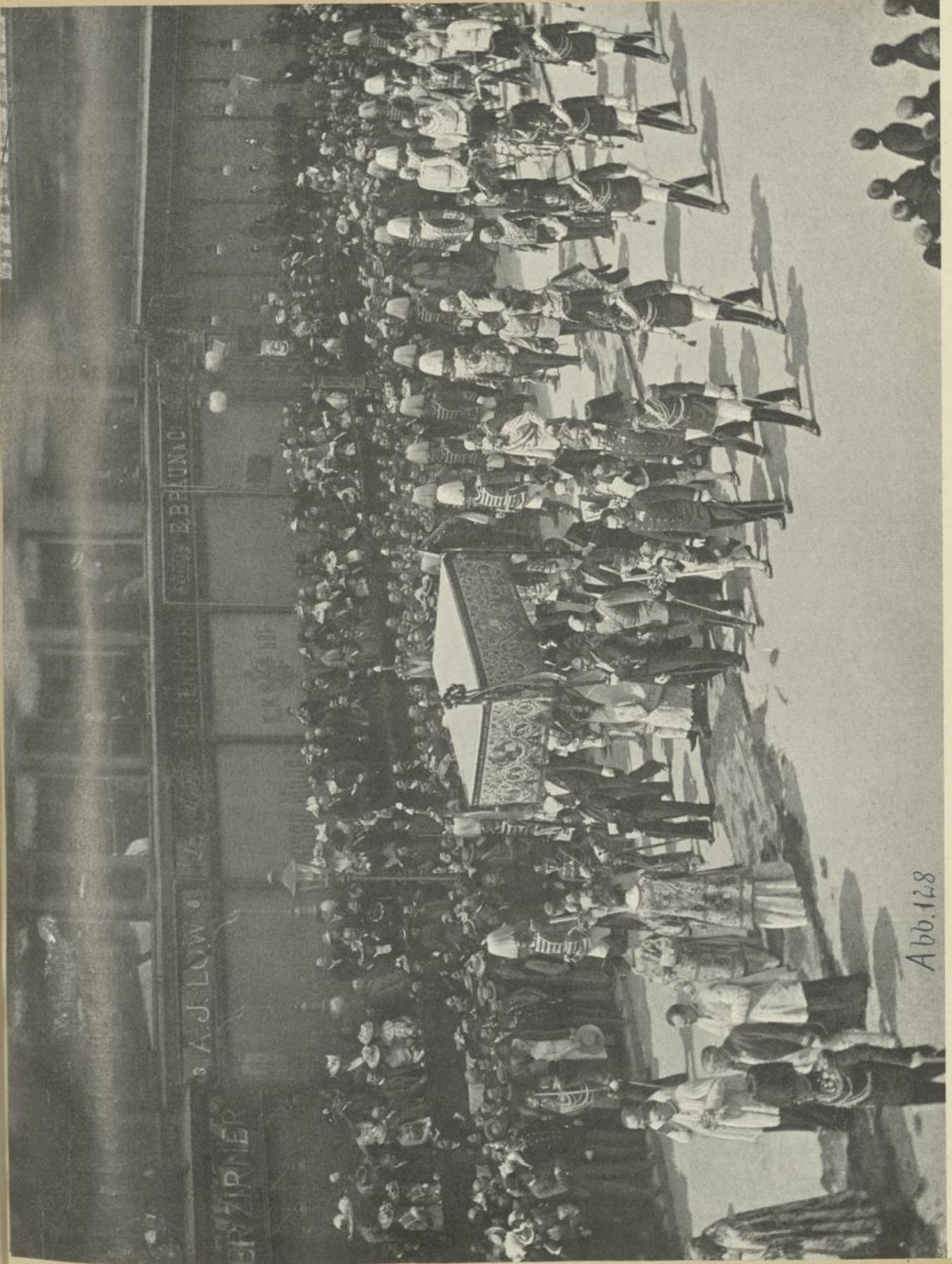


Abb. 128

am 24. Dezember, die Neujahrs- oder Sylvesternacht am 31. Dezember und schließlich die Dreikönigsnacht am 6. Jänner. In der Nacht am 24. Dezember wurde nach dem Glauben der alten Deutschen das neue Jahr geboren und in der christlichen Zeit in gewissen Ländern von Weihnachten an auch das neue Jahr gerechnet.

Der Mette schloß sich in den ersten Morgenstunden der "Wolfssegen" an, bei welchem der die Messe lesende Priester unter dem Geläute aller Glocken das Evangelium "Liber generationis Jesu Christi" in eigenartigem Tone sang.

Es sollte damit Gottes Hilfe erfleht werden um Abwendung des großen Uebels, das von den Wölfen ausging, die in Wiens nächster Umgebung zahlreich hausten und zum Schrecken der ganzen Bevölkerung geworden waren. Besonders in den weitverzweigten Donauauen, aber auch am Wienfluße hatten sie ihre gefürchteten Schlupfwinkel und Lokalnamen wie Wolfsau, Wolfschanze, Wolfschütttau u.s.m. erinnern noch heute daran.

Der Wolfssegen wurde auch dann noch abgehlatsen, als es keine Wölfe mehr in der unmittelbaren Umgebung Wiens gab. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts kam er endgültig ab.

Um die Weihnachtszeit fiel auch das fest der Unschuldigen Kinder (28. Dezember). Da wählten sich die Buben der Bürgerschule zu St. Stephan einen "Chorbischof", der mit Mitra und Stab geschmückt, von ihnen in den Dom geführt wurde. Dort hielten die Kinder den Chorgesang ab wie die geistlichen Herren. An dem Tage hatte die Jugend volle Freiheit, die sie aber, wie es scheint, nicht vertrug. Ihr Mißbrauch wurde so arg, daß die Salzburger Synode von 1274 das Spiel untersagte.

Ein anderer Festtag für die Schuljugend, der gleichzeitig auch ein besonderer Gedenktag im Kirchenkalender war, wurde am 12. März gefeiert, an dem die Kirche das Fest Papst Gregors des Großen, des Patrons der mittelalterlichen Schule, beging. Näheres hierüber s. S. 384.

Nach fränkischer Sitte und im Gegensatz zum lateinischen Gregoriusfest wurde das Nikolausfest mit dem Schulbischof gefeiert. Dieses Fest, das sich bis in die Gegenwart als häusliches Kinderfest erhalten hat, war bereits früh in Wien eingebürgert.

Eine beachtenswerte Bedeutung hatte auch das Urbanifest für Wien, das die Winzer am 25. Mai feierten. Das Fest war durch fränkische Ansiedler nach Oesterreich verpflanzt worden und fand hier wie überall, wo viel Wein gebaut und getrunken wurde, großen Anklang. St. Urban war Bischof von Langres und galt als der Schutzheilige des Weines. Da rings um Wien viel Wein gebaut wurde und die meisten Bürger je nach ihrem Vermögen Weingärten besaßen, ist die große Verehrung, die dieser Heilige bei den Wienern genoß, sehr verständlich.

Im Gegensatz zu diesen freudigen Anlässen standen die Freitagsprozessionen, die ernst und würdig eine ausschließlich kirchliche Feier darstellten, die auf die Zeit der ersten Türkenbelagerung (1529) zurückging. Es war damals an einem Freitag, als der hiesige Klerus mit dem hochwürdigsten Gute eine Prozession veranstaltete, um in höchster Gefahr die Abwendung der Einnahme Wiens durch die Türken zu erbitten. Da noch am gleichen Tage Soliman die Belagerung aufhob, wurde zum dankbaren Andenken daran das ganze Jahr hindurch an jedem Freitag und zwar im Sommer um den Freithof, im Winter innerhalb der Kirche eine Prozession abgehalten.

Zum Schlusse dieses Abschnittes soll noch eines Festes gedacht werden, das nicht in die Grenzen eines Tages gezwängt ist: das Fest der hl. Firmung. Während der ganzen Pfingst- und Firmwoche steht St. Stephan im Mittelpunkte dieses Festes, das von seiner Ursprünglichkeit nichts verloren, sondern nur in dem äußern Bilde eine mehrfache Wandlung durchgemacht hat.

Es ist noch nicht gar so lange her, da erinnerte der Stephansplatz in der Firmwoche noch etwas an die Zeiten, da

die Kirchplätze zugleich die lebhaftesten Marktplätze waren. Lebzelterbuden waren aufgeschlagen; Frauen standen beim Kirchentor, um die Seidenbänder zu verkaufen, die zum Abtrocknen des Chrysams dienen. Rings um den Dom und bis weit in die Seitengassen hinein standen ganze Autokolonnen, - noch früher waren es Wagenburgen, - denn die Göden und Godeln, wie die Firmpaten genannt werden, pflegten mit ihren Firmlingen bei St. Stephan vorzufahren, wenn sie nur einigermaßen bemittelt waren - und das bildete schließlich die Voraussetzung für einen "Göd".

Einst war es der blumengeschmückte Fiaker, dann das mit raffinierter Blumenpracht herausgeputzte Auto, das in diesen Tagen der ganzen Stadt das Gepräge gab, den Stephansplatz selbst aber in ein Meer von Blumen ^{systematisch} erscheinen ließ. Firmung bei St. Stephan! Das war der Superlativ des Schönen und Stimmungsvollen zugleich. Der Krieg hat mit rauher Hand auch dieses schöne Bild zerstört. Firmlinge sind wohl noch genug da, daran fehlt's nicht; auch Göds würden gerne miteinander wetteifern wie in früherer Zeit; doch Autos sind für solche Zwecke heute nicht zu haben; da ist das Benzin zu kostbar dazu, - und wagen, na ja! Man sieht schon noch welche, hin und wieder sogar mit ein paar mageren Papierblumen geschmückt, nicht gerade zahlreich und auch nicht gerade imponierend. Das muß jetzt freilich alles zurücktreten. Der Wille zum Sieg ist das allein beherrschende in unseren Tagen, dem sich alles andere unterordnen muß - und wenn ihm die Glocken von St. Stephan einläuten werden, diesen schönen, stolzen Tag - dann wollen wir wieder zu unsern schönen alten Bräuchen zurückkehren, die ~~wir nicht vergessen wollen und kann~~ jenes Fest so besonders schön, stimmungs- und auch weihevoll umrankten.

V. A B S C H N I T T .

Der Friedhof bei St. Stephan.

(Stephansfreithof)

In früherer Zeit war die Stephanskirche von einem Friedhof umgeben, dessen Bestand wir bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen können. Bei dem großen Brande, der 1258 Wien und die Stephanskirche arg schädigte, wurde auch dieser Friedhof verwüstet, doch ließ ihn Pfarrer Gerhard (gest. 1271) wieder herrichten. Sein Umfang war nicht immer der gleiche; zur Zeit seiner größten Ausdehnung unterschied man 8 Gräberfelder. Der beigefügte Situationsplan (Abb. 129) ist dem Büchlein Senfelders "Die Katakomben bei St. Stephan" entnommen und fußt auf der von Albert Ritter von Camesina entworfenen und im 11. Bande der "Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien" veröffentlichten Skizze. Hier ist innerhalb der Umriss~~er~~ der gegenwärtigen gotischen Kirche (lichte Fläche) auch der vermutliche Umfang des ursprünglichen romanischen Baues (dunkle Fläche) eingezeichnet. Die einzelnen Gräberfelder führten verschiedene Benennungen.

Feld 1: der "Fürstenbühel", lag zwischen dem unausgebauten Turm und dem Bischofstor. Seinen Namen hat er wohl von einem später abgetragenen Hügel, von dem aus öfters die Landesfürsten ~~zum~~ zum Volke sprachen. Besonders Albrecht VI. liebte das in seinem beklagenswerten Streite mit seinem Bruder, dem Kaiser Friedrich III. gerne zu tun.

Feld 2 war der Palmbühel, der vom Nordturme bis zur Nordostecke der obern Sakristei reichte und dessen Name auf die Palmweihe hinweist, die hier alljährlich vorgenommen worden sein soll.

Feld 3 wurde nach der nahen Juristenschule als "Studentenbühel" bezeichnet und lag zwischen Domherren- und Zwettlhof (Stephans-

kobs Freythof"; es erscheint nicht ausgeschlossen, daß nach Auflassung dieses Gottesackers den Bewohnern der Riemerstraße am Stephansfreithof ein Gräberfeld, eben der Riemerbühel eingeräumt wurde.

Feld 6 hieß beim "langen Turm" und lag östlich des ausgebauten Turmes.

Feld 7 "bei der untern Sakristei genannt, lag zwischen dem ausgebauten Turm und dem Singertor.

Feld 8 war das größte und gruppierte sich um die Maria Magdalenenkapelle. Seine Unterabteilungen hießen "beim ewigen Licht," "beim Nußbaum", beim "Lindenbaum" und "im Gartl".

Vorder Westseite des Domes war kein Gräberfeld.

Der Stephansfreithof war unter den Stadtfriedhöfen der bedeutendste. Hier sei bemerkt, daß die beiden ältesten Wiener Stadtfriedhöfe jene um das kleine Rupprechtskirchlein und um St. Peter waren. Auch der St. Jakobsfreithof beim Kloster St. Jakob an der Hülben (heutige Riemergasse) war ziemlich ausgedehnt, verschwand aber schon frühzeitig. Länger hielt sich der Friedhof um St. Michael (bis 1656) und jener der Schotten "am Vogelsang" (Teil der heutigen Freierung), der erst 1764 aufgelassen und vor das Schottentor verlegt wurde.

1267 verkauften die Bäcker am Stephansfreithofe ihre Brote und Bretzeln und mußten mit schweren Strafen bedroht werden, Würfelspiel und andere Ungehörigkeiten dort zu unterlassen.

Die Totenstadt um St. Stephan scheint rasch an Ausdehnung zugenommen zu haben und mußte wiederholt geräumt werden. So entnehmen wir aus einem Vertrage vom 30. März 1309, daß der deutsche Ritterorden der Stadt Wien einen Keller "nächst dem alten Karner" überließ, zwecks Anlage eines neuen. Karner (von Carnarium, richtig Cranarium, Schädelstätte) oder Beinhaus nannte man einen Raum oder eine ausgemauerte Gruft, die als Verwahrungsort der ausgegrabenen Gebeine diente, um die so freigemachten Gräber

neuem Belage mit frischen Leichen zuführen zu können.

Dieser "alte Karner", der dem hl. Vigilius (Bischof von Trient, gest. um 1410) geweiht war und der schon im Jahre 1309 keinen Platz mehr für weitere Gebeine bot, dürfte sich nach der Annahme Comesinas an der Westseite des ausgebauten Turmes befinden haben, etwa dort, wo sich heute die untere Sakristei befindet. Tietze pflichtet dieser Annahme nicht bei. Ihm scheint wahrscheinlicher, daß sein Standort in der Gegend des heutigen Südchores zu suchen sei, wo er dem neuen Chorbau (1304 bis 1340) zum Opfer fallen mußte.

Der neue Karner bot die Grundlage zum Bau der Maria Magdalenenkapelle (s.S. 510).

Ringsum war der Stephansfreithof von Gebäuden umschlossen und nur durch vier Fahrtore und eine kleine Tür zugänglich, die aber alle nur bei Tag geöffnet waren.

Das Mesnertor, das wir uns ungefähr an der Ecke des heutigen erzbischöflichen Palais denken müssen, war im Jahre 1466 neu erbaut worden. Unter einem Steinkreuze (s. Abb. 132, S. 356) befanden sich in vier Nischen über dem Eingange die Statuen der Mutter Gottes, Johannes des Ev., des hl. Stephan und des hl. Sebastian.

Das zweite, auf Abb. 132 nicht sichtbare Tor lehnte sich an das Kantorhaus an und wurde nach dem in der Nähe befindlichen Neidhartgrabe (s.S. 65) "das Neidharttor" genannt. Nach den in der Nähe ansässigen Zinngießern hieß es aber auch "das Zinertor". Nach Ogesser wurde es ebenfalls im Jahre 1466 errichtet und 1675 neu hergestellt, wobei es mit drei steinerne Statuen (St. Stephan, Rochus und Sebastian) und einem vergoldeten spanischen Kreuz geschmückt wurde. Hinter diesem befand sich eine mit einem schwarzen, goldverzierten Gitter umschlossene Gallerie,

"allwo der Cappellmaister mit seiner Music den Landesfürsten, jedesmahl als er in die Thomkirche kam, empfang..." (Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Band XI, S. 293)

Zwischen dem zweiten und dritten Tore befand sich an die Bürgerschule angebaut eine kleine ~~Tür~~ Tür mit eisernen Gitter, die nur für Fußgänger passierbar war. Die Tür schloß den Stephansfreithof vom "weniggäzzel" ab, das 1355 in einer Urkunde der Krämerzeche erwähnt wird und 1385 grundbücherlich als "kleines Gazzlein, zunächst dem Stadtkollegium" vorkommt. 1420 erscheint das Gassel unter dem Namen "Raubergazzlein zenegst der Burger Collegii", dem es möglicherweise einem der nächtlichen Ueberfälle verdankt, die damals nicht selten waren. 1518 hatte es den häßlichen Namen schon in "Kirchgässl als man von dem alten Roßmarkt (heutiger Stock im Eisenplatz) gegen St. Stephan get zunächst der Burger Colleggi" umgewandelt. Diese etwas umständliche Bezeichnung wurde dann später wesentlich gekürzt in "Kirchengassl" und auch dieser Name verschwand, als es anlässlich des Baues des Churpriesterhauses 1740 (s.S. 388) verbaut wurde.

Das dritte Tor schloß die damals bedeutend engere Durchfahrt von der Singerstraße zum Stephansplatz (heute Churhausgasse) ab. Es lehnte sich an der einen Seite an die Steinmetzhütte (s.S. 395), die sich zu dieser Zeit dort befand, auf der andern an die unregelmäßige Front des Deutschordenshauses (s.S. 407). Die in den Stein eingehauene Jahreszahl 1647 gab das Jahr seiner Renovierung an. Das Tor war mit einer Statue des hl. Stephan geschmückt, nach dem es auch den Namen führte. Da der Hüttenknecht nebenan wohnte, hieß es auch das Hüttentor. Hier wurde angeläutet, wenn man das Glockenzeichen für die "in Zügen liegenden" haben wollte (s.S. 95).

Gegenüber diesem Tore, in dem kleinen Häuschen, das heute der Mesner bewohnt, befand sich im Jahre 1757 noch der "Stephansturmwirt", der auch mit dem Geschäfte des Feueransagens betraut war, wofür er wöchentlich zwei Schilling erhielt.

Das vierte Fahrter, das "Leopoldstor", befand sich an der Ausmündung der Schulerstraße auf den Stephansplatz. Es war mit

der Statue des hl. Leopold geschmückt und mit der Jahreszahl 1688 versehen. Das Tor war ^{an} eine vier Klafter hohe Mauer angelehnt, welche noch zu Ende des 16. Jahrhunderts bis zur Zwettl-hofkapelle reichte (s. S. 419) und durch ihre hohen Zinnen verriet, daß sie nicht bloß eine alte Kirchhofmauer des alten Stadtbezirkes war. Sie lief in gerader Richtung gegen ein altes Bollwerk aus der Babenbergerzeit, das erst 1631 beim Bau des Bischofshofes verschwand.

Am 23. Jänner 1530 trägt König Ferdinand I. der Regierung ~~an~~ der n.ö. Lande auf, den Gottesacker bei der Stadt Wien (gemeint ist da wohl der St. Kolomans Freithof, bzw. der Bürgerspitals Gottesacker vor dem Kärntnertor), der bei der Türkenbelagerung (1529) verwüstet und entweiht wurde, durch den Bischof in der Neustadt neuerlich weihen zu lassen und das Begraben auf den Friedhöfen zu St. Stephan und St. Michael, das seither üblich geworden, wieder abzustellen, weil es nicht nur an sich gesundheitsschädlich ist, sondern auch zur Zeit von Epidemien die Bevölkerung beängstigt und so auch indirekt schadet.

Aus den zahlreichen Grabmonumenten späterer Zeit ist zu schließen, daß dieses Verbot nicht lange aufrecht blieb oder doch durchbrochen wurde. Der Stephansfreithof blieb auch weiterhin eine von der Bürgerschaft bevorzugte Grabstätte. Schließlich aber begann man doch vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege dem Friedhof ein zunehmendes Mißtrauen entgegen zu bringen. In einer Verordnung vom 16. Mai 1688 wird anbefohlen, die Gräber tief genug zu graben, damit "kein übler Geschmach verursacht würde und folgendts auch Krankheiten zu besorgen sein möchten". Diese halben Maßnahmen halfen jedoch nichts.

Erst im Jahre 1732 wurde endlich eine weitere Belegung des Stephansfreithofes endgültig verboten und dafür ein Platz bei der bürgerlichen Schießstätte in der Alsergasse angewiesen, dort, wo heute (seit 1839) das Landesgericht steht. Als Nach-

folger des alten Stephansfreithofes hieß er der "Stefanerbriedhof in der Alsergassen". Gleichwohl blieb der alte Friedhof noch mehrere Jahrzehnte stehen (wenn er auch nicht mehr belegt wurde), bis er 1783 über Anordnung des Kaisers Josef II. gänzlich abgeräumt wurde. Die Grabsteine wurden teils zur Ausschmückung der innern Kirchenwände, teils zur Zierde der Außenseiten benützt. Durch Unachtsamkeit und Unverständnis sind dabei große Kunstwerke verloren gegangen. Doch schon in früherer Zeit sind viele der kostbarsten Grab- und Gedenksteine verschwunden, die als unschätzbare Erinnerungszeichen für die Kunst, für Geschichte, Genealogie und Heraldik hätten dienen können. Ein großer Teil dieser Schuld muß auf Rechnung der Reformation geschrieben werden. Der tiefe Verfall der Sitten, die Verrohung der Gemüter, der blinde Fanatismus jener Zeit gefiel sich in der Vernichtung dessen, was früher als heilig und ehrwürdig galt und an die Religion der Väter erinnerte. Selbst die vornehmsten protestantischen Adelsgeschlechter ließen die Grabsteine ihrer Ahnen aus der Kirche und aus den Friedhöfen entfernen. Ja, sie fanden es durchaus in der Ordnung, daß diese Steine, oft von großem Kunstwerte, selbst als Ecksteine zur Pflasterung bei Keller- und Hausbauten verwendet wurden.

So ist es auch zu erklären, daß von den zahlreich untergegangenen österreichischen Adelsgeschlechtern bis zur Zeit Ferdinands II. in und um den Stephansdom kaum ein Stein von Bedeutung sich vorfindet, der Kunde geben würde von dem alten Glanze und der Herrlichkeit des erloschenen Geschlechtes. Als Graf Trautson 1686 bis 88 die Gräber bei St. Stephan verzeichnen ließ, fanden sich inner- und außerhalb der Kirche und auf dem Stephansfreithofe selbst noch gegen 550 alte Steine vor. Auch diese schmolzen im Laufe der Zeit auf einen Bruchteil zusammen.

Nicht viel besser war es mit den Einzelgrüften und Erdgräbern unter dem Kirchenpflaster bestellt, von denen ein großer

Teil anlässlich der Neupflasterung entfernt wurde.

Im Jahre 1811 machte der kais. Wappenmaler Gebhart Gartenschmied für den Oberstablmeister Ignaz von Fuchs eine Aufnahme sämtlicher Grabsteine in- und außerhalb des Domes und der wertvollen Denkmäler in den andern älteren Wiener Kirchen. Dieses Werk, eine Sammlung von Aquarellbildern in 8 Foliobänden, kam Ende des vorigen Jahrhunderts auf den Wiener Antiquarmarkt, doch fand sich in Wien weder eine öffentliche Sammlung noch ein Privatmann, der das verhältnismäßig billige Wertstück gekauft hätte. Heute ist das Buch in der Bibliothek des Fürsten Tassilo Festetics zu Keszthely am Plattensee. Dr. Leopold Senfelder, der dieses nicht leicht zugängliche Buch eingehend studierte, teilt aus diesem in seinem Werke "Die Katakomben bei St. Stephan" 1924, einige Inschriften mit, welche die kraftvolle Art unserer Altvorderen kennzeichnen. Daraus ist zu ersehen, daß sowohl der Stephansfreithof als auch die Kirche gesuchte Begräbnisstätten waren. Und doch konnte Gartenschmied uns nur Ueberreste aus der großen, leider nicht mehr vorhandenen Menge mitteilen, die seither weiter eingeschmolzen ist. Der älteste von ihm verzeichnete namenlose Stein zeigt die Jahreszahl 1300 (s.S. 231).

VI. A B S C H N I T T .

Die Baulichkeiten an der Westseite des Stephansfreithofes, die der Regulierung des Stephansplatzes zum Opfer fielen.

Vor der Westfront der Kirche stand eine Reihe seichter Häuser, die ungefähr die Mitte des heutigen Straßenzuges einnahmen. Abb. 130 zeigt die Westfront dieser Häuser um das Jahr 1780. Die beiden Friedhoftore (Mesner- und Neidharttor) sind bereits abgebrochen, rechts rückwärts sieht man noch ein Stück von der Maria Magdalenenkapelle, die ein Jahr später abbrannte. Abb. 131 zeigt die Ostfront der Häuser, dem hier nicht sichtbaren Dom zugekehrt.

An dem südlichen Ende dieser Häuserzeile, gegen den Stock im Eisenplatz zu und etwa gegenüber dem Ausgang der heutigen Goldschmiedgasse stand im Rücken zweier Zinshäuser die Maria Magdalenenkapelle. Die Abb. 132 dürfte nach ~~Schlager~~ ~~wahrscheinlich~~ Schlager wahrscheinlich von dem kais. Baumeister Continelli um

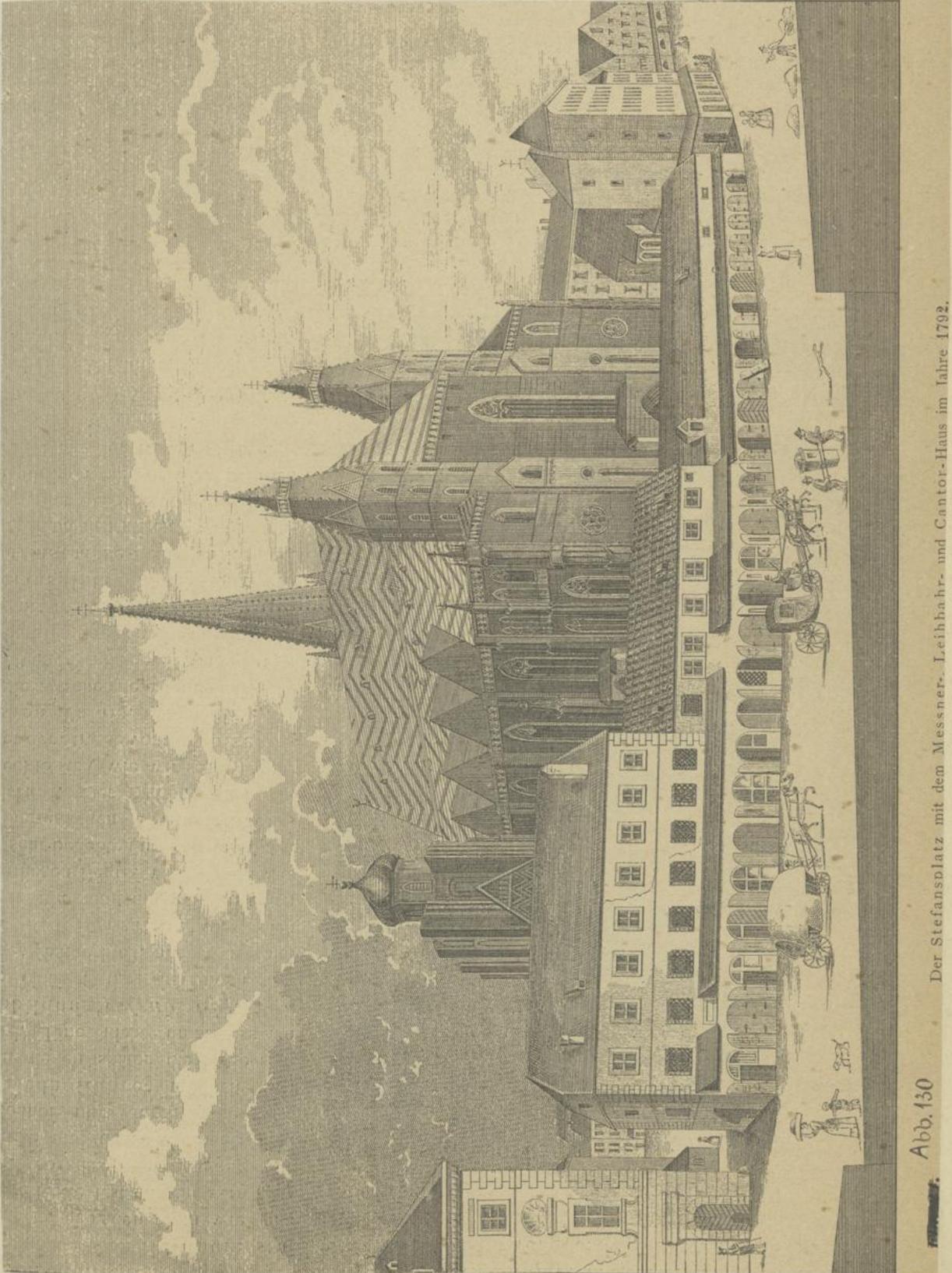


Abb. 130

Der Stefansplatz mit dem Messner-, Leihbahr- und Cantor-Haus im Jahre 1792.

die Mitte des 16. Jahrhunderts gefertigt worden sein. Sie trägt weder Jahreszahl noch Namen des Künstlers und enthält auch Zeichnungsfehler. Die Magdalenenkirche hat er, um sie auf dem Bilde besser sehen zu können, mehrere Klafter vorgerückt. Vergleichen wir Abb. 130 und 132 miteinander, so fallen uns große bauliche

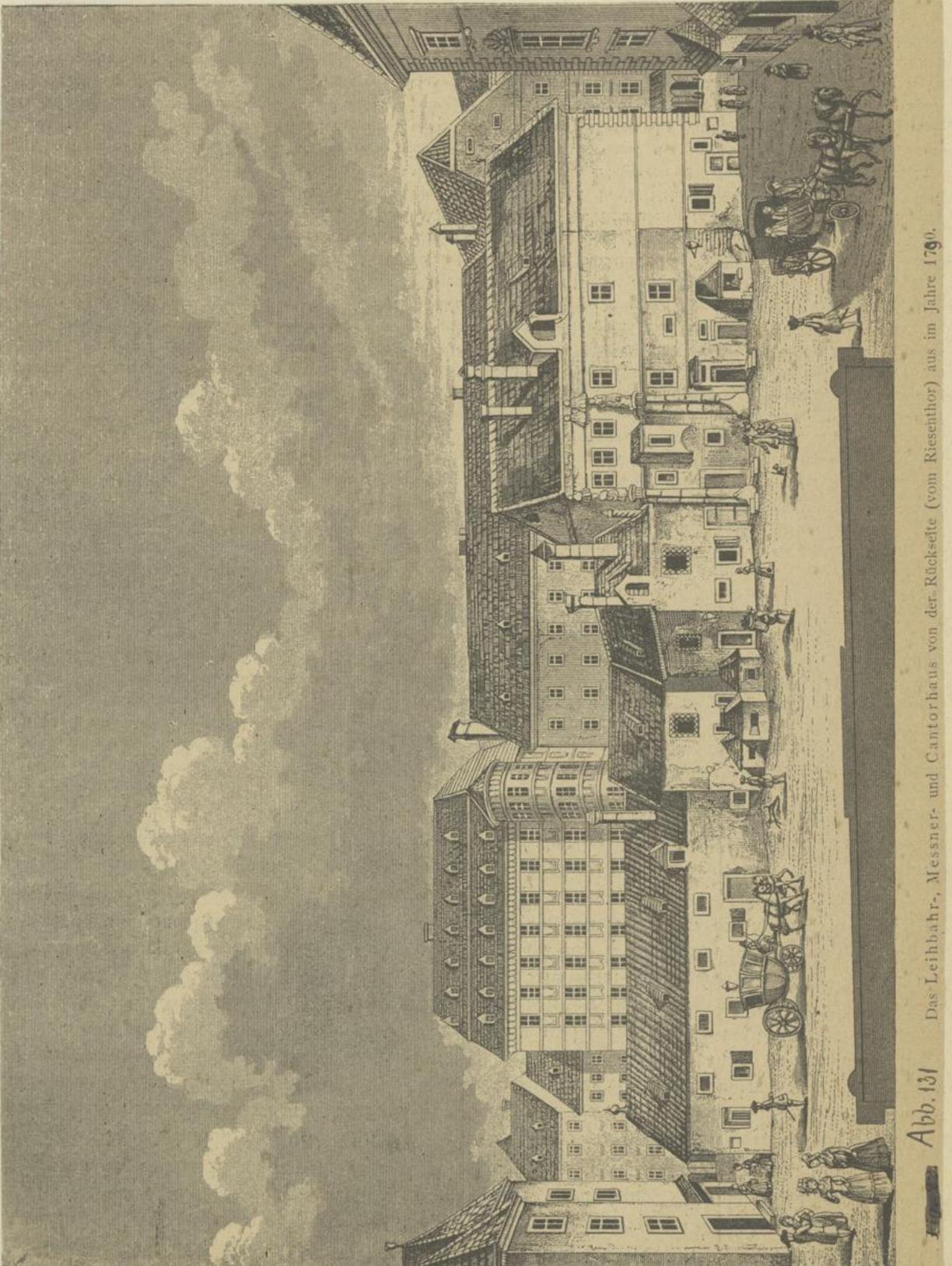


Abb. 131

Das Leihbahr-, Messner- und Cantorhaus von der Rückseite (vom Riesenthor) aus im Jahre 1790.

Unterschiede auf, da zwischen ihnen ein Zeitabstand von mehr als 100 Jahren besteht. In den nachfolgenden Ausführungen werden diese Unterschiede ihre volle Erklärung finden.

Die Kapelle "zur heil. Maria Magdalena" war aus dem neuen Karner (s.S.³⁴⁸) hervorgegangen, der etwa 52 Schritte südlich



der Südwestecke des Domes lag. Ihr Entstehen verdankte sie der Bruderschaft der Notare und Beamten, die unter dem Namen der Schreiberzeche ~~REHNIXREHNIXZAHN~~ ~~KRIHXGEWERDENXWAX~~ ihre andächtigen Versammlungen in der 1305 von ihnen gestifteten Kapelle des alten Karners zum "heil. Vigilus" hatten. Als die Schreiberzeche schon recht zahlreich geworden war, veranlaßte sie um 1340 den Bau einer Kapelle über dem neuen Karner, da ihnen die bisherige Vigiluskapelle nicht mehr genügte.

Auch die neue Kapelle wurde nach dem ältesten dort befindlichen Altar Vigiluskapelle genannt, später Erasmuskapelle und schließlich ab 1378 Magdalenenkapelle.

Die kleine einschiffige gotische Kapelle, von der sich kein in den Details verlässliches Bild erhalten hat, war etwa 12 Meter lang und im Querschiff, das sich vor den Chor legte, 9 bis 10 Meter breit. Dieser war etwa 6 Meter lang und schloß sich im Achteck. An der Nordseite befand sich ein zweigeschossiger Vorbau mit zwei Spitzbogenfenstern. Die unregelmäßige viereckige Vorhalle war ein späterer Zubau.

Aus der Geschichte der Altäre hat Neumann gefolgert, daß

sich ursprünglich nur ein unterirdischer Altarraum hier befand, über dem erst um 1352 ein gotischer Kapellenbau errichtet worden sein dürfte.

Die Kapelle war schon wegen ihrer Bestimmung und ihrer vielen Stiftungen und Ablässe besonders merkwürdig. Sie war daher auch trotz ihres beschränkten Raumes mit einer ganz hübschen Anzahl von Altären ausgestattet, die alle ihr Dasein Stiftungen verdankten.

Zu dem im Gruftraum von der Familie Chrannest gut bestifteten vigiliusaltar trat 1370 ein Nikolausaltar, 1416 ein Erasmus- und 1435 ein Helena Altar. Für den obern Raum werden genannt: 1368 ein Maria Magdalena Altar, dessen Name in der Folge auf die Kapelle übertragen wurde, 1381 ein Frauen- und Katharinen Altar und 1401 ein Felix- und Regula Altar. Auf der ~~von~~ Pölkirche wird 1471 auch ein St. Matthäus- und Johann Ev. Altar erwähnt, den der Bürger und Lechmeister Hanns Grundtreich bestiftete. Ob unter dieser "Pölkirche" eine eigentliche Empore oder nur der Raum über der Grufkapelle zu verstehen ist, bleibt ungewiß.

1473 testiert der Eisenhändler Hanns Viereck Stiftungen für einen Vorbau, der erst nach weiteren Sammlungen begonnen und am 8. April 1502 mit zwei Altären, der eine zu Ehren des hl. Kreuzes und des hl. Antonius des Einsiedlers, der andere zu Ehren der hl. Maria und der Eilftausend Jungfrauen eingeweiht wurde.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts mag der Zustand der Kapelle schon sehr mangelhaft gewesen sein, denn der Zechverwalter Max Perger bittet die n.ö. Regierung um eine Subvention zur Wiederherstellung der vom Erdbeben beschädigten Kirche und insbesondere zum Wiederaufbau des Turmes und schlägt vor, daß zu diesem Zwecke jene Strafgeelder verwendet werden sollen, die für das heimliche Außerlandschaffen von Vermögen eingehoben werden.

Die Außenseite der Kapelle war mit einer Anzahl von Grabstei-

nen geschmückt. Ober der Tür befand sich eine Darstellung über das Martyrium des hl. Erasmus. Neben dem Eingang stand eine 1732 vom Domkapellmeister Georg de Reutter gestiftete Johann Nepomuk Statue. Der an der Außenseite befindliche Oelberg aus dem Jahre 1474 war von 15 Bischöfen mit Ablässen bedacht worden.

Die vielen Ablaßurkunden deutscher und italienischer Bischöfe geben ebenso wie die zahlreichen Stiftungsurkunden Zeugnis von der besonderen Verehrung, die der Kapelle zuteil wurde; sie lassen aber auch auf das große Ansehen schließen, das die Schreiberzeche genoß. Comesina gibt uns im XI. Band der "Berichte und Mitteilungen des Alterthums - Vereines zu Wien", S. 217 - 243, mehr als 100 solcher Urkunden in getreuer Kopie wieder, die nur eine Auslese darstellen.

Ein am 12. September 1781 in der Kirche ausgebrochener Brand verwandelte sie in eine Ruine, so daß man sie nicht mehr aufzubauen schloß; doch wurden die letzten Trümmerreste erst 1783 entfernt.

Sowie die Domkirche war auch die Magdalenenkapelle mit Gütern in der nächsten Umgebung der Stadt reich ausgestattet. Zu diesen gehörte der Magdalenengrund an der Wien, dessen Name seinen ehemaligen Psitzer noch verrät. Dieser Grund, - im Volksmunde Ratzenstadl genannt, - gehörte zu den kleinsten Vorstädten Wiens und bestand bis in die ~~Wirk~~ erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zumeist aus Weingärten und dazwischen vereinzelt eingestreuten Häusern. Die St. Magdalenenkapelle übte die grundherrlichen Rechte aus, hob die Steuern ein und bestätigte den von der Gemeinde gewählten Grundrichter. Im 18. Jahrhundert gepachtet, ging die Vorstadt 1799 durch Kauf ganz in den Besitz der Gemeinde über.

Gelegentlich einer Grabung für Kanalbau wurden 1902 die Fundamente der Kapelle freigelegt, wobei man noch deutlich die Malerei an den Pfeilern der ehemaligen Krypta erkennen konnte.

Angebaut an die Magdalenenkapelle, diese vom Stock im Eisenplatz her verdeckend, standen bis um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zwei größere Häuser [s. Abb. 133), das eine dreistöckig mit 5 Fenstern, das andere vierstöckig mit 7 Fenstern Front. Durch ~~sich~~ einen ausgezeichneten Stich des Kupferstechers Karl Schütz aus dem Jahre 1799 sind uns beide Häuser im Bilde

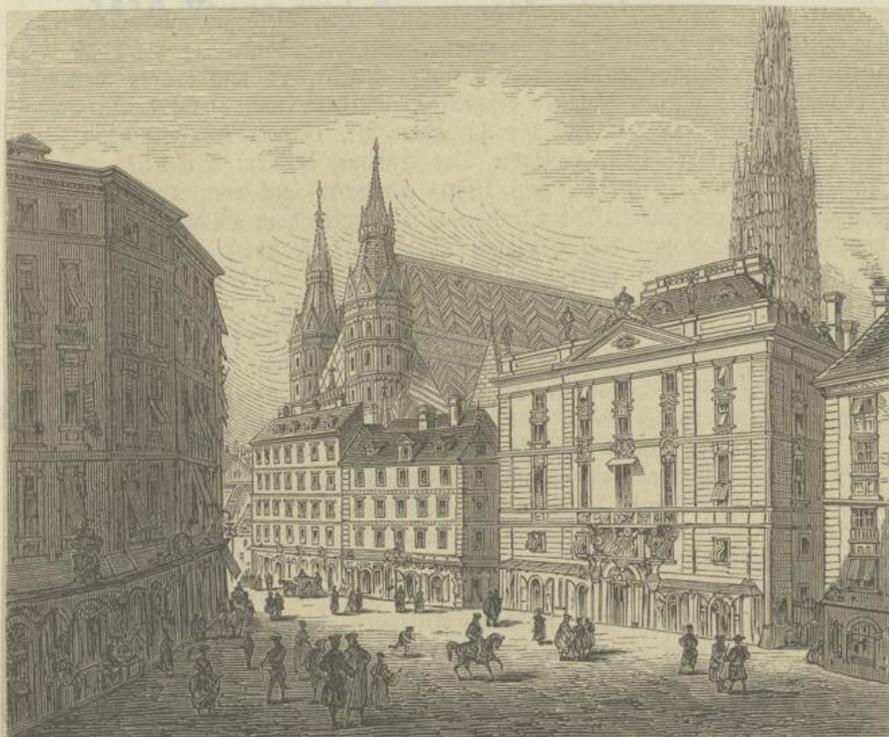


Abb. 133 Die abgebrochenen Häuser am Stephans- und Stock-im-Eisen-Platz.

erhalten geblieben. Schütz verdanken wir übrigens eine Reihe von Ansichten aus dem alten Wien, die sich durch große Genauigkeit auszeichnen.

Aus dem abgeschlossenen von Camesina entworfenen Situations-

plan (s. Abb. 134^{*)}) ist zu ersehen, daß das dreistöckige Haus zuletzt die Nr. 928 trug und aus zwei Haushälften bestand, die sich ursprünglich in einer Hand befanden und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder in eine Hand kamen. Camesina hat uns deren Besitzer wie folgt mitgeteilt:

1447 erkaufte das ehemals Steffan Schersmid gehörige Haus der Eisenhändler Hanns Vieregk (Viereck), den wir schon als Stifter ~~der~~ an der Magdalenenkapelle kennen gelernt haben (s.S. 357). Noch zu seinen Lebzeiten tritt eine Teilung des Hauses ein. Eigentümer der Haushälfte A.) waren:

- 1478 Vierecks Witwe Anna,
- 1487 der Eisner Stefan Puchler,
- 1507 Stadt Wien,
- 1508 Gilg und Ursula Dachawer,
- 1513 der Eisner Adam Makhel,
- 1571 dessen gleichnamiger Enkel,

*) *von der Straße des Landweg unter der Straße.*

- 1574 Michel und Barbara Khalbmperger,
 1576 Wolfgang Khaltenhauser (zweiter Mann der Barbara)
 1... Georg Hundtshaubt zu Praitensee
 1613 Davidt und Barbara Fridlmaur (Handelsmann)
 1617 der Kürschner Georg Graitschmayr und dessen Frau Barbara
 1625 der Schuster Georg Thoma und dessen Frau Walburga
 1637 Georg und Magdalena Pallmann.

Haushälfte B.):

- 1469 der Oeler Chunrat Flechsl und dessen Frau Elisabeth
 1487 der Nadler Jorg Lynndhofer und dessen Frau Barbara,
 dann Dreiteilung an verschiedene Erben:
 1518 Hanns und Margarethe Schawer,
 1526 Georg Rosenntaler (zweiter Mann der Margarethe),
 1555 Cristina Rosenntaler (zweite Frau des Georg)
 1571 sie und ihr zweiter Mann, der Schneider Gall Kholer
 1580 Barbara, Witwe des Eisslers Mathesen Martner,
 nach deren Tod in eine Anzahl von Hausanteilen, die
 1614 in der Hand des Handelsmannes Steffan Tandtler, einem
 der vielen Erben, wieder vereinigt erscheinen.
 1620 der Handelsmann Michael Wurzen, Schwager Tandtlers.
 1620 dessen Witwe Sophia; die verkauft es an
 den Buchbinder Laurenzen Helbnn,
 1625 der Eissler Simon Pupeller Helbnn und dessen Frau Eva
 1637 der Handelsmann Georg Pallmann und dessen Frau Magda-
 lena, die nun beide Haushälften wieder in einer Hand vereinigen.
 1670 Maria Elisabet, zweite Frau Pallmanns, nachmalen ver-
 ehelichte Glozin,
 1684 ihre vier Kinder, - durch Vergleich
 1687 Johann Michael Pallmann und dessen Frau Anna Maria Bar-
 bara
 1691 Handelsmann Philipp Hoffer,
 1702 dessen Witwe Anna Maria Hoffer,
 1737 ihre drei Töchter
 1753 Johann Carl Herzog, des Aeussern Rats, und dessen Frau
 Elisabeth,
 1758 sie und ihr zweiter Mann Johann von Edereicher;
 Elisabeth heiratete ein drittes mal u. zwar den
 Tuchlaubenverwandten Adam Joseph Wolf,
 1765 ihre Tochter erster Ehe, Elisabet Fricken von Fricken-
 berg.
 1792 wurde das Haus abgebrochen.

Das Nachbarhaus, das zuletzt die Nr. 927 trug, hatte fol-
 gende Besitzer:

- 1432 Leupold und Barbara Schonwald,
 1432 der Apotheker Niclas Lainbacher und dessen Frau Agnes,
 1441 der Zinngießer Michel Anthofer und dessen Frau Anna,
 1472 dessen Tochter Barbara
 1497 hinterläßt sie es ihrem Gatten, dem Zinngießer Jorg
 Gagirr (Gagerer),
 1504 der Leinwatter Leonhart Hewpekh und dessen Frau Kuni-
 gund,
 1516 Cathrein, Witwe des Hanns Dachawer,
 1522 Doctor der Ercznei Johann Pilhaimer,
 1523 der Eisner Philipp Ziegler und dessen Frau Magdalena,
 1547 zerfällt es durch Erbteilung in viele Hausanteile.
 1568 kommt durch Vergleich an Bernhard Ziegler, Eisner,
 (Neffe des vorigen) und dessen Frau Margarethe,
 15.. der Goldschmied Veit Hierschvogel,

- 1571 der Eisner Matheus Martner und dessen Frau Barbara,
 1580 die letztere allein und nach deren Tode ihre drei Kinder,
 zerfällt dann durch Erbteilung in mehrere Anteile,
 bis es durch Vergleich unter der Verwandtschaft an
 Stephan Tändler fällt; nach dessen Tode kam das Haus
 durch Kauf an seinen Schwager Michael Wurzen und
 nach dessen Tode
 1620 an seine Witwe Sophia, die es
 1625 dem Eissler Simon Pupeller und dessen Gattin Eva verkauft,
 zerfällt nach deren Tode wieder in mehrere Anteile,
 die durch Vergleich schließlich
 1645 der Eisenhandler Georg Pupeller und dessen Frau Maria
 Magdalena wieder in einer Hand vereinigt.
 1654 Georg Pupeller und dessen zweite Frau Christina
 1655 der Spangler Johann Swannfelder und dessen Frau Dorothea,
 1664 letztere allein (1698 verehelichte Guldin)
 1705 Anna Luxin, Goldschmidin,
 1708 deren Töchter Maria Barbara Haueisn und Maria Theresia
 Partin,
 1711 letztere allein
 1731 kommt das Haus erblich an das Zisterzienserkloster
 Wellehrad in Mähren, die es
 1735 an den Erzbischöfl. Wienerischen Consistorialrat Anton
 Massing verkauft; dieser verkauft es
 1738 Johann Georg Stanger, der es
 1742 seinem mj. Sohn Leopold Stanger vererbt; nachdem dieser
 in den Orden S. Francisci Conventualium getreten,
 überließ er das Haus
 1753 seiner Schwester Anna Theresia Hertinger, die
 1756 ihren Gatten Franz zu sich schreiben ließ.
 1803 wurde das Haus abgetragen.

Zwischen dem Hause und der Magdalenenkapelle schob
 sich die Kantorei ein (siehe Plan). In dem ebenerdigen Hause
 wohnte der Kapellmeister und erhielten die Sängerknaben Unter-
 richt im Kirchengesange. Die Wurzeln der Kantorei reichen sehr
 weit zurück, so daß wir ihre Anfänge nicht kennen; jedenfalls
 muß ihr Beginn in der rudolphinischen Zeit gesucht werden. Sie
 wird erstmals im Steueranschlag von 1441 erwähnt und erscheint
 dort von allen bürgerlichen Lasten frei.

Die "Bestellung und Ordnung der Kantorei von St. Stephan"
 vom 24. September 1460 besagt, daß der Unterricht im Gesang
 "gemütlich" und zu bestimmten Zeiten von einem Cantor und einem
 Subcantor, "der eine guete stim hab", zu erteilen ist und zwar
 an jene Knaben, deren Eltern die Zustimmung dazu gegeben hatten.

Die Kantorei verfügte überdies noch über zwei Präzeptoren
 und auch der Stadttürmer unterstand ihr. Dem Kantor oblag auch
 die Pflicht, den Zwölfbotenaltar (s.S. 265) in gutem Zustande zu
 erhalten.

Die Bedeutung der Kantoren und das Bedürfnis nach gut geschulten Sängerknaben stieg von Jahr zu Jahr. Durch die vorerwähnte Urkunde vom Jahre 1460 erhielt der Kantor hinsichtlich der Musik und des Gesanges nicht nur eine gewisse Selbständigkeit; sie stellt auch gleichzeitig sozusagen den Taufakt des Domkapellmeisterpostens dar. (Urkunde von 1553).

Die enge Verbindung der Stadtkantorei mit der Schule von St. Stephan, die in deren Schulordnung vom Jahre 1446 und in der Kantoreiordnung von 1460 zum Ausdruck kommt, ist bereits im Beginne des 16. Jahrhunderts gelöst.

Neben dem Subkantor gab es in der Kantorei auch angestellte "Gesellen". Als die Kantorei sich später zu einem Konvikt für Sängerknaben entwickelt hatte, war sie nicht mehr auf die Knaben der Bürgerschule angewiesen. Die Sängerknaben, die auf Bequartierung und volle Verköstigung Anspruch hatten, wurden im Musikunterricht unterwiesen und mußten dafür den Chordienst bei St. Stephan besorgen.

Nach der vom Stadtrat am 15. Dezember 1571 erlassenen Instruktion wurde der Kantor in ähnlicher Weise wie der Rektor der Bürgerschule (s. S. 376) in Dienst genommen und der Gemeinde verpflichtet. Gesellen oder Kapellensinger gab es in der Regel 6 bis 7, Sängerknaben oder Diskantisten ungefähr 12 bis 16.

Von dem Ertragnisse der Leichenbegängnisse, an denen sie mitwirkten, von den Hochzeiten und diversen Festlichkeiten erhielten die Sängerknaben insgesamt soviel als jeder einzelne Kapellensinger. Der Kantor sammelte die Gelder in einer wohlverwahrten Sparkasse, um davon das monatliche Badgeld, die Ausbesserung der Kleider, dann Federn, Tinte und Papier zu bestreiten. Einen kleinen Nebenverdienst ergab das "Rekordieren;" da zogen die Knaben herum, das ~~xx~~ Neujahr "anzusingen". Zu Weihnachten erhielten sie ihre Winterkleidung, einen langen Rock, ein Wams, Schuhe, Rauchhäubel, gestrickte Handschuhe, Socken und

zwei Hemden, zu Pfingsten die Sommerkleidung, Hosen von Schafleder, Wämser von schwarzem Barchent, einen Filzhut und ein Sommerhemd.

Der Zustand der Kantorei war nicht immer der beste, denn unter dem Kantor Capus war "alles zerbrochen und verwüstet worden". (Oberkammeramtsrechnung von 1553).

1599 gab es nur einen Gang beim Essen. Die Knaben bekamen weder Fleisch noch Brot genug.

Auch der Kantor Khöberl schildert die Verhältnisse der Kantorei beim Antritte seiner Stelle 1600 als recht traurig. Das Dachwerk war zerrissen und verfault, so daß der Regen den Zimmern und Mauern Schaden tat; der Knaben Liegerstatt war recht übel versehen, die Choralbücher "fast sehr zerrissen und zerfleischt". Die Sängerknaben, unter denen überdies große Unordnung und Zwietracht herrschte, wurden als Diener verwendet und mißhandelt. Dem Kantor zum Trotz sang man gar nicht oder falsch. Von Hausrat hatte Khöberl nichts als eine alte Schüssel empfangen.

Durch die Stiftungsgelder, die dem Kantor nebst seiner Entlohnung zukamen, stand sich dieser gar nicht so schlecht. Zu den größeren Stiftungen, die der Kantorei zufloßen, gehörte die des Bischofs Slatkonja für ein täglich am Abend in der Stephanskirche zu singendes Salve regina. Er widmete hiezu die Jahreszinsen der fünf unter seiner Regierung am Stephansfreithof errichteten Krämerladen. Slatkonja (s.S. 44) war ja um die Pflege der Kirchenmusik außerordentlich besorgt.

Seit 1637 führen die Kantoren den Titel Kapellmeister. Als die Kantorei 1663 neu erbaut wurde, erhielt der damalige, aus Augsburg gebürtige Kapellmeister Wolfgang Ebmer, der bereits von 1634 bis 1637 als Organist bei St. Stephan wirkte, den Titel eines kaiserlichen Kammerorganisten. 1665 starb er. Ebmers Vater war schon im Dienste der Gemeinde tätig gewesen und ver-

fertigte die Tischlerarbeit im Rathause. Ebmer hatte es dahin gebracht, daß gelegentlich das Hochamt in der Stephanskirche von kleinen Knaben mit allerlei Musikinstrumenten aufgeführt wurde.

Unter den späteren Kantoren sind manche von klangvollen Namen, so Johann Fux (s. S. 81), der 1712 für seine Kompositionen 300 Gulden bekam. In Steiermark geboren, war er 1696 Organist bei den Schotten, 1698 Hofkompositeur Leopolds, 1705 Domkapellmeister bei St. Stephan, endlich Hofkapellmeister Kaiser Karls VI. und der verwitweten Kaiserin Amalia, die ihre eigene Kapelle hatte. Er schrieb auch ein berühmtes Lehrbuch der Komposition, das er "Gradus ad Parnassum" betitelte und 1725 dem Kaiser widmete. Ursprünglich lateinisch, wurde es ins Deutsche, Italienische, Französische und Englische übersetzt. Er komponierte die Festoper zur Krönung des Kaiserpaars in Prag 1723 und zahlreich sind seine andern Kompositionen.

1715 bis 1738 war Domkapellmeister Georg Reitter, der schon von 1686 bis 1715 als Organist bei St. Stephan gewirkt hatte. Ihm folgte als Kapellmeister sein Sohn Johann Georg Reutter, der sich als der Entdecker Haydns besondere Verdienste erworben hat. 1793 bis 1809 bekleidete diese Stelle am Dome Georg Albrechtsberger, der auch im Kantorhause wohnte und der Lehrer Beethovens war. Im Kantorhause wohnte auch Haydn fast ein Jahrzehnt als Sängerknabe, wo er das Schlafgemach (eine Dachkammer) mit fünf Kameraden teilte. Der gewaltige Wiener Dom und seine Umgebung bildeten die Welt, in welcher der Knabe Haydn zum Jüngling heranreifte. Er schrieb darüber selbst in einer autobiographischen Skizze: "...in dem 7. Jahre meines Alters hört der Sel. Herr Kapellmeister von Reutter in einer Durchreise durch Linz eine ungefähr meine schwache, doch angenehme Stimme, Er nahm mich alsogleich zu sich in das Capell Haus, allwo ich nebst dem Studiren die sing kunst, das Clavier

und die Violin von sehr guten Meistern erlehrnte. ich sang all-
da sowohl bei St. Stephan als bei Hof mit großen Beifall bis in
das 18. Jahr meines Alters den Sopran". (Karl Kobald, Alt-Wie-
ner Musikstätten, S. 61). 1740 war Haydn als armer Bauernjunge
das erstemal nach Wien gekommen. Am Ende des Jahrzehnts wurde er
stimmberaubt und ebenso arm, wie er gekommen, in unbarmherziger
Weise auf die Gasse gesetzt. Den Anlaß hiefür soll ein Buben-
streich Haydns gegeben haben, der mit einer Scheere einem vor
ihm sitzenden Mitschüler den Zopf abgeschnitten hatte. Da Haydns
Stimme damals schon mutierte und man ihn daher als Chorsänger
nicht mehr weiter verwenden konnte, war der Streich wohl nur ein
willkommener Vorwand für den Hinauswurf.

Schließlich seien als bekannte Domkapellmeister bei St.
Stephan noch genannt: Johann Baptist Gänsbacher (1823 bis 1844),
Joseph Drechsler (1844 bis 1852) und Gottfried Preyer 1852.
1803 wurde die Kantorei abgebrochen.

Zwischen dem Neithart- und dem Mesnertor fügten sich das
Mesner- und Leihbarhaus ein. Vom Mesnerhause spannte sich in ei-
nem großen Bogen aus Quadersteinen der sogenannte "Heilthunsstuhl"
zu einem Hause der Brandstatt (heute Stephansplatz 8, alt 628)
hinüber, so daß dieser quer über die Gasse stand. Hier mag noch
einmal auf Abb. 130 und auf den Situationsplan Gamesinas, Abb.
134 hingewiesen werden, die nicht völlig übereinstimmen. Nach
dem Plane befand sich die Kantorei hinter dem Hause Nr. 927,
d.h. zwischen diesem und der Magdalenenkapelle. Nach der Abb.
130, die ganz deutlich zwischen den beiden Toren drei Häuser
zeigt, wären von links nach rechts: das Mesner, dann das Leih-
bar- und schließlich das Kantorhaus. Da Gamesina nicht nur als
ernster Forscher sondern auch als sehr genauer Zeichner bekannt
ist, kann ich nicht anders, als seinen Plan zur Grundlage nehmen.
Hiernach wären auf Abb. 130 die ersten zwei Häuser links als
Mesner- und Leihbarhaus anzusprechen, während beim dritten Hau-

se schon im Bilde erkennbar ist, daß dieses für Wohnzwecke nicht eingerichtet ist und wohl nur der Aufbewahrung von Geräten diente, also jedenfalls nur ein Teil oder ein Nebengebäude des Messnerhauses gewesen sein dürfte; der Kantorei konnte es schon seinem Aussern nach kaum dienen, wodurch der Plan Comesinas in seiner Richtigkeit erhärtet wird.

Der Heilthumsstuhl war wohl eines der bedeutendsten und auch merkwürdigsten Objekte des Stephansfreithofes. Sein Zweck steht mit der Reliquienverehrung in innigem Zusammenhange. Bereits seit dem frühen Mittelalter war es nämlich in der katholischen Kirche Brauch, die Reliquien der Heiligen und Märtyrer an bestimmten Festtagen der kirchlichen Gemeinde vorzuzeigen oder zur Verehrung auszustellen. Diese Vorzeigung geschah mit großem Gepränge, verbunden mit Prozessionen unter Absingung von geistlichen Liedern und Verkündigung der durch Verehrung der Heiligtümer zu gewinnenden Ablässe in den Kirchen vom hohen Chore, oft auch von eigens zu diesem Zwecke errichteten Tribünen herab. Bei zu großem Andrang der Volksmenge erfolgte das außerhalb der Kirche, entweder von Türmen, — wie das z.B. in Aachen oder Würzburg geschah, — oder von besonderen Gebäuden, den sogenannten Heiligtumsstühlen, wie in Nürnberg oder in Wien.

Der Bau des Heilthumsstuhles zu St. Stephan fällt wahrscheinlich in die Zeit 1485/86. Die Lage des Gebäudes dürfte annähernd durch die verlängerte Linie der nördlichen Langhauswand fixiert sein. Das einzige Stockwerk hatte auf den beiden die Gasse überspannenden Breitseiten je 6, auf der gegen den Friedhof gerichteten Schmalseite 3 spitzbogige Fenster, aus denen Kleriker alljährlich in der Oktav der Kirchweihe sowie am Sonntage nach dem Osterfest (weißer Sonntag) die Reliquien dem Volke mit der Ermahnung zeigten, "daß ein jeder Mensch auf sich selbst zu merken habe, kein Gedränge, Aufruhr oder Geschrei anfange, damit niemand in seiner Andacht beirrt noch behindert

werde; die Menschen mögen das Heiligtum mit seinem Schmucke ansehen, auch die Erklärung, was ein jedes Stück sei und den Lobgesang, der dazwischen gesungen wird, anhören und bedenken, um sich des großen Ablasses teilhaftig zu machen".

Die Wiener strömten zu Tausenden in den Stephansfreithof, sanken in die Knie und verehrten die Ueberreste der Heiligen fast in einer Art Wundergier, die allerdings nicht nur hier sondern überhaupt dem Mittelalter eigen war. Zum Schlusse wurde mit dem Kreuzpartikel der heilige Segen erteilt.

Der Brauch des 15. Jahrhunderts, der Verehrung der Reliquien, fand seine Fortsetzung in dem späteren Reliquienfeste ~~am~~ (nach den Kapitelstatuten am 16. Februar, späterhin am ersten Sonntag im November), bei welchem die Glasschreine mit den größten Reliquien vor dem Hochaltar zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden, als Wiedergutmachung dafür, daß ansonsten während des Jahres die Reliquienschatze nur als Musealstücke Beachtung fanden.

Es entspricht einer irrigen Ansicht, wenn mitunter behauptet wird, daß diese Schätze im Heiligthumsstuhle selbst aufbewahrt wurden. Deren Aufbewahrung erfolgte in der Schatzkammer des Domes, die damals wahrscheinlich ober der Kreuzkapelle lag. Die Schätze wurden zur Vorzeigung in eigenen Behältnissen mit Tragstangen in den Heilthumsstuhl übertragen, nachdem man sie vorher in feierlicher Prozession in der Kirche herumgetragen hatte. Ogesser fand in den Ausgabebüchern die Beträge verzeichnet, die für das jedesmalige Uebertragen der Reliquien bezahlt wurden.

Anlässlich der historisch denkwürdigen Kindervermählung (s. S. 248) am 22. Juli 1522 erwartete hier, auf dem Schwibbogen des Heilthumsstuhles stehend, Bischof Georg Slatkonja mit seiner Assistenz den Kaiser Maximilian und die übrigen zur Feier erschienenen gekrönten Häupter. Nachdem er über sie und die königlichen Kinder Gebete und den Segen gesprochen, stimmte die kaiserliche

Kapelle das Tedeum laudamus an.
 Vom Heilthumsstuhle herab soll auch in der Christnacht der Wolfsseggen (s.S. 343) erteilt worden sein.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts befand sich (Archiv der Stadt Wien, Hauptarchiv 17/1614) auf dem Heilthumsstuhle das Totenbeschreibamt, dem oblag, dem Bürgermeister täglich die Totenzettel vorzulegen, der sie der Regierung übermittelte. Wie die wiederholten Urgenzen der Regierung darlegen, scheint man dieser Verpflichtung nicht immer ordnungsgemäß nachgekommen zu sein. Das Totenbeschreibamt läßt sich mit Bestimmtheit erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts nachweisen. In einer Stadtarchivsurkunde vom 23. November 1607 wird der geschworene Totenschreiber Wolf Khaltenhauser auf dem Heilthumsstuhle erwähnt. Totenprotokolle sind uns erst seit 1648 erhalten geblieben.

Nach einer Instruktion vom 11. Mai 1705 mußten die von den Totenbeschauern erteilten Scheine in das Totenbeschreibamt gebracht und hier in das Totenprotokoll und die Totenzettel eingetragen werden, worauf den Parteien ein verschlossener Begräbniszettel ausgefolgt wurde. Erst dann durfte die Bestattung vorgenommen werden.

Mit Regierungsdekret vom 26. April 1727 (Archiv der Stadt Wien, alte Registratur 29/1727) wurde den Totenbeschauern aufgetragen, nicht nur die Totenzettel besser und leserlich zu schreiben, sondern auch den Stand und die Kondition des Verstorbenen anzuführen.

Mit zunehmenden Verkehre erwies sich jedoch der Heilthumsstuhl als ein ~~als ein~~ arges Verkehrshindernis, so daß Kaiser Leopold I. dessen Abbruch verfügte. Im städtischen Archiv 36/1699 liegt der Kontrakt, der am 25. September 1699 zwischen dem Magistrat und Johann Georg Bauernfeind über den Abbruch dieses Bauwerkes geschlossen wurde. Nach diesem wurde Bauernfeind aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Figuren und Wappentafeln so

vorsichtig herabgenommen und an den ihm bezeichneten Orten wieder aufgestellt werden. Wohin sie kamen, ist unbekannt. Der Ratsherr Bauernfeind, der ~~sitt~~ seit 1697 Besitzer des an den Heilthumsstuhl angebauten Hauses (heute Stephansplatz Nr. 8 A) war, hatte an dem Abbruche des alten Bauwerkes das größte Interesse; er ging daher noch auf die weitere Forderung ein, ober der seinem Hause gegenüberliegenden Mesnerwohnung für den Barausleiher ein eigenes Stockwerk aufzubauen und wohnlich herzustellen, da dieser durch den Abbruch des Schwibbogens, den er bisher samt den anstoßenden Zimmern bewohnt hatte, seine Behausung verlor.

Der 8 Punkte umfassende Wortlaut des Kontraktes ist von Gemesina im XI. Band der Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, S. 242, Zl. 141 abgedruckt.

Nur ein Bruchstück des denkwürdigen Objectes (in der Bau-
linie des Mesnerhauses) war stehen geblieben. Auf Abbildung 131,
S. 355 erkennt man es an den mit Figuren bekrönten beiden Doppel-
säulen. Ueber dem unteren Fenster zwischen diesen Säulen las
man die in Stein gehauenen Worte: "Niklas Scheller, die Zeit
Kirchenmeister 1483".

Ueber dem Eingang zur Kanzlei des Barausleihers waren die
10 Gebote Gottes in Stein gehauen, die da lauteten:

das sint dy X gepot
du solt glauben in ain got
nen in nit eitl bej sein nam
vleisig veyer den veyrtag
hab lieb vater und mueter
nit töt den menschen
bis nit ein ebrecher
du solt nit steln
nit sej ein falscher zeug
beger nit was andre haben
und gut eines andern.

(Mathias Pestarella. Beschreibung von S. Stephan. Aufgenommen
von Gemesina, Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines
zu Wien, Band XI, S. 293).

Daß man diese Mahnung an die Pforte des Todes setzte, soll-
te ihr besonderen Nachdruck verleihen.

Das Totenbeschreibungs- und Barleiheramt war vormals, als man das Gepränge bei Leichenzügen viel weiter trieb als heute, von ungewöhnlichem Belange. Dort konnte man alle für die feierlichen Aufbahrung der Verstorbenen erforderlichen Gegenstände ausleihen. 1800 wurde das Barleiheramt aufgelassen und Leichenbestattungsunternehmungen übernahmen dessen Aufgaben.

Die Bahrleibbücher von St. Stephan gehören zu den interessantesten Dokumenten einer längst entschwundenen Zeit. Jene der Jahre 1673, 1692 bis 94 fehlen und wurden seinerzeit wohl widerrechtlich verkauft. So erzählte der verstorbene, gut unterrichtete Antiquar Kubasta gelegentlich, es seien einmal Bücher über die Begräbnisse bei St. Stephan feilgeboten und verkauft worden.

Die Erinnerung an den "Heilthumsstuhl" wird durch das "Heilthumsbuch" wach erhalten, das 1502 durch den Buchdrucker Hanns Winterburger (er war der erste Buchdrucker, dessen Name auf den Erzeugnissen der Wiener Presse erscheint) herausgegeben wurde und von dem nur noch ganz wenig Exemplare vorhanden sind, die einen außerordentlichen Wert darstellen. Ein Neudruck wurde 1882 durch Franz Ritter herausgegeben; aber auch dieser ist nur noch schwer zu erhalten.

Das Heilthumsbuch bringt nebst vielen Abbildungen der Reliquiengefäße auch eine Abbildung des Heilthumsstuhles in Holzschnitt (s. Abb. 135).

Der Verfasser, der Wiener Bürger und Ratsherr Matthäus Heuperger (s. a. S. 323), entstammte einem Tiroler Geschlechte und war Besitzer des Hauses "zum goldenen Hirschen" in der Rotenturmstraße (alt Nr. 728, neu Nr. 20). Er war ein sehr religiöser Mann und wie Lazius sagt, "wegen seines christlichen Eifers sehr berühmt". Heuperger, der auch ein wahrer Freund der Wissenschaften und Künste war, starb 1515 und fand in der Magdalenenkapelle auf dem Stephansfreithofe vor dem Altare seine letzte Ruhestätte.

Die erste Seite des Buches zeigt im Titelholzschnitt die Figur eines geharnischten Ritters, in der Rechten das Stechfähnlein, neben ihm auf den Boden die Wappen der Stadt Wien, Doppeladler und Kreuzesschild. Die zweite Seite bringt eine Ansicht des Stephansdomes von Nordwest, die älteste xylographische Abbildung des Domes und auch für dessen Baugeschichte insoferne von Interesse, als sie das Bischofstor noch ohne die Eingangshalle zeigt.



Der Heilthumsstuhl.

Abb. 135

Dann folgen drei Seiten Vorrede und Verzeichnisse der Ablässe und schließlich ein Holzschnitt, die Ansicht des Heilthumsstuhles. Hieran reihen sich auf 25 Seiten mit 255 Abbildungen die 8 Prozessionen oder Umgänge des Heiligtums und zwar:

- 1 und 2 das Heiligtum Christi,
- 3 das Heiligtum unserer lieben Frau,
- 4 " " der 12 Apostel,
- 5 und 6 " der hl. Märtyrer,
- 7 das " der hl. Beichtin-
ger und
- 8 " " der hl. Jungfrauen.

Die Rückseite des zugleich

die Beschlußrede enthaltenden Blattes ziert ein großer Holzschnitt "die Steinigung des hl. Stephanus".

Hierauf folgen 12 Seiten des Ablaßkalenders und auf der Vorderseite des letzten Blattes die Sinnbilder des Todes.

Das erste gedruckte Inventar der Schatzkammer von 1502 wurde lange Zeit in der Schatzkammer aufbewahrt, dann verschwand es. In den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurde es in dem Besitze des Grafen Dietrichstein vorgefunden; auf welche Art und Weise es dahin kam, ist unbekannt. Der Graf übergab es dem damaligen Chur- und Chormeister Vincenz Barfuss, der es bei Gelegenheit der Restauration der Schatzkammer wieder in diese ablieferte.

1641 waren noch 16 derlei Verzeichnisse, fast alle in Pergament gebunden, vorhanden.

Von dem im Heilthumbush abgebildeten Reliquiaren ist fast nichts mehr vorhanden, denn wiederholt erlitten die Kirchenschätze empfindliche Einbußen und Verluste. Zur Türkenzeit wurden die Reliquien aus ihren kostbaren Fassungen und Behältnissen herausgenommen und diese veräußert. Der hiefür erzielte Erlös von 4000 Gulden wurde zum Ausbau der Stadtbefestigung verwendet. Auch in den Jahren 1793/94 sowie 1810 wanderten die wertvollsten Stücke unter dem eisernen Zwange der Staatsnotwendigkeit in die Schmelze. Abgesehen von dem materiellen Verluste ist der unersetzliche Kunstwert der Umhüllungen zu beklagen.

Die vorbeschriebene Häuserreihe beengte natürlich die Passage außerhalb des Stephansfreithofes zwischen der Rotenturmstraße und dem Stock im Eisenplatz außerordentlich. Der Durchlaß unter dem Schwibbogen schnürte sie vollends ein; so war denn auch dieses Gebäude das erste gewesen, das der unabweislich gewordenen Verbreiterung schon im Jahre 1700 zum Opfer gefallen war; doch dauerte es dann noch weitere 100 Jahre, bis auch die übrigen Gebäude dieser merkwürdigen Häuserzeile verschwanden. Die Magdalenenkirche machte damit im Jahre 1781 einen nicht ganz freiwilligen Anfang. Sie brannte ab (s. S. 358.) und wenn das auch an und für sich bedauerlich war, so hatte es auch seine gute Seite. Nach Wegräumung der Brandruine war schon bedeutend an Platz gewonnen worden.

1783 erließ Kaiser Josef II. die schon erwähnte Verordnung, mit der die gänzliche und sogleiche Wegräumung der zwar noch bestehenden, aber seit 1732 nicht mehr belegten restlichen fünf Leichenfelder verfügt wurde. Damit war nun auch das Abbrechen der vier Friedhoftore verbunden und zwei Monate später war die Arbeit bereits durchgeführt.

Der Abbruch der noch im Wege stehenden Häuser verzögerte

sich aber zum Teile noch fast weitere zwei Dezennien, wohl weil die erforderlichen Geldmittel fehlten. Nur bruchweise konnte die Freilegung des Platzes nach den Projekten der Baumeister Meisl und Hild durchgeführt werden.

Die am 19. August 1792 stattgefundene Rückkehr des Kaisers Franz II. von der Krönung aus Frankfurt gab schließlich den Anlaß zur Beseitigung des letzten Verkehrshindernisses auf dem Platze. In hochherziger Weise widmete der Kaiser dafür jene 16.000 Gulden, die regelmäßig bei Kaiserkrönungen für Aufstellung von Triumphportalen am Graben und am Kohlmarkt zur Verwendung zu kommen hatten und leistete auf jede Feierlichkeit für seine Person Verzicht.

Dem Beispiele des Kaisers folgten andere hochherzige Spender. Dennoch ging die Demolierung der dem Abbruch geweihten Objekte auch jetzt noch langsam genug von statten. Noch im gleichen Jahre fielen wohl das Mesner- und Leihbarhaus, ~~Das Kantorhaus blieb~~ ~~aber bis zum Jahre 1800 bestehen~~ wie auch das dreistöckige Zinshaus gegen den Stock im Eisen zu. Das Kantorhaus blieb aber bis zum Jahre 1800 bestehen und das vierstöckige Zinshaus, das ehemals zunächst dem Kantorhaus stand, fiel erst 1803 der Demolierung zum Opfer. Das Material des abgebrochenen Zinshauses und der Kantorei wurde um 6000 Gulden öffentlich versteigert. Am 1. März 1804 war der Platz frei, der damit, - wenigstens in räumlicher Beziehung, - seine heutige Gestalt angenommen hatte.

Damit trat nun aber auch eine Änderung in der Bezeichnung der um die Kirche liegenden Gertlichkeit ein. Der Name "Stephansfreithof" verschwand und wurde ersetzt durch die heutige Benennung als "Stephansplatz".

Erwähnt und bestätigt wird die Schule im Stadtrechtsbrief

Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1237.

Wenn man bedenkt, daß im Mittelalter aller Unterricht von

VII. A B S C H N I T T.

Die heutigen Häuser des Stephansplatzes und ihre Geschichte.

Nr. 1 ist die Metropolitan- und Pfarrkirche zu St. Stephan selbst.

Die auf Plätzen freistehenden Kirchen sind in der Regel nicht in die allgemeine Häusernumerierung einbezogen, wenn nicht angebaute Gebäudeteile Wohn- oder ähnlichen Zwecken dienen. Bei der Stephanskirche trifft das tatsächlich zu, denn in dem Baukomplex ist nicht nur die Wohnung des Mesners untergebracht, sondern auch die Dombauhütte einbezogen. Auch die Feuerwehr der Stadt Wien unterhält dort eigene Räume (im ausgebauten Turm); die einstige Totengräberwohnung, die noch vor nicht allzulanger Zeit Geschäftszwecken diente und als Blumen- geschäft eingerichtet war, steht jetzt als Magazin in Verwendung.

Nr. 2 (alt Nr. 875), identisch mit Stock im Eisen Nr. 2, s. Nahat Band I, S. 7 - 13.

Nr. 3 (alt Nr. 874) ist das "Kurhaus zu St. Stephan", das den Raum der ehemaligen Bürgerschule und der alten Bauhütte von St. Stephan einnimmt. Auf die Bürgerschule weist eine zwischen dem zweiten und dritten Fenster des Erdgeschosses angebrachte Gedenktafel hin, die besser an dem entgegengesetzten Flügel des Hauses anzubringen gewesen wäre, wo die Schule tatsächlich stand. Auf der 1868 vom Gemeinderate errichteten Tafel ist zu lesen: "Hier stand die Bürgerschule der Gemeinde, die Älteste und bis zur Gründung der Universität durch Herzog Rudolph IV. auch die bedeutendste Lehranstalt der Stadt."

Erwähnt und bestätigt wird die Schule im Stadtrechtsbrief Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1237.

Wenn man bedenkt, daß im Mittelalter aller Unterricht von

den Pfarren ausging, wird wohl schon gelegentlich der Gründung der Pfarre St. Stephan (1137) dort eine Schule errichtet worden sein. Es ist aber aus dem gleichen Gründe doch etwas gewagt, die Schule bei St. Stephan als die älteste der Stadt zu bezeichnen, da wohl auch an den Pfarren zu St. Ruprecht und zu St. Peter, beide älter als St. Stephan, schon Pfarrschulen bestanden haben mögen.

Durch den kaiserlichen Stadtrechtsbrief von 1237 (Fridericianum) trat die Lateinschule bei der Pfarre St. Stephan unter den Schutz des Kaisers, der auch den ^{Rektor} weiter bestellte; dort heißt es: "Wir wollen auch gemachsamer lernung versehen, davon weishait an dem volch gelernt wirt und daz ungelernit alter der chinder gelert wirt, und geben vollen gewalt dem maister, swer von uns, unsern nachchomen genomen wirt ze der schuel zu Wienn ze verwesen, daz der ander maister und lerer nach der weisen rat ze Wienn saetze, die genuegsam und weis sein der lernung ierr hoerer." (Friedrich walter, "Wien", 1. Band, S. 60). Damit erscheint die Schule äußerlich bereits dem Range einer Universität genähert.

Auf universitätsmäßigen Einschlag mögen auch die Studentenkrawalle der Jahre 1277 bis 1284 hinweisen, da sich die Scholaren gegen ihren Rektor Nikolaus empörten und alle Autoritäten der Stadt aufriefen, den ihnen unangenehmen Mann zu entfernen. Der berühmte Meister Ulrich, Gelehrter, Arzt, Dichter, Maler, Freund und Vertrauter der vornehmsten Gelehrten seiner Zeit, schaffte als neuer Rektor Ordnung, berief neue Kräfte und schuf eine hohe Blüte gelehrten Wissens in Wien. Gleichzeitig beaufsichtigte er auch die Schulen bei St. Michael und bei den Schotten. Seine literarische Tätigkeit muß sehr bedeutend gewesen sein; theologische Abhandlungen von ihm sind in einigen Klosterbibliotheken zu finden.

1296, noch zur Zeit seiner Leitung, verzichtete Herzog Al-

Sie wurde unter dem Bürgermeister I. auf das landesfürstliche Patronat über die Stephansschule, wodurch der Rat der Stadt die volle Verfügungsgewalt über die Schule erhielt; von da an hieß sie daher Bürgerschule. Der Rektor sollte nun vom Bürgermeister und dem Räte der Stadt bestellt werden. Er war überdies auch der oberste Richter über das Tun und Treiben aller Schüler, - auch der übrigen Schulen in der Stadt.

Trotz der feierlichen Schutzversicherungen in den Stadtrechtsurkunden und trotz mancher bedeutender Lehrer, wie des eben erwähnten Meisters Ulrich oder Konrads von Mezenberg scheint die Schule nur ein fast kümmerliches Dasein geführt zu haben. Ueber den Unterricht selbst erhält man erst durch die Universitätsdiplome von 1365 und 1384 einige Nachricht. Danach beschränkte sich der Lehrbereich, - wie in der alten Klosterschule, auf die 7 freien Künste (Grammatik, Rhetorik und Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie). In den neben der Schule zu St. Stephan noch bestehenden Unterrichtsstätten: bei den Schotten, bei St. Michael und im Bürgerspital, wurde überhaupt nur das Trivium (die ersten drei) gelehrt. Alle diese Schulen standen ausschließlich der männlichen Jugend offen. Für die Mädchen, d.h. für die Töchter aus Adelsfamilien und reichen Bürgerhäusern, gab es außer häuslicher Unterweisung nur die sogenannten äußern Klosterschulen in den Nonnenklöstern, die über Lesen und Schreiben, kirchlichen Gesang und weibliche Handfertigkeiten nicht hinaus kamen.

Dennoch war aus der Schule zu St. Stephan die Universität hervorgegangen. Der Rektor und die andern drei andern Magister der Bürgerschule gehörten auch der Universität an; öfters sind die Rektoren der Universität auch Rektoren der Bürgerschule, die zu dieser Zeit schon ungefähr dem Range einer Mittelschule entsprach. 1446 wurde ihr eine Schulordnung gegeben, die zu den interessantesten deutschen Schulverordnungen gehört ~~wiederge~~

~~gehen durch Grammatik in in Berleke und die kühnen des Käfer~~
~~zu über die Band 9, 216-224~~. Sie wurde unter dem Bürgermei-
 ster Hanns Haringseer und dem Stadtrichter Jörg Schuchler unter
 Beiziehung des gelehrten Meisters Dr. Hanns Polzmacher verfaßt,
 der als Vicar des Dompropstes eine ähnliche Stellung zur Bürger-
 schule einnahm, wieder Dompropst als Kanzler zur Universität.
 Bis tief in die Humanistenzeit hinein waren die Rektoren und Ma-
 gister der Bürgerschule ausschließlich geistlichen Standes.

Die Schulordnung vom Jahre 1446 enthielt nähere Bestimmungen
 über die Art des Unterrichtsstoffes, über dessen Verteilung auf
 Klassen und Kurse, über Bücher und Unterrichtsmethode, über
 Schüler, Lehrer und Disziplin. Der Unterrichtsstoff war immer
 noch der der alten Klosterschule. Zum Schlusse der Stunde wurde
 ein Stück der biblischen Geschichte erzählt und am nächsten Mor-
 gen abgefragt.

Als Schulbücher zählt die Schulordnung auf:
 Die Grammatik des Aelius Donatus, das weitverbreiteste ~~und für~~
 und für die niederen Schulen wichtigste Buch. Donatus, ein römi-
 scher Grammatiker, hatte um die Mitte des vierten Jahrhunderts
 gelebt und war Lehrer des hl. Hieronymus gewesen. Dieses durch
 das ganze Mittelalter gebräuchliche Buch, das seinen Verfasser
 um mehr als 1000 Jahre überlebte, war versmäßig in Fragen und
 Antworten abgefaßt und zerfiel in drei Teile.

Die "Disticha Catonis", von einem gewissen Dionysius Cato in
 kurzen einfachen Versen abgefaßt, handelte über die Verehrung
 Gottes, der Eltern, Verwandten und Lehrer, über den Umgang mit
 guten Menschen, den Gehorsam gegen die Obrigkeit, u.s.w.

Der "Priscianus" war eine ausführliche Grammatik, mehr für
 die Lehrer als für die Schüler bestimmt. Ihr Verfasser gleichen
 Namens stammte aus Caesarea und war öffentlicher Lehrer in
 Konstantinopel unter Kaiser Anastasius (491 - 518). Im Mittel-
 alter war diese Grammatik in Tausenden von Handschriften ver-

breitet und von der kleinen Ausgabe des "Priscianus" gab es im 15. Jahrhundert mehr als 50 Auflagen.

Das Buch des Petrus Helie enthielt eine Beschreibung des heiligen Landes.

Der Boethius und ander "Puechl" konnten nach Gutdünken des Lehrers verwendet werden.

Zur Zeit als die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, konnte wohl von einem allgemeinen Brauch dieser Bücher bei den Schülern keine Rede sein. Das älteste Druckwerk, eine lateinische Bibel, stammt aus dem Jahre 1455. Also vorher und auch wohl noch eine geraume Zeit nachher wurde alles diktiert, dann auswendig gelernt und abgefragt. Die Schüler schrieben immer auf Wachstafeln, denn das Pergament war zu teuer. Der Griffel war aus Metall oder aus Elfenbein.

Die Schule gliederte sich in einen niedern und einen höhern Kurs. Der niedere bestand aus drei Klassen. In die unterste kamen die, "die allererst in die Schule werden gelassen." Sie lernten die "Tafel", d.h. das Nachzeichnen der Buchstaben auf der schon erwähnten Wachstafel, dann das Buchstabieren an Hand der berühmten lateinischen Grammatik von Donatus. Die Kleinen mußten täglich zwei lateinische Wörter auswendig lernen und später ein paar lateinische Redensarten, damit sie untereinander lateinisch reden konnten, denn die Muttersprache zu gebrauchen, war verpönt. "Deutsch reden oder sonst unzüchtig (unartig) sein" wird mit Rutenschlägen gebüßt. In den folgenden Abteilungen ging es dann mit dem Latein weiter und außer dem Donatus kamen dann die andern alten Autoren daran. In der dritten Klasse wurde auch sogenannte Rhetorik betrieben, d.h. es wurde Anleitung zu einer kunstgerechten Rede gegeben, Redefiguren und Briefschreiben geübt. Natürlich bediente man sich auch hier wieder lateinischer Schriftsteller.

In dem obern Kurs wurden Arithmetik, Geometrie, Musik und

Astronomie gelehrt, doch kam man in der Arithmetik über die vier Rechnungsarten nicht hinaus. Der Musikunterricht war rein theoretisch, denn für die Uebung dieser Kunst gab es ja bei St. Stephan eine eigene Singschule, die Kantorei (s.S. 361).

In der Astronomie kam es besonders darauf an, den Kalender, d.h. die Heiligtage, nach welchen man im Mittelalter datierte, auswendig zu lernen.

Religionsunterricht gab es damals keinen in der Schule. Dieser war Sache der Familie und es galt als selbstverständlich, daß jedes Kind die Kenntnis der biblischen Geschichte sowohl wie der wichtigsten Glaubenssätze aus dem Elternhause mitbringe. Erst das Konzil von Trient, das nach der lutherischen Kirchenspaltung um die Mitte des 16. Jahrhunderts stattgefunden hat, schrieb für alle Schulen katechetische Unterweisung in der Religion vor.

Mit der Bürgerschule von St. Stephan war auch eine Bibliothek verbunden, deren Benützung aber nur den Meistern, Bakkalarien und Kollaboratoren offen stand. Sie war Eigentum der Gemeinde und bildete die Grundlage der alten Stadtbibliothek. Den Grundstock dazu legte der tüchtige Ratzenberger (s.S. 382), der seine Bücher, die er um etliche 100 Gulden gekauft hatte, der Schule verschrieb und selbst noch die Bibliothek einrichten wollte. Doch erst nach seinem Tode (1540) kam die Sache zur Ausführung. Die Bücher wurden an eiserne Ketten angehängt, die der Stadtschlossermeister Hannsen Mulpauer lieferte (Oberkammeramtsrechnung vom Jahre 1540). Die Buchbinder Martin Schosmann und Marx Phersich banden die Bücher ein, die durch Dr. Gaudentius in Ordnung gebracht wurden. Am 3. Jänner 1575 empfängt der Ratsherr und Buchführer Georg Schilher 8 Dukaten in Gold dafür, daß er die Bibliothek "jn ain Richtige guete Ordnung gebracht und die Buecher in ainen Cathalog beschriben hat" (Gamesina, Berichte und Mitteilungen des A.V. zu Wien, 1. Band, S. 287).

1632 wurde die Bibliothek in das Rathaus übertragen. Die bezügliche Aufrechnungspost lautet: "1632 - 9. December, die Uncossen wegen abrechnung und aufrichtung der Bibliotheca welche in das Rathauss transferiert worden aufgangen. 12 fl. 6 s. 4 kr." (Camesina, wie vorher, S. 287).

Wie in allen Schulen des Mittelalters und auch noch der späteren Zeit, herrschte bei St. Stephan nicht nur strenge Zucht; die Lehrer besaßen auch die Strafgewalt des Vaters. Die gewöhnliche Strafe waren Ruten- oder Besenstreiche.

"der Ruthe Zucht treibt ohne Schmerzen
die Thorheit aus der Kinder Herzen"

sagt Sebastian Brandt, ein Dichter des Mittelalters. Fürstensöhne entgingen ebensowenig dieser Strafe wie das Kind des armen Höflichen. So enthielt auch das Schulsiegel die Rute als Wahrzeichen guter Zucht. Wenn der Frühling kam, zog die Schuljugend, von den Lehrern geführt, hinaus in den Wald, um den nötigen Jahresbedarf an Ruten selbst zu sammeln. Nach empfangener Strafe wurde die Rute geküßt. Aber auch schon damals hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die körperliche Züchtigung der Kinder mißbilligten. Die Wiener Schule schlug einen Mittelweg ein, wonach die Züchtigung nur eine mäßige sein sollte. So gestattet die Schulordnung von 1446 "6 oder 8 mäßige Gertenschläge, aber nicht um die Köpfe, noch mit den Fäusten." Später ließ man auch die Schuldigen auf Erbsen oder auf einem dreikantigen Holze knien, unförmliche Mützen aufsetzen, mit hochoberer Rute eine Zeit lang stehen und was dergleichen mehr war.

Es war aber auch für den jugendlichen Frohsinn gesorgt.

An Sonn- und Feiertagen durften die Knaben Ball spielen, Reifen schlagen, Kreisel treiben, sollten dabei sich aber im Lateinreden üben, doch "Sorg" haben und nicht Geschrei machen auf dem Freizeithof."

Verboten war das Würfel- und Kartenspiel, das Spiel um Geld,

im Winter das Schneeballwerfen und das Eislaufen, letzteres "um seiner hervorragenden Gefährlichkeit willen."

Unter den Schulfesten, deren es ~~bei~~ an der Schule bei St. Stephan eine Anzahl gab, erfreute sich das am "Tag der unschuldigen Kinder" (28. Dezember) bei der Schuljugend der größten Beliebtheit (s.S. 343).

Am Neujahrstage gingen die Knaben ihre Taufpaten "ansingen", um für ihre Glückwünsche Geschenke zu erhalten.

Am Heiligen Dreikönigstage war das "Sternsingen" üblich, das einem im ganzen Reich gepflogenen alten Volksbrauch entsprach. Drei als Könige verkleidete Knaben zogen unter Vorantragung eines Sternes und unter Absingung der sogenannten Sternlieder Gabeln heischend von Haus zu Haus. Die Lichter enthielten die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande, an die sich Neujahrswünsche anschlossen.

Am Gregoritage (12. März) führten die Schüler der Bürgerschule wie der Kantorei im Festsaale des alten Rathauses Schulkomödien auf, zu denen hohe Gönner und Persönlichkeiten erschienen. Celtes (s.S. 126) ließ einige dieser Komödien 1486 drucken. Der Rektor der Wiener Universität, Wilhelm Pullinger, urteilt über sie 1502, daß weder er noch andere jemals eine ähnliche Produktion gesehen haben, was wohl als Zeichen einer bedeutsamen Entwicklung gewertet werden konnte. Diese aber wurzelte in dem eben damals angebrochenen Humanismus, dessen entschiedenster Wegbereiter in unseren Landen bereits mehr als ein Menschenalter vorher Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., gewesen war, da er (1442 - 1455) noch als Sekretär am kaiserlichen Hofe zu Wien wirkte. Begeistert strömte die Jugend den Humanisten zu; die neue Geistesrichtung konnte wohl gehemmt, aber nicht mehr unterdrückt werden. So machte auch die alte Bürgerschule von St. Stephan um diese Zeit die innere Wandlung von einer scholastischen in eine humanistische Latein-

schule durch. Die Zahl der Einschreibungen war - von den durch die unruhigen Jahre hervorgerufenen Schwankungen abgesehen - in ständigem Anstieg.

Einer kurzen Scheinblüte aber folgte ein umso jächerer Sturz. Die religiös-gleichgültige, zum Teile sogar kirchenfeindliche Einstellung des Wiener Humanistenkreises hatten Luther und seiner Lehre auch auf dem Wiener Boden den Weg bereitet. Das neue Evangelium fand hier offene Herzen und umso raschere Verbreitung, als der Widerstand der kirchlichen Stellen reichlich schwach war. Dementsprechend bot nun auch die Schule zu St. Stephan, die in diesen Streit der Geister hineingezogen wurde, sehr bald das Bild eines mit Unterbrechung fortschreitenden Verfalls. War das Lehrpersonal schon in den letzten Jahren vor der ersten Türkenbelagerung auf die Hälfte reduziert worden, so besorgte seit 1529 der tüchtige Rektor Georg Ratzemberger allein den Unterricht, nur gelegentlich von dem einen oder andern unterstützt, der bald wieder nach der Sitte jener Zeit von dannen zog. 1537 wurde sein Nachfolger Martin Krückl, der aber 1540 wegen Unfähigkeit abgesetzt werden mußte, da "die jungen Leut keine gute Zucht von jme geschehen" (Comesina, A.V., 11. Band, S. 288). Der ihm folgende Georg Muschler hatte seine liebe Not, die Schule, deren Ausstattung mittlerweile zugrunde gegangen war, wieder etwas empor zu bringen. Ihm gelang es 1543, für die Dauer drei Hilfskräfte um sich zu halten.

Als Muschler aus der Schule schied, um die Erziehung der Kinder des Kaisers Maximilian II. zu übernehmen, gab die Gelegenheit des Lehrerwechsels Anlaß zu einer ausgiebigen Reform der Schule. Die Zahl der Lehrpersonen wurde auf 7 erhöht, die in 5 Klassen unterrichteten. Der neue Rektor Benedikt Kleinschnitz verfaßte eine neue Schulordnung, die am 1. März 1559 approbiert wurde (wiedergegeben von Comesina, in Berichte und Mitteilungen des A.V., Band 11, S. 276 ff).

Die wohlgemeinte Neuerung hatte aber keinen langen Bestand. Von Michaeli 1562 bis Oktober 1563 war die Bürgerschule zu St. Stephan überhaupt geschlossen. Als sie wieder eröffnet wurde, stellte sich ein bedeutender Abgang von Schülern heraus. Kleinschmitz begründete das in seinem Bericht damit, daß die meisten Kinder andere Schulen aufsuchen, da die Eltern die Kosten der Bürgerschule scheuen und ihre Söhne lieber in den unentgeltlichen Unterricht der Jesuiten oder in eine der vielen Schulen schicken, die täglich an vielen Orten aufkommen.

Seitdem die 1551 durch Ferdinand I. nach Wien berufenen Jesuiten drei Jahre später in dem alten, ihnen überlassenen Karmeliterkloster "Am Hofe", der einstigen Herzogsburg der Babenberger, ihre sechsklassige Lateinschule eröffnet hatten, schien die Glanzzeit der Schule zu St. Stephan überhaupt vorüber zu sein; sie nahm nun auch eine andere Gestalt an. Ihr Unterricht beschränkte sich schließlich nur mehr auf Religion, deutsche und lateinische Sprache. Unter Bedachtnahme auf die geringe Frequenz wurde die fünfklassige Schule auf vier Klassen herabgesetzt. So wurde sie bis zum Jahre 1616 fortgeführt.

Der Verfall der Schule war trotzdem nicht aufzuhalten. Sie scheint ganz unter lutherischen Einfluß gekommen zu sein, denn es lehrten "ketzerische Präzeptoren und Kollaboratoren". Kleinschmitz wurde 1568 durch Johannes Kazius ersetzt, der als Katholik das Vertrauen der Regierung genoß. Als 1586 die Pest zur vorübergehenden Schließung der Schule zwang, erlag auch der damalige Direktor der Schule, Stephan Griessauer (1583 Universitätsrektor), der Seuche.

Bald nach Wiedereröffnung der Schule traten neue Widerwärtigkeiten ein, die zum Teil auch in den häuslichen Verhältnissen des damaligen Rektors Petrus Hoffmann gelegen sein mochten. Hoffmann, der zwischen 1595 und 1601 auch Universitätsrektor war, wird in letzterem Jahre abgesetzt und an seine Stelle tritt

Constantin Schnitter, doch scheint auch unter ihm und seinen Nachfolger, Magister Johann Khuen, die eingerissene Gemütlichkeit fortzubestehen. Einem darüber geführten Bericht des Stadtoberkämmerers Georg Prügl ist zu entnehmen, daß die Professoren überhaupt keine ordentliche Stunde hielten, manche Tage sogar ganz aussetzten, sich dahin verantwortend, keine Hörer zu finden.

Als im Jahre 1615 die Leitung der Bürgerschule zu St. Stephan Heinrich Abermann anvertraut wurde worden war, wurde ihr in seiner Person einer der hervorragendsten Rektoren geschenkt, welche die Schule überhaupt jemals besaß. Aus Tuttlingen in Württemberg stammend, erwarb sich Abermann an der Wiener Universität das Magisterium der Philosophie und trahierte hier griechisch, an der Bürgerschule Mathematik. Seiner dichterischen Begabung verdankte er es, daß ihn die Universität wiederholt zu Monarchenbegrüßungen delegierte. Unter seinen Werken ist das bekannteste die Uebersetzung der Geschichte der Stadt Wien von Wolfgang Lazius, die ihm von seiten des Stadtrates einen goldenen Denkpennig, 10 Dukaten schwer, eintrug, nachdem er schon 1616 für die Uebersetzung des ersten Buches der Commentarien des Lazius 24 Dukaten und für eine Komödie 20 Gulden erhalten hatte. Leider wurden in der Uebersetzung selbst offensichtliche Irrungen beibehalten. 1620 wurde Abermann in Anerkennung seiner Verdienste vom Kaiser geadelt und erhielt das Wappen des Lazius, dessen Geschlecht erloschen war. Abermann starb 1621, erst 38 Jahre alt.

Schon zu seiner Zeit war das Schulgebäude baufällig geworden. Es wurde daher 1615/16 weitgehend adaptiert. Abermann hatte geglaubt, mit dem Abschluß des Baues die schlechteste Zeit hinter sich zu haben, doch irrte er sich. Der Besuch der Schule nahm immer mehr ab und schon 1623 beklagte sich der neue Rektor, Johann Lindenberger, beim Magistrate, daß er beim Antritt seines Amtes weder Schüler noch zum Unterrichte taugliche Lehrer vorge-

funden habe. Der Hauptgrund mag wohl darin gelegen sein, daß unter dem stets wachsenden Einflusse der Jesuiten die übrigen Lateinschulen in Wien verkümmerten. Kurpriester, 9 an der Zahl, 1635 wurde ein Teil des Schulhauses dem Bischof zur Unterbringung der Pfarrgeistlichkeit abgetreten. Da nämlich Bischof Wolfrath in dem von ihm bereits begonnenen Neubau seines Palais (s. S. 434) keinen Platz mehr für die Kurpriester hatte und das von ihnen bewohnte, in der Wollzeile liegende Haus niederreißen und in seinen Bau einbeziehen wollte, trat er am 11. Jänner 1635 an den Stadtrat mit der Bitte heran, ihm den "Theil des auf St. Stephans - Friedhof liegenden Hauses, darin derzeit die Schul gehalten, auch der Paumeister sammt dem Kirchenschreiber und Hüttenknecht neben noch zwei andern Personen wohnen und wo vor diesem die Bibliothek gwest, zu solcher unser vorhabenden Intention zu gebrauchen". *)

Schon am 5. Februar erfolgte die zustimmende Antwort des Stadtrates. Interessant ist dessen Begründung dem Kaiser (Ferdinand II.) gegenüber, "daß die Studien an der Bürgerschule nicht mehr wie vor diesen Zeiten in Uebung und Schwung seien, daher der obere Stock reichlich lange". Am 9. August 1635 wurde der Vertrag zwischen Bischof und Stadt durch die kaiserliche Bestätigung perfekt. Die Schule wurde aus dem untern in den obern Stock verlegt und über die adaptierten Räume ein neues Dach gelegt. Unter dem 12. Dezember 1636 finden wir hierüber folgende Abrechnung: "dem Zimerman 370 fl., den Ziegeldeckher 590 fl., dem Schmidt 8 fl. 34 kr., dem Stain Meczen 17 fl. 40 kr., dem Schlosser 4 fl. und dem Flaschner 4 fl. 15 kr. Summa 994 fl 2 s

*) Diese und die späteren auf das Kurpriesterhaus bezüglichen Daten gründen sich, soweit das nicht anders vermerkt ist, größtenteils auf die ausgezeichnete und eingehende Schrift des Domkuraten Josef Göbel "Der Bau des Kurhauses zu St. Stephan in Wien", erschienen im Nachrichtenblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, 5. Jahrg., 1943, Nr. 2/4.

20 kr. (Camesina, Berichte und Mitteilungen des A.V. zu Wien, S. 288).

Am 12. November 1635 konnten die Kurpriester, 9 an der Zahl, den alten (und bald nachher abgebrochenen) Pfarrhof in der Wollzeile verlassen und in die neu geschaffenen Wohnräumlichkeiten übersiedeln. Für den von ihnen bewohnten Teil des alten Schulgebäudes kommt nun der Name "Kurhaus" in Gebrauch, der seine Wurzel in der Urkunde des Wiener Pfarrers und Magisters Gerhard vom 25. November 1267 hat, in welcher der Pfarrhof zu St. Stephan als "Curia Parrochialis" benannt wird. Diese Bezeichnung wurde dann für jenen Teil des späteren ~~Ex~~ Propst- und Bischofshofes in der Wollzeile beibehalten, der den Kurpriestern als Wohnstätte überlassen blieb. Folgerichtig wurde nun dieser Name auch auf die ihnen nunmehr zugewiesenen Wohnräumlichkeiten übertragen.

Im Zuge der durchgeführten Aenderungen wurde die Bürgerschule bei St. Stephan in eine deutsche umgewandelt, wodurch sie den bis dahin noch teilweise gewährten wissenschaftlichen Anstrich gänzlich verlor, allmählich verfiel und auf das Niveau einer gewöhnlichen Volksschule herabsank. 1678 starb der letzte ~~akademisch~~ akademisch gebildete Rektor der Bürgerschule, Max Gebhardt.

Mittlerweile hatte sich die Sorge um den Priesternachwuchs wesentlich verschärft. Wien zählte damals mit den Vorstädten etwa 150.000 Einwohner. Jede der drei Hauptpfarren: St. Stephan, St. Michael und Schotten, umfaßte somit an die 50.000 Seelen. Nach den Vorschriften des Konzils von Trient sollte aber eine Pfarre nicht mehr als 10.000 Gläubige betreuen. Eine Milderung erfuhr der Priestermangel allerdings durch die fleißige Mithilfe der Ordensleute und durch die Heranziehung zugewanderter, fremder Priester. Die Frage wurde noch brennender, als im Pestjahr 1679 der Wiener Klerus in treuer Erfüllung seiner Hirtenpflicht schwere Verluste erlitt; von den neun Mitgliedern ~~der~~ der Kur fielen fünf der Seuche zum Opfer; Chormeister Georg

Müntzer und die Kurpriester Fugger, Steffinger, Schuemacher und Pruskauer. Im darauf folgenden Jahre suchte daher Fürstbischof Walderdorff in Rom um die Bewilligung an, ein Institut für das gemeinsame Leben der Weltpriester errichten zu dürfen. Wohl nur der Tod hinderte ihn an der Durchführung, die vielleicht schon damals zum Neubau des Kurhauses geführt hätte.

Nach dem Entsatze Wiens von der Türkenbelagerung 1683, wo es galt, die entstandenen Schäden auszugleichen, wurden die verschiedenen Klerusprobleme von Tag zu Tag dringender und die wichtigste Voraussetzung ihrer Lösung war der Bau eines geräumigen Priesterhauses. Tatsächlich stammt vom Jahre 1690 die erste Kunde über diese bezügliche Verhandlungen des Fürstbischofs Ernest Grafen Trautson. 1698 werden Baurisse für das neue Kurhaus verfaßt, doch gerät die Sache bald wieder ins Stocken.

Inzwischen war das alte Kurhaus baufällig geworden. Daher befahl die Regierung am 8. Jänner 1715 dem Klosterrate, mit Bischof und Magistrat wegen eines Neubaus Vorkehrungen zu treffen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, da die dem Bischof und der Schule zugehörigen Lokalitäten so miteinander verknüpft waren, daß nur nach einer Verständigung zwischen den beiden Interessenten zum Bau geschritten werden konnte. Trotzdem zwei Kommissionen die Sache für notwendig erklärten und der Stadtkämmerer dem Baumeister Martin Alxinger den Auftrag gab, einen Plan zu unterbreiten, schritten die Vorarbeiten nicht vorwärts. Die Krankheit und der Tod des Fürstbischofs Franz Freiherr von Rummel im Jahre 1716 störten die Verhandlungen. Nachfolger Rummels wurde der damalige Bischof von Waitzen, Sigismund Graf Kolonitz (s. S. 514), der mit Feuereifer sofort die Angelegenheit in seine Hand nahm, da der vorhandene Raum kaum für die Kurpriester allein ausreichte. Diese bestanden damals aus einem Chormeister, 5 Kuraten, 6 Cooperatoren und 6 Leviten. Aber auch er kam trotz seiner überragenden und einflußreichen Persönlichkeit

nicht recht vom Fleck. Am 1. Juni 1722 war die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien durch Papst Innocenz XII. zum Erzbistum erhoben worden, am 4. April 1728 hatte Kolonitz das Kardinalsbarett erhalten. Das hatte aber auch eine wesentliche Vergrößerung seiner Diözese zur Folge, für die Kolonitz mehr Alumen und für diese entsprechende Unterkünfte brauchte.

1736 trug die Hofstelle der Regierung auf, einen gütlichen Ausgleich mit dem Magistrate zu versuchen. Der Antrag des Kardinals ging dahin, daß das in sehr schlechtem Bauzustand befindliche Gebäude ihm übergeben werde und er dafür dem Stadtrat die nötigen Gewölbe einräume und zu diesem Gebrauche beständig erhalte, dann daß er für die bürgerliche Schule, ferner für den Schulrektor und für die übrigen, damals dort befindlichen Inleute, einen besonderen Trakt zu ebener Erde, 3 oder 4 Staffeln hoch, um der Feuchtigkeit vorzubeugen, anlege, darüber aber für die Kuraten und noch beiläufig 90 Priester ein Hauptgebäude von 3 bis 4 Stock hoch aufführen lasse.

Diesem Antrage entspricht bereits der erste von den 5 Bauentwürfen, die mit insgesamt 43 Plänen im Dompfarr-Archiv zu St. Stephan aufbewahrt werden und der auf einem seiner 5 Grundrisse von "Daniel Chr. Dietrich, gmn. Statt Maurer Meister" ohne Zeitangabe unterzeichnet ist. Dietrich war der Erbauer der Wallfahrtskirche zu Hafnerberg im Wiener Walde (1729 - 1735). Sein Entwurf für das neue Kurpriesterhaus kam wohl nicht zur Ausführung, gab aber für alle spätere ^{Nach}Grundlage ab. Dietrich darf daher zumindest als der innere Gestalter des Kurhauses angesehen werden. Noch 1736 trat Gottfried Pokh die ~~Nachfolge~~ Nachfolge Dietrichs an, der zu seinem Bau in Hafnerberg zurückgekehrt sein dürfte. Welche Gründe für den Wechsel maßgebend waren, ist nicht bekannt. Ob der im Jahre 1691 geborene Gottfried Pokh in einem Verwandtschaftsverhältnis zu den beiden Brüdern

Pockh aus Konstanz steht, von denen (1640 - 1647) Johann Jakob den Hochaltar des Domes und Tobias das zugehörige Altarbild, die "Steinigung des hl. Stephanus" schuf, ließ sich nicht feststellen. Mittlerweile wurde der Föderkrieg zwischen Erzbischof und Stadtrat weitergeführt und die Opposition des Rates bemühte sich redlich, die Austragung der so dringlichen Angelegenheit mit allen Mitteln zu verzögern. Erst das persönliche Interesse des Kaisers an der Errichtung eines Priesterhauses brach diesen Widerstand. Eine Hofkommission vom 21. Juni 1737 bestimmte ganz energisch, daß der Rat sich gänzlich allergehorsamst zu unterwerfen ~~habe~~ und die Bedingungen des Erzbischofs anzunehmen habe. Dieser verpflichtete sich, keine Handlungs- oder Zinsgewölbe im Priesterhause zu errichten. Auch machte sich der Erzbischof verbindlich, dem Bau- und Steinmetzmeister zu ebener Erde eine Wohnung für alle Zeiten ohne Entgelt zu überlassen.

Die Haupthütte der Steinmetzmeister bestand von altersher in dem sogenannten Schulhause und die Steinmetzinnung, in der die 1635 aufgelöste Bauhütte (s.S. ^{35/6}) fortlebte, hatte ~~darauf~~ dadurch auf den Besitz ihres Traktes im Kurhause ein Recht erworben. Weil aber die erwähnte Innung besorgte, daß ihre Hütte, ihre Lade und die freie Wohnung des Baumeisters durch den Bau Anstoß leiden könnte, gab sie, um die Transferierung ihrer Lokalitäten hintanzuhalten, gegen zinsfreie Beibehaltung dieser Räume ein Kapital von 3000 Gulden zu Handen des Erzbischofs und verpflichtete sich, alle Steine zu liefern, alle Steinmetzarbeiten in dem ihr anzuweisenden Trakte herzustellen und nebstbei Steinmetzarbeiten im Werte von ~~ka~~ 1500 Gulden oder 1000 Reichstalern zu leisten. Das Ergebnis dieser Verhandlungen und Abmachungen des Jahrss 1737 ist der vierte Entwurf, der nicht weniger als 15 Grundrißzeichnungen zählt, dem aber noch ein fünfter und letzter Entwurf mit 10 Grundrissen folgt, bis endlich mit dem Bau begonnen werden konnte. Alle diese Entwürfe sind ~~von Josef Wöber~~ in

der in der Fußnote zu S. 385 genannten Schrift des Domkuraten Josef Göbel ausführlich behandelt.

Die Bauzeit war knapp bemessen. Nach Winterende 1738 mußte der Bau begonnen und vor Winterbeginn 1740 beendet worden sein. Die Kosten des Baues, der heute altertümlich und düster anmutet, trug der Kardinal größtenteils selbst, mit Ausnahme der von Kaiser Karl VI. gespendeten 40.000 Gulden, des Kapitals einer schon von Bischof Khlesl hinterlassenen Stiftung von 20.000 Gulden zur Errichtung eines Alumnates und des von Fürstbischof Ernst Grafen von Trautson testierten Kapitals zwecks Unterbringung sechs von ihm bestifteter Beichtväter.

Ueber dem Gesimse war eine lateinische Inschrift angebracht, die in deutscher Uebersetzung lautet: "Zum Nutzen der Kurpriester und des Klerus der Erzdiözese erstand dieses Gebäude. Ihm gab die fromme Freigebigkeit des Wiener Fürstbischofs Ernest Grafen Trauthson die Anregung, des Kardinals und ersten Wr. Fürsterzbischofs Sigismund Grafen Kollonitz freizügige Frömmigkeit den Fortschritt und die Vollendung. 17..)".

Der Erbauer des Hauses hat die Vollendung seines Werkes nicht mehr erlebt. Das Begräbnisbuch der Pfarre St. Stephan verzeichnet die Nachricht: "1739, 9. Sept. Der Johann Gottfried Pockh, bgl. Maurermeister, ist in Klein Pischhof Hof an grün Anger an hizigen Galfieber beschaut worden. alt 48 Jahre in Spitaler gottsacker" Von den 43 erhaltenen Plänen sind 25, also mehr als die Hälfte, von ihm gezeichnet. Die Bauarbeiten hatten durch seinen Tod keine Einbuße erlitten, was darauf schließen läßt, daß ein gleich hoch begabter Bau- und Maurermeister die Leitung sofort übernehmen konnte, der bereits vortrefflich eingearbeitet sein mußte. Die Ehematrik der Pfarre st. Stephan weiß darüber zu berichten: "1740, 25. Februar. Mathias Gerl, angehender bürgerlicher bau- und maurermeister, von Klosterneuburg geb., Catharina Pockin, des Gottfried Pock, bürgerl. Bau- und Maurer-

meisters, Witwe". Daß diese zweite Ehe noch vor Ablauf des Trauerjahres geschlossen wurde, läßt auf die unaufschiebbare Notwendigkeit schließen, dem verwaisten Großbaue noch vor Beginn des Arbeitsjahres 1740 einen neuen Meister zu geben.

Mathias Franziskus Gerl war am 1. April 1712 in Klosterneuburg als Sohn des 1727 verstorbenen stiftlichen Maurermeisters Christian Matthäus Gerl geboren worden, bei welchem er wohl als Maurerlehrling seine Ausbildung genoß. Vater Gerl hatte noch den ältern Sohn Josef Mathias, der ebenfalls Maurermeister (Architekt) und des Vaters Nachfolger in Klosterneuburg war. Mathias Gerl lag somit das Bauhandwerk im Blut. (Ueber Gerl s. 5. Band, S...)*).

Der dreistöckige Bau des neuen Kurhauses war bis zum Winterbeginn 1740 so weit fertig, daß ihn die Kurpriester beziehen konnten. Wo sie inzwischen gewohnt hatten, ist nicht bekannt. Die neuen Statuten setzten eine Zahl von 24 Churpriestern voraus, nämlich den Chormeister mit 5 Kuraten, 6 Cooperatoren, 6 Leviten und 6 Cantores. Außer den Kurpriestern wohnten im neuen Gebäude 12 Alumnen und junge Priester, die zwar geweiht waren, aber noch zur Vollendung ihrer Studien Vorlesungen aus der Bibelkunde, Kirchengeschichte, Liturgik und Kasuistik (Moraltheologie) hörten. In ihnen sind die Anfänge des fürsterzbischöflichen Priesterseminars zu erblicken.

Den Abschluß der Bauarbeiten bildete die Einrichtung der Kurhauskapelle. Der Marmoraltar ahmt in überaus glücklicher Weise die Umrahmung der Hausportale nach und trägt überdem Altarbild das Wappen des Bauherrn, Kardinal Grafen Kolonitz.

Der Schöpfer des Altarbildes "Vermählung Mariä mit Joseph" darstellend, ist Antal (Anton) Schmid, der Maler der ~~früheren~~ Fresken im Dome zu Waitzen. Er war ein Schüler des Johann Lukas Kracker. Da Graf Kolonitz vor seiner Wiener Berufung Bischof zu Waitzen gewesen war und dort Schmid als tüchtigen Maler ken-

*) liegt zur Zeit noch nicht vor.

nen gelernt hatte, ist die Uebertragung der Arbeit an den ungarischen Künstler, der sonst in Kremnitz (Körmezbanya in Ungarn, jetzt zur Slowakei gehörig) lebte, verständlich. Schmid erhielt für das Altarblatt 150 Gulden. Der noch vorhandene Arbeitsvertrag ist durch ihn und den damaligen Domkuraten Johann Bapt. Dembscher unterfertigt, dem ehemaligen sehr verdienstvollen Pfarrer von Währing (1723 - 1733), unterdem der dortige Pfarrhof erbaut wurde und nach dem auch die Dembschergasse im 18. Gemeindebezirk benannt ist.

Auch noch eine "Spezifikation der Ausgaben und Einnahmen" ist vorhanden, die für die Einrichtung der Kurhauskapelle in Rechnung kamen. Die Ausgaben sind verteilt auf den Marmorierer Jakob Pieringer, den Anstreicher Sebastian Eicher (?), den Tischler Karl Kürschner, den Vergolder Josef Manhator, den ~~Stein~~ Steinmetz Mathias Winkler. Die Einnahmen bestehen nur aus Spenden der St. Johann Nepomuk Bruderschaft und der Kurpriester. Auch hier kommt der Name Dembscher vor, jedoch "Demsher" geschrieben.

Am 21. November 1742 weihte Kardinal Graf Kolonitz den Altar der Kurhauskapelle und schloß in diesen Reliquien ein. Dabei hielt der damalige Chormeister Franz Anton Zeisler für die glückliche Vollendung des neuen Kuratenhauses die Danksagungrede. Die zu Ehren Mariä Vermählung geweihte Kapelle, die vom Volke auch als "Nobeltrauungskapelle von Wien" bezeichnet wird, hat oftmals hervorragende Persönlichkeiten des Adels und des öffentlichen Lebens am Traualtar gesehen. Die neu angehenden Bürger hatten hier noch zu Ogessers Zeiten das katholische Glaubensbekenntnis abzulegen.

Nicht uninteressant mögen die Deutungen sein, die sich auf die oberhalb der beiden Portale auf dem Stephansplatze angebrachten allegorischen Darstellungen beziehen. Paarweise sind dort Frauenfiguren angeordnet, welche

die vier theologischen Disziplinen und Institutionen, die das Kurhaus bewohnen, zu versinnbildlichen scheinen. Sie werden offenbar wegen ihrer klassisch ruhigen Haltung, die stark an die der "Provenditia" vom Brunnen auf dem Neuen Markt erinnert, als Plastiken aus der Richtung des Georg Rafael Donner angesehen, der ebendamals gerade gestorben war. Auf dem Portale gegen das Deutsche Haus sitzt östlich eine Frau mit der Waage in der Hand. Dieses Symbol versinnbildet die Beurteilung von Gut und Böse. Die Figur könnte also eine Figur der Kasuistik (Moraltheologie) und weiterhin der Kur sein. Die westliche Frauengestalt hält einen Obelisk und trägt eine Sonnenagraffe. Der Obelisk diente in alter Zeit als Sonnenuhr, dürfte somit den Ablauf der heiligen Zeiten symbolisieren. Diese Figur wäre demnach eine Allegorie der Liturgik und des Alumnates, das die liturgische Heranbildung des Priesternachwuchses hauptsächlich zu betreuen hat. Auf dem Portale gegen den Stock im Eisen Platz hält die östliche Figur ein Schreibgerät in der Hand und ein Buch auf dem Schoße. Ihr Haupt ist dem Himmel zugewandt, anscheinend bereit, göttliche Offenbarungen aufzunehmen. Hier sollte wohl auf den Schulunterricht und die Bibelkunde hingewiesen werden, denn der Unterricht bestand in ~~der~~ geschichtlicher Zeit vornehmlich aus der Erklärung der heiligen Bücher. Die westliche Gestalt hält einen abgebrochenen Säulenstumpf in der Rechten. Er gilt als Symbol der Vergänglichkeit, könnte darum in der Kirchengeschichte und in übertragenem Sinne die Bauhütte darstellen, deren architektonischen Werke die Geschichte der Kirche am sinnfälligsten in Erscheinung treten lassen.

Die Gesamtkosten des Baues beliefen sich auf 94.017 Gulden, 7 Kr., 1/4 Pfennig.

Mit dem Aufbau des neuen Gebäudes war auch das in die Bauarea einbezogene Raubergassel verschwunden.

1759 wurde durch Kardinal Fürsterzbischof Grafen von Mi-

gazzi im Kurhaus das Priesterseminar eingerichtet, das dort bis 1914 verblieb (jetzt Boltzmanngasse Nr. 9).

Die Bürgerschule führte nach 1742 in den ihr verbliebenen bescheidenen Räumlichkeiten nur noch ein Schattendasein. Das Aufsichtsrecht, das früher ihr Rektor über die andern deutschen Schulen Wiens hatte, war verfallen. "Die Jesuiten hätten ihm" so klagt 1769 der letzte Rektor der Bürgerschule von St. Stephan, Josef Meßner, "von Jahr zu Jahr mehr die Hände gebunden und ihrem Beispiele wären nach und nach die übrigen Orden gefolgt: das Domkapitel, die Schotten, die Michaeler, die Dorotheer hätten ihre Schulen ganz seiner Aufsicht entzogen." Freilich mußte es um seine Achtung und sein Ansehen recht schlecht bestellt sein, wenn sein eigener Unterrichtsbetrieb so kümmerlich war, daß ihm eine einzige Stube genügte ! 1771 wurde die alte Bürgerschule im Zuge der großen theresianischen Schulreform vom Jahre vorher in eine Normalschule umgewandelt - ein ruhmloser Ausklang nach einer großen Vergangenheit ! Vier Jahre später wurde sie aus ihrem Heim, das sie mehr als ein halbes Jahrtausend beherbergt hatte, ausquartiert und in das ehemalige Steinhaus (eingezogen (vgl. Plan, Abb. 134)) übersetzt, das durch die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) frei geworden war.

1806 wurde dem Kurhaus ein viertes Stockwerk durch den Hofarchitekten Montoyer aufgesetzt. Dabei wurden die beiden Giebel und die darunter befindlichen Pilasterkapitelle auf dem Stephansplatz und in der Singerstraße entfernt. Das Gebäude büßte dadurch viel von seiner ursprünglichen Schönheit ein. An Stelle der bisherigen Inschriften kam unter das Mittelfenster des zweiten Stockes an der Nordfassade eine Kartusche von zwei Adlern in den Fängen gehalten, mit einer lateinischen Inschrift, die in deutscher Uebersetzung lautet: "Dem Kaiser Franz II., weil er zur Aufnahme einer größeren Zahl Alumnen

dieses Gebäude um ein neues Stockwerk vergrößern und mit passender Einrichtung versehen ließ, setzten Erzbischof und gesamte Priesterschaft der Wiener Erzdiözese zum Gedächtnis einer so großen Wohltat am 22. Mai 1806 (diese Gedenktafel)".

der Abb. 136 zeigt das Gebäude in seiner gegenwärtigen Gestalt.



Wien, Alumnat,
Stephansplatz

Abb. 136

G. Grasser pinx.

der Grundfläche

Den östlichen Teil dieses Gebäudes hatte ursprünglich die Bauhütte von St. Stephan (gemeiner ~~Stadt~~ Hütten - oder Steinhaus) eingenommen (vgl. Plan, Abb. 134, nach S. 359). Das Jahr ihrer Errichtung ist nicht bekannt. Ihre erste urkundliche Erwähnung geschieht in der Kammeramtsrechnung von 1415, doch reicht ihr Bestand wohl auf Rudolf IV. zurück. Hier hatte die Zunft der Steinmetze ihre Lade, hier feierte sie ihre Feste. Hier wohnte der Dombaumeister und im Hofe arbeiteten die Steinmetze. Aus einer Klage, die der nächste Anrainer, der Deutsche Orden 1470 bei Kaiser Friedrich einbrachte, entnehmen wir, daß die damals schon baufällig gewordene alte Hütte umgebaut wurde und sich durch diesen Umbau der Orden in seinem Besitz gestört sah. Welche Bedeutung der Bauhütte als Schule der Wiener Baumeister und Steinmetze zukam, wurde bereits erwähnt. (s.S. 36).

Wie jedes der großen gotischen Bauwunder ist auch St. Stephan von tiefen Geheimnissen einer verloren gegangenen mittelalterlichen Kunst umwoben. Gern möchte man die Schleier lüften, was nicht so leicht ist, denn nach altem Hüttenbrauch mußte jeder zum Gesellen geschlagene Steinmetz das Schweigen bis zum Tode geloben.

Eben hat die Wiener Akademie der bildenden Künste einen einzigartigen Schatz zur öffentlichen Ausstellung gebracht. Er umfaßt 160 der insgesamt 277 Originalzeichnungen der Bauhütte von St. Stephan, die der Hand großer Meister der deutschen Gotik entstammen. In der Hauptsache betreffen sie Pläne des Stephansdomes selbst und Entwürfe aus der Zeit um 1450, darunter den etwa drei Meter hohen kostbaren Entwurf Hanns Buchsbaums für den nicht ausgeführten Nordturm des Domes.

Die Sammlung der Wiener Bauhütte ist die bei weitem umfangreichste, da die zweitgrößte, die der Bauhütte in Straßburg, nur 14 Zeichnungen umfaßt. Es ist das unbestrittene Verdienst des Hofrats Reich, der seit 40 Jahren als Bibliothekar in der Bücherei und im Archiv der Wiener Akademie tätig war, nach schwerem Kampf die Wiederherstellung und Konservierung der teils schon recht brüchig gewordenen, unersetzlichen Dokumente erreicht zu haben.

Seit die Pergamente und Papiere wieder hergestellt wurden, hat die Untersuchung Fingerzeige gegeben, die vielleicht zur Aufhellung des einen oder anderen Steinmetzgeheimnisses führen könnten. Erst in jüngster Zeit hat man von Bauregeln erfahren, die z.B. für den Kölner wie für den Stephansturm bestanden, die Anwendung bestimmter Maßzahlen, die für den ganzen Bau und seine Anlage Geltung hatten.

Beim Stephansdom wurde danach die Maßzahl 37 festgestellt: die Breite des Längsschiffes ist $3 \times 37 = 111$ Fuß; diese Breite vermehrt um die der beiden turmtragenden Querschiffteile

ist $2 \times 3 \times 37 = 222$ Fuß; die Länge der Kirche $3 \times 3 \times 37 = 333$ Fuß, die Höhe des Turmes $4 \times 3 \times 37 = 444$ Fuß. Professor Castle meinte, daß es ein tiefsinniger Theologe und Mathematiker gewesen sein muß, der für den Bau des Domes die Schlüsselzahl XXXVII wählte, denn nach der im Mittelalter verbreiteten symbolischen Weltansicht offenbart sich in der römischen X das ~~K~~ Kreuzzeichen und Christus, in der XXX die Dreifaltigkeit, in der VII die Zahl der Schöpfungstage, der Gaben des heiligen Geistes und der Sakramente. 37 mußte daher als hochheilige Zahl erscheinen; sie wurde deswegen von den Erbauern als Grundmaß und Grundeinheit gewählt, um die Verhältnisse aller Bauglieder durchzurechnen. In der Zeitschrift "Das Reich" vom 20. Juni 1943, der übrigens die obigen Daten entnommen sind, finden sich hierüber noch nähere Ausführungen.

Die Baumeister, welche an dem Dome bauten, sind erst seit dem 14. Jahrhundert dem Namen nach bekannt. Wohl wird in der älteren Literatur als der Erbauer der ersten romanischen Kirche zuweilen Oktavian Falkner aus Krakau genannt, doch kann das weder urkundlich belegt noch sonst beweiskräftig gestützt werden. Es ist daher besser, diese mehr sagenhafte als geschichtliche Persönlichkeit ganz aus dem Spiel zu lassen. Der erste urkundlich sichergestellte Dombaumeister ist 1368 Seyfried, auf den jedoch kaum der rudolfische Gesamtplan bezogen werden kann. Zwischen ihm und dem viel umstrittenen Meister Wenzla (gest. 1404) klafft eine Lücke, die zu schließen, bisher nicht gelang. Dem Gedächtnis des verstorbenen Meisters wurde ein feierliches Hochamt gehalten und Ulrich Helbling, der schon dem alten, kranken Meister Beistand geleistet hatte, führte den Bau weiter. Neben ihm wird Heinrich Kumpf genannt, ein Hesse, der an den zahlreichen Zierarbeiten des Domes im Innern und Aeußern beteiligt war.

Ulrich Helbling, der im Jahre 1417 starb, hinterließ 89

Pfund "Notgült", nämlich Schulden, die er sich vielleicht durch jenen verunglückten Bau aufgeladen hatte, von dem uns Thomas Ebendorfer erzählt (s.S. 13). Ihm folgt Peter von Prachatitz, dessen Name 1429 aus der Kirchenrechnung verschwindet. Dessen Nachfolger, Hanns von Prachatitz, war das Glück vorbehalten, den Hochturm am 3. Oktober 1433 durch die Aufsetzung der Rose und des Knopfes zu krönen. Er starb 1439. Auf ihn folgte von 1439 bis 1445 wieder ein Meister Hanns als Baumeister zu St. Stephan, dessen Familienname bisher noch nicht ermittelt wurde und auf diesen kam Meister Hanns Buchsbaum an die Reihe, welcher seiner besonderen Fähigkeiten wegen schon in seiner frühesten Jugend bei dem Bau von St. Stephan verwendet worden sein soll. Er brachte den Bau des Langhauses zum Abschlusse und begann den Bau des nördlichen Turmes (s.S. 14). Von ihm ist auch der reizende Baldachin neben der untern Sakristei und er ist auch der Schöpfer eines der schönsten Wahrzeichen Wiens, der Denksäule am Wienerberg "Spinnerin am Kreuz", die freilich seit her mehrfach renoviert wurde. Buchsbaum setzte die Domkirche zur Haupterbin seines Vermögens ein. Aus einem vergilbten ~~Rechnungsbuch~~ Rechnungsbuch ist ersichtlich, daß 10 Jahre nach seinem Tode seine Zeicheninstrumente zum Verkauf kamen, die aus Silber gefertigt waren.

Nach ihm wird sein ehemaliger Parlier, Lorenz Spenyng, als Baumeister genannt. Für das hohe Ansehen, das Spenyng genoß, spricht die hervorragende Stellung, die der Regensburger Hüttentag von 1459 ihm und der von ihm vertretenen Wiener Bauhütte zuerkannte. Er starb am 9. März 1478, doch dürfte schon wesentlich früher Egidius Paun die Leitung übernommen haben, da dessen Name schon 1461 Erwähnung findet. Unter ihm ist der Fortschritt des Baues äußerst langsam, was wohl darin seinen Grund hatte, daß der Arbeitslohn wieder gestiegen war und die Baukosten nur ~~wöchentlich~~ von wöchentlich vier Pfennigen aus

dem Säckel des Landesherrn und einigen frommen Vermächtnissen bestritten werden konnten. ~~Im~~ um 1506, Simon Hundpeller von Rottweil Nun folgen Simon Achleitner, der dieses Amt bis 1481 beibehielt, Lienhart Steinhauser aus Erfurt, der 1485 genannt wird, Seyfried König aus Konstanz (1502 - 1505) und Jörg Khlaig aus Erfurt (1506).

Nach dieser eintönigen Reihe kommt ein berühmterer, Georg Oechsel (Oexl), der den Orgelfuß begann, aber kaum damit zur Hälfte fertig, sich plötzlich von einem andern verdrängt sah (s.S. 22). Das war Meister Anton Pilgram aus Brünn, der letzte große ~~Raummeister~~ Dombaumeister der gotischen Periode, der den Orgelfuß auch vollendete.

Pilgram folgt ein sehr geschickter und fleißiger Mann, Gregor Hauser, der im Vereine mit seinem Bruder Leonhard den 1514 durch Ungewitter und Erdbeben stark beschädigten Gipfel des ausgebauten Turmes wieder herstellte (s.S. 17). Er wurde noch im Jahre 1519 mit den Ausbesserungen des Turmes fertig und erbaute drei Jahre später das Gewölbe für den Turmwächter. Von ihm rühren auch einige Maurisse her, die sich im Wiener Stadtarchiv befinden und Zeugnis geben, wie sich Gregor Hauser sein Amt angelegen sein ließ. Er starb 1526. Sein Nachfolger wird Michael Fröschel aus Trier, von dem das Wiener Stadtarchiv eine schöne Zeichnung auf Pergament von einem Sakramentshäuschen aufbewahrt. 1534 wird Lienhard Schärdtinger in der Baumeistertafel genannt und nun kommt Bonifaz Wolmuet aus Frankfurt (1547), der sich auch als Stadt- und Befestigungsbaumeister einen Namen machte (s. Band I, S. 488). Ihm folgt Paul Khölbl aus Krakau, diesem Hanns Saphoy von Salmerschweil, der dem Nordturm 1579 die schöne Renaissancehaube aufsetzte (s.S. 30). Er brachte gemeinsam mit Meister Schueler auch das untere Gewölbe dieses Turmes wieder in guten Stand, das nahe daran war, einzustürzen.

Nun folgen: Peter Krug aus Worms um 1590, Max Schor um 1598, Jörg Peninger von Wirtzheim um 1606, Simon Hundpeller von Rottweil, röm. kais. Majestät Hofsteinmetz und Bildhauer, um 1624, Simon Unger von Strandorf um 1627 und Hanns Herstorfer (1637 bis 1650).

Um diese Zeit war die Bauhütte von St. Stephan bereits aufgelöst (s.S. 36.) und lebte nur noch in der bestandenen Steinmetzzinnung fort.

Es war ja auch in den nachfolgenden Jahrhunderten so manches geschehen, aber an eine geordnete Instandhaltung des Domes hatte man nicht gedacht. So zeigten sich denn auch mit der Zeit ganz bedenkliche Schäden, die den Bestand des Domes arg gefährdeten. Erst unter dem Dombaumeister Leopold Ernst (1852 bis 1862) errichtete man wieder eine wohlgeordnete Dombauhütte (die heutige an der Nordseite des Domes). Ernst war der erste, der die Instandhaltung des Domes mit aller Kraft und planmäßig aufnahm. Am 27. Juli 1857 bewilligte Kaiser Franz Joseph I. auf 5 Jahre je 50.000 Gulden aus Staatsmitteln zur Restauration des herrlichen Bauwerkes. Schon einige Jahre früher war auf Antrag des Bürgermeisters Dr. Johann Kaspar Freiherrn von Seiller vom Gemeinderat der Stadt Wien ein Dombaufonds gegründet worden, um dieses einzigartige Denkmal deutscher Baukunst vor dem gänzlichen Verfall zu retten. Auf Bitte des damaligen, seit 1853 installierten Kardinal-Erzbischofs von Wien, Josef Othmar Ritter von Rauscher, bewilligte der Kaiser nebst dem vorerwähnten Betrage auch die Gründung eines Dombauvereines, dessen Gedanken von Architekt Rösner aufgeworfen worden war und den der Kardinal gerne aufgegriffen hatte. Die tatkräftigen Bemühungen Ernst's um die Erhaltung und Verschönerung des Domes wurden unter seinem Nachfolger, dem Dombaumeister Friedrich Freiherrn von Schmidt (1862 bis 1891) mit erhöhtem Eifer fortgesetzt.

Schmidt (Abb. 137) war der Mann, der den Wienern ihren "Alten Steffel" wieder auf den Glanz herrichtete; kein Wunder also, daß er bei ihnen in ganz besonderer und dankbarer Erinnerung steht. 1825 in Frickenhofen ~~W~~(Württemberg) als Sohn eines Pastors geboren, war ihm doch Wien zur zweiten Heimat geworden. Von Haus aus zum Baumeister bestimmt, besuchte er

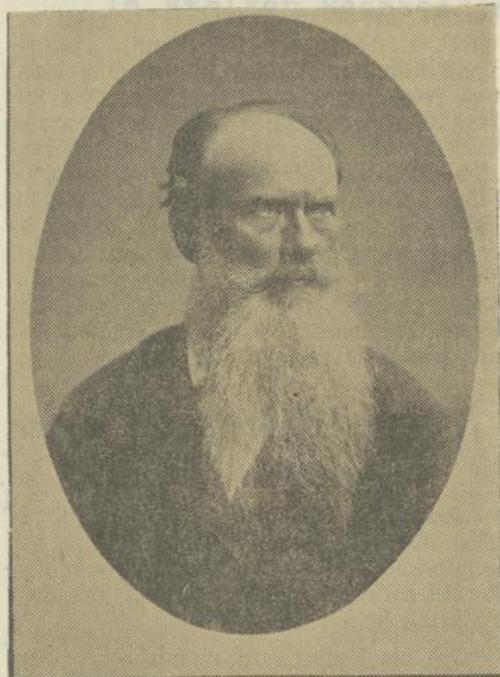


Abb. 137 Friedrich Schmidt
(Aufn.: Oesterr. Lichtbildstelle.)

die Technische Hochschule in Stuttgart. Um sich jedoch für alle Fälle das tägliche Brot zu sichern, erlernte der angehende Künstler ein Handwerk. Er wurde Steinmetz. Mit 18 Jahren trat er beim Kölner Dombaumeister Zwirner ein und lernte dort an alten Werkzeichnungen und Hüttenplänen alles das kennen, was ihm selbst der Meister nicht sagen konnte.

Als Schmidt nach Wien kam, hatte er bereits eine erfolgreiche Tätigkeit als Baumeister und Architekt

wie auch als Lehrer an der berühmten Akademie der bildenden Künste in Mailand hinter sich. Noch in Mailand (1858) war er zum katholischen Glauben übergetreten. Ein Jahr später erhält er nach dem Verluste der Lombardei für das alte Habsburgerreich eine Berufung als Professor für mittelalterliche Kunst an der Architekturschule der bildenden Künste in Wien. Und wieder drei Jahre später starb der Dombaumeister von St. Stephan, Leopold Ernst. Da konnte es keinen Würdigeren geben als Schmidt, die verwaiste Stelle anzuvertrauen. Sein einziges Denken, Sinnen und Trachten vom ersten Tage seiner neuen Tätigkeit an war darauf gerichtet, den Dom in einem würdigen und verjüngten Zustand der Nachwelt zu hinterlassen. Des Meisters Bestreben ging dabei so weit, den in einer unruhigen Zeit im Bau stecken ge-

bliebenen Nordturm auf die gleiche Höhe des Hoch- (Süd-) turmes zu bringen. In Anlehnung an die Zeichnung Hanns Buchsbaums (s.S. 396) hatte er seine Pläne hiefür in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ausgearbeitet; der im Gemeinderate eingebrachte Antrag auf Durchführung des Baues wurde jedoch abgelehnt (s.S. 32).

In stolzer Bescheidenheit bekannte sich Schmidt stets nur als "deutscher Steinmetz" und verschmähte jeden hochklingenden Titel. "Saxa loquuntur" (Steine reden) war der Leitspruch dieses einzigartigen Künstlers, der seine Weltanschauung in Stein auftürmte, um aus den Steinen zur Nachwelt zu reden.

Als Freiherr Friedrich von Schmidt am 23. Jänner 1891 in seiner geliebten Schöpfung, dem Sühnhaus, das er an Stelle des 1881 abgebrannten Ringtheaters setzte, starb, sah Wien auf eine Reihe hervorragender Bauten, die den großen Meister zum Gestalter hatten. Neben seinem Hauptwerk, dem Wiener neuen Rathaus, in dessen Bau Schmidt seine Gotik mit der Renaissance sozusagen eine Ehe eingehen ließ, verdankt ihm das Wiener Stadtbild eine Fülle von Schöpfungen und bedeutsamen Verschönerungen, von denen hier nur einige seiner kirchlichen Bauten erwähnt sein sollen: die Prigitta,- Lazaristen,- Weißgärber- und Fünfhauser Kirche, die alle in gotischem Stile aufgeführt wurden.

Sein Grabmal am Zentralfriedhof, das durch seine vornehme Schlichtheit auffällt, besteht aus einer mächtigen Steinplatte, deren oberes Ende seinen Leitspruch "Saxa loquuntur" trägt, darunter in deutscher Sprache zu lesen ist: "Hier ruht in Gott Friedrich Schmidt - ein deutscher Steinmetz."

Schmidt war einer jener deutschen Meister, die um die Sendung Wiens wußten. Seherworte waren es, die er anlässlich der Turmgleiche des Wiener Rathauses als Auftrag dem eisernen Rathausmann zurief: "Du Mann von Erz und Eisen, du Symbol der Wiener Bürgerschaft, erfülle deine Pflicht, halte offen die

Augen, wache über diese Stadt und trotzte den Stürmen der Zeit. Stürme werden dich umbrausen, Blitze deinen ehernen Leib durchzucken, du aber halte aus als treues, unverrückbares Symbol dieser Stadt!"

Das Denkmal, das die dankbare Stadt dem großen Baumeister setzte, erhebt sich auf dem nach ihm benannten Friedrich Schmidt Platz hinter dem Rathause. Von Edmund von Hofmann geschaffen (Sockel von Julius Deininger), wurde es 1896 enthüllt. Auch an der Außenmauer des Domes selbst (an der Ostseite des Südturmes) wurde eine Gedenktafel für den großen Künstler angebracht und mit dessen Reliefbildnis geziert (s.S.80).

Schmidt folgte als Dombaumeister bei St. Stephan 1891 dessen Schüler Julius Hermann, der bereits seit 1873 an den Restaurierungsarbeiten am Dome mitgewirkt hatte. Nach dem 1908 erfolgten Tode Hermanns wurde der Architekt Ludwig Simon mit der Dombauleitung betraut. Unter ihm fand 1911 der elektrische Staubsauger zwecks Reinigung der Innenarchitektur und der Glasmalereien in der Kirche Eingang. Im folgenden Jahre wurden anlässlich des in Wien tagenden eucharistischen Kongresses sämtliche barocke Pfeilerreste restauriert und wieder ein Jahr später erfolgte die Ausgestaltung der elektrischen Beleuchtung. 1921 starb Simon. Sein Nachfolger wurde der Architekt August Kirstein, dem 1941 der gegenwärtige Dombaumeister von St. Stephan, Prof. Dr. Karl Holey im Amte folgte.

Die Steinmetzzinnung, die noch bis in die Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ihren Sitz im Kurhause beibehalten hatte, mußte sich schließlich gegen Gewährung einer Entschädigungssumme um neue Räumlichkeiten umsehen. Sie mietete sich provisorisch in der Dorotheergasse ein und bezog dann ihr eigenes Haus in der Wolfengasse Nr. 3, das in den Jahren 1849/50 nach den Plänen des Baumeisters Uebel erbaut und mit Bildhauerarbeiten von Schönthaler geziert wurde. Heute nennt sie sich Genos-

senschaft der Bau- und Steinmetzmeister Wiens.

Zu dem Baublock, der sich hier zwischen Stephansplatz und Singerstraße erstreckt, gehört schließlich auch das Haus Nr. 378, heute Singerstraße Nr. 3. Es schob sich zwischen dem alten Schulgebäude und der Singerstraße ein, dieser seine Front zeigend (s. Situationsplan, Abb. 134, ~~nach S. 359~~^{*)}). An der Nordwestecke des Hauses führte ein Ausgang zum alten Raubergassel, das hier im rechten Winkel abbog.

In einem der Grundrisse, die als Unterlage für den Neubau des Kurhauses gedient hatten, war interessanterweise auch dieses Haus, das den Schild "zum roten Apfel" führte, einbezogen worden. Sicherlich hatte man damals an den Ankauf des Hauses gedacht, der aber doch nicht zustande kam. Irgendwelche Erklärungen dieser Angelegenheit sind weder auf den Zeichnungen noch sonstwo vorhanden.

Als erste Besitzer des Hauses werden Chunrat Posch und dessen Frau Dorothe, Janns der Polcz und dessen Tochter Margarethe genannt, die es gemeinsam am 23. April 1379 um 80 Pfund Pf. an Oswald Chuntter dem Münzer und dessen ~~Kran~~ Frau Elspet verkaufen. Schon sieben Tage später verpfändet Chuntter das Haus an Johann Polcz. Ob es sich hier nur um ein Scheingeschäft gehandelt hat oder Chuntter den Kaufbetrag nicht aufbringen konnte oder wollte, ist nicht feststellbar, Jedenfalls muß aber der ganze Kauf wieder rückgängig gemacht worden sein, was aus einer Eintragung vom 20. September 1398 abgeleitet werden kann, nach der die vorerwähnte Dorothe schließlich Alleinbesitzerin des Hauses geworden sein muß. Dort heißt es: "Walther von Sawsenekk und Hanns der Posch, dessen Vetter beurkunden, daß Frau Dorothe die Poschinn, des vorgenannten Walther Schwester und Hanns des Poschen Mutter, ihr Haus, gelegen ze Wienn in dem gässlein hinder der Schuel dacz sand Stephan ze Wienn zu einer ewigen Messe auf Sand Blasy altar in der herczogn kapelln dasselbens

*) *... Kf. ...*

dacz sand Stephan vermacht habe, daß aber Hanns der Posch dasselbe von dem Verweser dieser Messe, Jacobn von Newnburg, Achter zu St. Stephan, um 200 Pfund Wr. Pf. wieder eingelöst habe, und daß die Lehenschaft der erwähnten Messe gemäß der Bestimmung der Stifterin nach dem Tode der beiden Aussteller an den jeweiligen Kirchmeister zu St. Stephan übergehen soll.“

Merkwürdiger weise gehört das Haus zwei Jahrzehnte später zu einer Meßstiftung, die Anna, Ulrichs des Pirichvelder des Ae. Wittib gemacht hat. Der Kaplan dieser Messe, Caspar Wildhaber, Chormeister zu St. Stephan, verkauft das Haus 1421 um 180 Pfund Pf. an Hanns Gach, der es aber für eine Geldschuld Arnolt von Ach übergeben muß. Dieser verkauft es 1428 dem Meister und Pucharzt Sebolten von Rauekspurg und dessen Frau Anna, die es 1430 dem Meister und Lehrer der Arznei Micheln Puff von Schrick und dessen Frau Kathrein verkaufen. Nach Puffs Tode heiratet seine Witwe Kathrein den Meister und Lehrer der Arznei Wolfgang Stadler, den sie gleichfalls überlebt. Nach ihrem Tode wird das Haus 1491 um 450 Pfund Pf. an den Priester des Passauer Bistums, Peter Gnam von Ulrichskrehenn (Ulrichskirchen) verkauft, der es für einen immerwährenden Kaplan aus den Chorherrn der Domkirche zu St. Stephan vermacht, "der mit den andern Kaplänen täglich zu den kanonischen Stunden singen und psalmieren soll, nach Gewohnheit besagter Kirche". Da das Haus aber für den gedachten Zweck zu weit und zu groß gewesen ist, wurde es 1518 um 500 Pfund Pf. an Wolfgang von Asslabing verkauft und dafür aus dem Erlös ein in der Nähe gelegenes auf dem Anger (heutige Grünangergasse) gekauft. Asslabing hinterließ sein Haus seiner Witwe Appolonia, die es 1525 um 600 Pfund Pf. dem Eisner Adam Markl und dessen Frau Katharina verkaufte. Deren Kinder verkaufen das Haus 1580 an Johann Sambucus, der Erczney Doct. Rom. Kay. Mt. Rath und Historiographen, der es 1584 an

Franz Xaver Prestl (Bredl), der Rom. und Kaiser. Mt. General

seiner Witwe Christina hinterließ, die Wolff Sunich d. Ae. heiratete. 1591 verkaufte sie es an Andre Eberstorffer, der Arznei Doctor und von der Landschaft in N. Oe. bestellter Medico, und dessen Frau Regina. Er hinterließ das Haus seiner Tochter Barbara, Frau des Sebastian Schrotl, R. K. Mt. Diener, die es 1604 ihrer Stiefmutter Regina überließ. Diese verkaufte es dem Dr. Johann Bierdimpfl, der es 1620 zur Hälfte seiner Witwe Margarethe, geb. Stubeckhin, zur andern Hälfte seinen Kindern erster Ehe (mit Maria, geb. Prandtlin): Anna Sophia und Regina und denen aus zweiter Ehe: Margaretha und Johanna Elisabeth hinterließ. Durch Vergleich wurde die Mutter Margaretha Bierdimpfl Alleinbesitzerin des Hauses, die es Bernardino Barbo Freiherrn zu Waxenstein und Passbern, R. K. M. Reichshofrat und Cammerer, verkaufte. Er hinterließ das Haus seiner Witwe Benigna Veronica, geb. Stegerin, nachmals verehelicht mit Freiherrn von Reiffenberg. Sie verkaufte es 1636 an Johann Heinrich Soldtner, R. K. M. Secretary und Mehens Registrator bei der N. Oe. Regierung, und dessen Frau Anna Maria, geb. Bonetin. Soldtner hinterließ das Haus 1649 seiner Witwe, nachmals verehelichte Ulricin und seinen zwei Söhnen Johann Baptist und Johann Heinrich. Sie verkauften es 1671 an Johann Cränne, K. M. Reichshofrat; nach dessen Tod kam es an seine Söhne Constantin Ord. Erem. S. Augustin auf der Landstrassen, Franz Wolfgang und Ludwig, und seine Tochter Theresia Barbara Freiin von Neithard. Durch Vergleich fiel das Haus 1674 an Franz Wolfgang Cränne, R. K. M. N. Oe. Landrechtsbeisitzer und an dessen Bruder Ludwig, die es Helena Barbara Hardtmann, geb. Perkherin verkauften. Sie hinterließ es 1675 Tillmann Holthausen, beider Rechte Doktor; nach dessen Tode fiel es 1676 an seine Witwe Maria, geb. Pfaller, nach deren Tode 1689 an ihre Tochter Maria Theresia, verehelichte Kirchmayr von Altkirchen. Diese verkaufte das Haus 1694 an Thoman Franz Xaver Predtl (Bredl), der Rom. und Hungr. Mt. Camerdie-

ner und Hopfening Maister (Zahlmeister), der es 1702 an Adam Caspar Gissmann, des Aeussern Rat und Gastgeber, und dessen Gattin Katharina verkauft. Nach seinem und seiner Frau Tode kam es 1738 an ihre Tochter Anna Eleonore ~~Ritterin~~ Ritterin von Roddersthal, nachmals verehelichte von Sauberskirchen, die es 1760 dem Kardinal Christoph Grafen von Migazzi, Erzbischof von Wien, verkauft. 1787 besitzt das Haus Baron Tinti, 1795 August von Holzmeister, 1822 Franziska Edle von Holzmeister, 1849 ist es Eigentum von Ignaz Ritter von Macks Erben. 1879 wurde das Haus neuerbaut; 1885 ist es Eigentum der Baronin Amalia Liptay. Das zum Hotel umgestaltete vier Stock hohe Haus (70 Zimmer) war zuerst Eigentum des bekannten Wiener Hoteliers Riedl, seit 193⁷ befindet es sich im Besitze der Brüder Kremslehner und führt den Namen "Dom Hotel Royal".

Hier mag noch auf einen kleinen Irrtum hingewiesen werden, der sich sowohl bei Richard Groner, "Wien wie es war", S. 35 als auch bei Eugen Meßner, "Die Innere Stadt", S. 22 vorfindet, nach dem das Hotel Royal ein Bestandteil des "Becherhauses" (Stock im Eisen Platz Nr. 2) wäre. Das stimmt nicht; Hotel Royal ist ein vollständig selbständiges Gebäude und steht in keinem Zusammenhange mit dem erwähnten Becherhaus. Auch mich selbst muß ich aus dem gleichen Grunde richtigstellen. Demnach wäre im ersten Band, S. 15, erster Absatz, letzter Satz "Im Hause befindet sich das Hotel Royal, Eingang Singerstraße" zu streichen.

Das nächste durch die Kurhausgasse vom Kurpriesterhause getrennte Gebäude (S t e p h a n s p l a t z Nr. 4) ist das Haus des **DEUTSCHEN RITTERORDENS**, kurzweg "deutsches Haus" benannt. Der große unregelmäßig gebaute Gebäudekomplex zeigt drei Straßenfronten (Stephansplatz, Kurhausgasse und Singerstraße).

Der Orden geht auf eine Stiftung zurück, die von reichen

Lübecker und Bremer Kaufleuten 1190 gegründet wurde und der Errichtung eines Spitals in Jerusalem zur Pflege und Wartung kranker Pilger galt. Unter dem Einflusse der Kreuzzüge entwickelte sich daraus rasch ein Ritterorden, der ebenso wie die Johanniter und Templer die Bekämpfung der Ungläubigen als seine hauptsächlichste Aufgabe ansah. Nur beschränkten sich die deutschen Ordensherren nicht nur auf den Kampf gegen die Sarazenen, sondern sie führten ihn auch gegen andere Ungläubige, namentlich gegen die heidnischen Preussen an der Ostsee. Auf einer solchen "Preussenfahrt" kamen einige Ritter nach Wien, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Herzog Leopold VI., der Glorreiche, lud sie hier zur Niederlassung ein und bedachte sie auch mit Gütern. 1210 soll er ihnen die Stiftung des Otto Gallbrunn, - ein Haus mit einer der hl. Maria geweihten Kapelle in der Singer (Singer-) straße bestätigt haben, aus welchem im Laufe der Jahrhunderte der große Häuserkomplex des ~~deutschen~~ "deutschen Hauses" entstand.

Anfangs klein und unansehnlich, wuchs der Besitz allmählich zu einem großen Wirtschaftshof, der gegen die Kurhausgasse zu von Pferdeställen umgeben war. Bei dem Großfeuer, von dem die Stadt am 7. August 1258 heimgesucht wurde, war auch das Deutsche Haus ein Raub der Flammen geworden; noch verheerender war das Brandunglück vom 26. April 1262, das kaum den zehnten Teil der Stadt verschonte und alle Kirchen und Kapellen, ausgenommen die Schottenkirche vernichtete. Dennoch nahm die Ordenscommende für Niederösterreich mit dem Sitze in Wien gerade im 13. und im 14. Jahrhundert bedeutenden Aufschwung. Ihr gehörten Häuser, Wirtschaftshöfe, Grund- und Bergrechte, Weingärten u.a. mehr. Zu Beginn des folgenden Jahrhunderts ist allerdings die Commende tief verschuldet und hebt sich erst später wieder zu größerem Glanze. Unter dem Landkomthur Gottfried Freiherrn von Lambert wurde das alte Haus 1666/67 umge-

baut, doch erst unter dem Landkomthur Guido Grafen von Starhemberg erhielt der Bau im wesentlichen seine heutige Gestalt. Die späteren Um- bzw. Zubauten änderten an dem äussern Aussehen wenig. 1785 wurde dem Haus unter dem Landkomthur Alois Grafen Harrach das vierte Stockwerk aufgesetzt. An der Front des Stephansplatzes, wo sich heute das Restaurant "Deutsches Haus" ausbreitet, befand sich ehemals der deutsche Ordenskeller.

Das Siegel der deutschen Ordensritter in Wien trägt die Büste des Erlösers. Das reich umlockte bärtige Haupt ist von einem Strahlenkranz in netzförmigen Nimbus umgeben.

Die Ritter nannten sich Brüder und so gab es auch hier einen Bruder Hofmeister, einen Bruder Küchenmeister, Bruder Schaffner und Bruder Kellermeister.

Eingebaut in die Front der Singerstraße ist die Deutschordenskirche, die mit der Langseite in der Häuserflucht dieser Straße steht (Abb. 138). Die allein freie Südseite gegen die

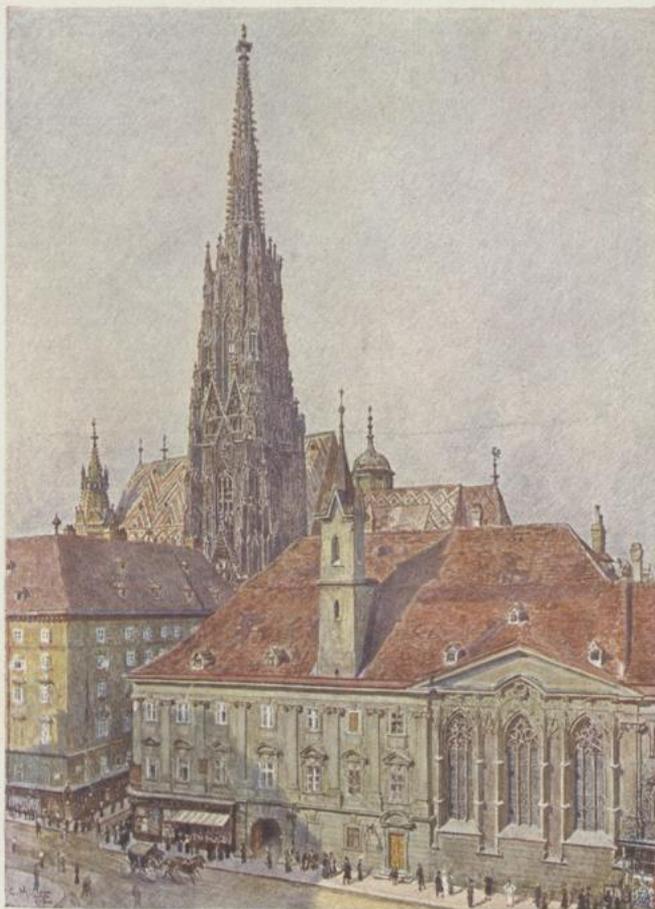


Abb. 138

Singerstraße zu mit den schönen gotischen Fenstern und dem Türmchen bildet mit der Barockfassade des Hauses ein harmonisches Ganzes. Der angestrebte Versuch, sich in barockem Geiste mit den gotischen Formen auseinander zu setzen, ist hier in vollem Maße und in überaus glücklicher Weise gelungen.

Die Entstehung der Kirche führt auf die frühere, schon erwähnte Marienkapelle zurück, die bei einem

Schadenfeuer zugrunde gegangen war. Die an ihre Stelle getretene neue Kirche wurde von Georg Schifering aus Nördlingen erbaut und am 19. Dezember 1395 zu Ehren der hl. Elisabeth geweiht, die dem Deutschen Orden, dem die Obhut ihrer Gebeine anvertraut war, besonders nahe stand. Die Volkstümlichkeit dieser Heiligen kommt in vielen Sagen und Legenden zum Ausdruck. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (geb. 1207) war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, die als vierjähriges Kind dem damals elfjährigen Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt und auf der Wartburg erzogen wurde, wo sie sich 1221 mit ihm vermählte. Als Ludwig 1227 auf einem Kreuzzuge starb, wurde Elisabeth bald nachher von ihrem Schwager Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben und fand Zuflucht bei ihrem Beichtvater Konrad von Marburg. Dort lebte sie ganz der Andacht, Mildtätigkeit und Krankenpflege. Ihr zarter Körper ward durch Anstrengungen, die sie auf sich genommen, nicht gewachsen und noch nicht 24 Jahre alt, starb sie. Ueber ihrem Grabe in Marburg ließ der Deutsche Orden die frühgotische Elisabethkirche errichten. Noch heute ist der Grabschrein dieser wunderbaren Frau der kostbarste Schatz dieser Kirche; Gebeine aber enthält er keine mehr. Der Deutsche Orden konnte es nicht verhindern, daß sie in alle Welt zerstreut wurden. Als Landgraf Philipp der Großmütige in der Elisabethkirche 1539 den evangelischen Kultus einführte, ließ er die Gebeine seiner heiligen Ahnfrau auf das Landgrafenschloß in Marburg bringen. Doch der Deutsche Orden führte bei Kaiser Karl V. Beschwerde darüber und Philipp wurde nach dem für ihn unglücklichen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges gezwungen, dem Deutschen Orden die Reliquien zurückzugeben.

Erzherzog Maximilian von Oesterreich, um 1590 Hochmeister des Deutschen Ritterordens, hat dann in hoher Verehrung für die hl. Elisabeth durch seinen Abgesandten Cornelius von Lautern

1588 die wichtigsten Teile der noch vorhandenen Reliquien, darunter das Haupt nach Wien bringen lassen und sie seiner frommen Schwester Elisabeth, der Witwe des verstorbenen Königs Karl IX. von Frankreich, verehrt. Königin Elisabeth überwies die Reliquien dem von ihr in Wien gestifteten Klarissinen- (Königs-) kloster, in dem sie selbst bis zu ihrem Tode wohnte. Nach Aufhebung des Klosters im Jahre 1782 kamen die Gebeine als Geschenk des Kaisers Josef II. an den Konvent der Elisabethinen auf der Landstraße in Wien, in dessen Obhut sie sich bis heute befinden. Hier wurden sie in einen neuen, sibergefaßten kristallinen Reliquienschrein gelegt, und das seines alten, kostbaren Schmuckes beraubte Haupt mit einer neuen Krone geziert. Eine Überstellung der Reliquien an die Deutschordenskirche, wäre - wenigstens vom Standpunkte der Geschichte - vielleicht begründeter gewesen.

Die Kirche erfuhr im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen. Auf dem Dachboden ist deutlich erkennbar, daß das jetzige ~~Gebäude~~ Gewölbe erst später unter dem älteren eingebaut wurde. Ehemals war die Nordseite, welche jetzt die Ritterwappen trägt, ebenfalls mit Fenstern versehen. Der starke Luftzug, den diese Fensterstellung zur Folge hatte, mag schon früh dazu geführt haben, die Nordfenster zu vermauern. Später wurden die Wohngebäude auf drei Seiten angesetzt, die alte Fassade, die 1547 sicher noch vorhanden war, zerstört, das westliche Travée wurde auch noch durch den Turm eingeengt und erhielt eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Apside.

Um dem Wohnhause auf der Nordseite mehr Raum zu schaffen, wurde eine neue Wand (die Wappenwand) eingezogen. Der Kern des Baues, sozusagen das Pfeilergerüst, steht noch aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Die wunderschöne Brüstung des Westoratoriums weist auf das 16. Jahrhundert.

Unter dem Landkomthur Guido Grafen von Starhemberg wurde

1723 die Kirche, - zugleich mit dem Hause, - einer durchgreifenden Renovierung unterzogen. Eine abermalige Renovierung erfolgte 1770. 1864 wurde dem Gotteshause durch den Graner Dombaumeister Architekt A. von Lippert die heutige Gestalt gegeben.

Die Außenseite und auch die Innenseite der Kirche wurde dabei in ziemlich energischer Weise verändert, manches egalisiert, mit Mörtel die Quaderwände nachgemacht, wahrscheinlich die Statuen neu errichtet, anderes auf den Glanz hergestellt, so daß man in manchem Urteil unsicher wird.

Das eine der gotischen Fenster wurde zugebaut und die drei andern durch einen zusammenfassenden Giebel zum Zentrum der ganzen Anlage gemacht. Im Innern wurde die Vierachsigkeit beibehalten, dem Raum aber durch Abrundung der Chor- und der Rückenwand der Charakter eines zentralen Ovalbaues gegeben. Die Ausstattung des Innenraumes, das ein Netzgewölbe überspannt, ist sehr zierlich und zeigt reiche Details. Die Joche sind in ihrem untern Teile in origineller Weise ausgebaucht.

Die ungemein interessante Kirche trägt an den Wänden zahlreiche Wappenbilder deutscher Ordensritter und Fahnschmuck. Beachtenswert ist der herrliche gotische Flügelaltar aus Danzig, der aus der Zeit um 1500 stammt. Die Innenseiten der mit niederländischen Gemälden geschmückten Flügel zeigen Szenen aus der Leidensgeschichte des Heilands, die Außenseiten Heiligendarstellungen. Das Oelgemälde über dem Altar zeigt die Gottesmutter mit Heiligen. Es wurde 1668 von Tobias Bock, dem Maler des Hochaltarbildes von St. Stephan, gemalt.

Zur rechten Seite des Einganges befindet sich ein steinernes Altarfragment, das 1515 von dem Geschichtsschreiber Johannes Cuspinian (s.S. 207) gestiftet wurde. Es zeigt den Stifter, ähnlich dem Cuspiniengrabmal im Stephansdom, mit seinen beiden Frauen Agnes und Anna. Unter den andern Grabmälern fallen auf: das Marmorepitaph des Erasmus Christoph Grafen Starhemberg

(gest. 1729), das den Verstorbenen in ganzer Figur darstellt, daneben das große Grabmal des Johann Joseph Philipp Grafen Harrach (gest. 1764), bereits bei dessen Lebzeiten von Jakob Schletterer errichtet.

Neben dem Westeingang ist das schöne Epitaph aus Kelheimerstein hervorzuheben, das vom Eichstädter Bildhauer Loy Hering für den Freiherrn Jobst Truchsess von Wetzhausen (gest. 1524) errichtet wurde. Die Reliefdarstellungen zeigen in der Mitte Jesu Abschied von Maria, links den Verstorbenen kniend, rechts den Tod. Es ist der älteste Grabstein der Kirche.

Die Figuren in den Pfeilernischen sind modern; ihre Baldachine gehören der alten Kirche an, das phantastisch gotisierende Maßwerk der Fenster und Wände hingegen dem Umbau des 18. Jahrhunderts.

Heute ist das Gotteshaus die kleinste Pfarrkirche Wiens. Ihren Sprengel bilden das Kommendenhaus, in das die Kirche eingebaut ist. Aber nicht alle Bewohner desselben gehören dazu, sondern nur die Ordensgeistlichen und die im Hause wohnenden Laien, die Angestellte des Ordens sind, mit ihren Familienangehörigen. Oft bleibt die Zahl der Pfarrangehörigen unter 20.

Den Gottesdienst besorgen Ordensgeistliche, welche den schwarzen Priesterrock mit einem Ordenskreuz auf der Brust tragen. Bei hohen Festlichkeiten erscheinen sie in weissem Mantel mit großem schwarzem Kreuz auf der linken Seite.

Der Deutsche Orden bewahrt ein wertvolles Archiv an uralten Wappen, Stammbäumen, Urkunden und andern heraldischen Kostbarkeiten.

1809 wurde der Orden im außerösterreichischen Deutschland aufgehoben und besteht nur noch in Oesterreich als katholische Adelsgemeinschaft weiter.

Der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens, Ballei Oesterreich war Erzherzog Eugen. Dessen seinerzeitige Aufnahme

war an die gleichen Formalitäten und Feierlichkeiten gebunden, wie sie durch fast 700 Jahre bestanden.

Der damalige Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Wilhelm, hielt nach Befragung des Kapitels, ob der Kandidat in den Orden aufzunehmen sei, auf Grund der bejahenden Antwort an den Kandidaten eine Ansprache, in der er erklärte, daß derjenige,

"so in den Deutschen Orden aufgenommen werden will, von altadeligem, ritterlichem Stamme, ehelich geboren sein müsse und diesen Stamm mit 8 Ahnen von ~~der Mutter~~ dem Vater und mit 8 Ahnen von der Mutter, alle deutschen Geblütes nachzuweisen, somit ein wahrer Rittergenosse zu sein habe; daß er von Gliedmaßen gerade und ohne Gebrechen sei, daß er keine fremden Militär - oder Staatsdienst nehmen dürfe; daß er bereits das 24. Jahr erreicht, das 50. noch nicht überschritten haben dürfe; daß er keine großen Schulden oder schwere Rechnung zu legen habe; daß er ein rüstmäßiges Streitroß und einen ganzen Kürass in den Orden mitbringen müsse und keine gefährlichen Feinde haben dürfe; daß er bis an sein Lebensende in den Orden verbleiben werde; daß er die Ordensbesitzungen und Rechte beschützen, in den Ordensangelegenheiten die unbedingtste Verschwiegenheit beobachten, die Kranken, Notleidenden unterstützen, die Witwen, waisen und Jungfrauen beschützen müsse."

Nach Beantwortung dieser Fragen mußte sich der Kandidat vor dem Kapiteltische auf beide Knien niederlassen und nochmals um Aufnahme in den Orden bitten, worauf ihm nach altem Brauch folgende Antwort zuteil wurde:

"Ihre Bitte ist erhört, doch verspricht der Orden nichts als Wasser, Brot und demütige Kleidung; wird Ihnen etwas Besseres, so danken sie hiefür Gott, St. Marien und dem löblichen Orden."

Nach einigen weiteren Formalitäten legte der Erzherzog

folgendes ihm durch den Hoch- und Deutschmeister vorgeschriebenes Gelübde ab:

"Ich, Eugen, Erzherzog von Oesterreich und königlicher Prinz von Ungarn, entheße und gelobe Keuschheit meines Leibes und Ehelosigkeit, auch ohne Eigentum zu sein gehorsam Gott und Marien und Ihnen, Meister des Ordens des Deutschen Hauses und Hospitales zu Jerusalem, daß ich gehorsam will sein bis in meinen Tod."

Die daran anschließenden Feierlichkeiten fanden in der festlich geschmückten Augustinerkirche statt, in der sich der Kaiser, der Hof, das diplomatische Korps und die Damen und Herren der Aristokratie eingefunden hatten. Nach einer Reihe von Zeremonien erfolgte dort endlich der Ritterschlag. Der Hoch- und Deutschmeister schwenkte ehrerbietig das Schwert gegen den Altar und gab dem Kandidaten nun mit drei Schwertstreichen, von denen zwei auf die Schulter und der dritte auf das Haupt fiel, den Ritterschlag unter der althergebrachten Formel: "Zu Gottes, St. Mariens und St. Georgs Ehr', Vertrage dieses, doch Keines mehr! Besser Ritter als Knecht!"

Eine Gedenktafel im Hofe des Hauses besagt, daß vom 16. März bis 2. Mai 1780 hier Wolfgang Amadeus Mozart wohnte. Es war das zur Zeit, da er von seinem Herrn, dem Salzburger Erzbischof Hieronymus Grafen Colloredo nach Wien befohlen worden war, der seines unwürdigen Verhaltens dem großen Künstler gegenüber, in allen Mozartbiographien sehr schlecht wegkommt. Es kam denn auch zum unvermeidlichen Bruche zwischen Mozart und seinem Herrn, worüber wir durch Mozarts Brief an seinen Vater, dat. 9. Mai 1781, genau unterrichtet sind (s. Karl Kobald, "Alt Wiener Musikstätten", S. ²¹³ 72). Mozart mußte nun sein Quartier im Deutschen Haus aufgeben und mietete sich nun als Zimmerherr im Hause "zum Auge Gottes" (alt Nr. 563, heute Petersplatz Nr. 8) bei der Familie Weber ein, wo sich das unglück-

selige Liebesverhältnis mit Konstanze Weber entspann, das zu einer unglücklichen Ehe führte und verhängnisvoll für sein weiteres Schicksal wurde (s. Band I, S. 203).

Gegenüber der Gedenktafel Mozarts im Deutschen Hause ist eine zweite Tafel angebracht, die anzeigt, daß in diesem Hause am 28. Mai 1733 der heimische Dichter Cornelius Hermann Paul Ayrenhoff (gest. 1819) geboren wurde. Ayrenhoff, in seinem militärischen Range Feldmarschall Leutnant, hat sich durch seine, dem klassizistischen Theater der Franzosen nachgebauten Stücke Gehör und Geltung verschafft. Er galt seit 1766 als Klassiker des ernsten und heiteren Dramas und es ist nicht uninteressant, daß gerade ihm der Preussenkönig Friedrich II. in seiner kritischen Schrift über die Litaratur besonderes Lob zollt. Er anerkennt darin nur einen Dramatiker seiner Zeit und das ist eben der Wiener Ayrenhoff. Heute gehört er der Vergessenheit an.

Angebaut an das Haus des Deutschen Ordens ist der Domherrenhof, früher Chorherrenhaus, auch kurz Chorhof genannt (Stephansplatz Nr. 5, alt 871 und 872), identisch mit Domgasse Nr. 2, bzw. Blutgasse Nr. 2.

Ursprünglich befanden sich an der Stelle des heutigen Hauses zwei Häuser, deren vordere Front auf den Stephansfreithof hinausging, ihr rückwärtiger Trakt in die kleine Schulerstrasse (jetzt Domgasse).

Das dem Deutschen Orden benachbarte Haus (alt Nr. 872) war ein dem Pfarrer von St. Stephan dienstbares Haus, dessen eine Hälfte 1334 aus dem Erbe des bekannten Schulmeisters Ulrich (s. S. 115) der Bürgerschule an den Pfarrer Johann von Simonfeld und seine Geschwister gekommen war. Diese verkauften es 1342 an Simon, den Chormeister von St. Stephan, der mit seiner Mutter Jutta schon die andere Haushälfte besaß.

Später gehörte es Stephan den swarczen und nach ihm dem

Meister Colman, Pfarrer zu Lasse, der, ohne ein Testament zu hinterlassen, starb. In dem daraufhin ausgebrochenen Streite zwischen dem "Capitel dacz sand Stephan" und dem Meister Peter von Pulcka, Pfarrer zu Lasse, fällt Herzog Albrecht V. am 3. April 1422 einen Schiedspruch, wonach das Haus dem Kapitel als Dotation für eine ewige Messe zugesprochen wird.

Durch Kapitelbeschuß wurde es zur Wohnung für drei Kapitularen bestimmt. Der Hauseingang lag in der "hindern schulstrass" (heute Domgasse), doch wurde eine Tür zum Stephansfreithof ausgebrochen, um den Bewohnern jederzeit den Zutritt zur Kirche (dem Stephansdom) zu ermöglichen (Abb. 139 und 140).



Der alte Domherrenhof mit dem Einfahrtsthor.

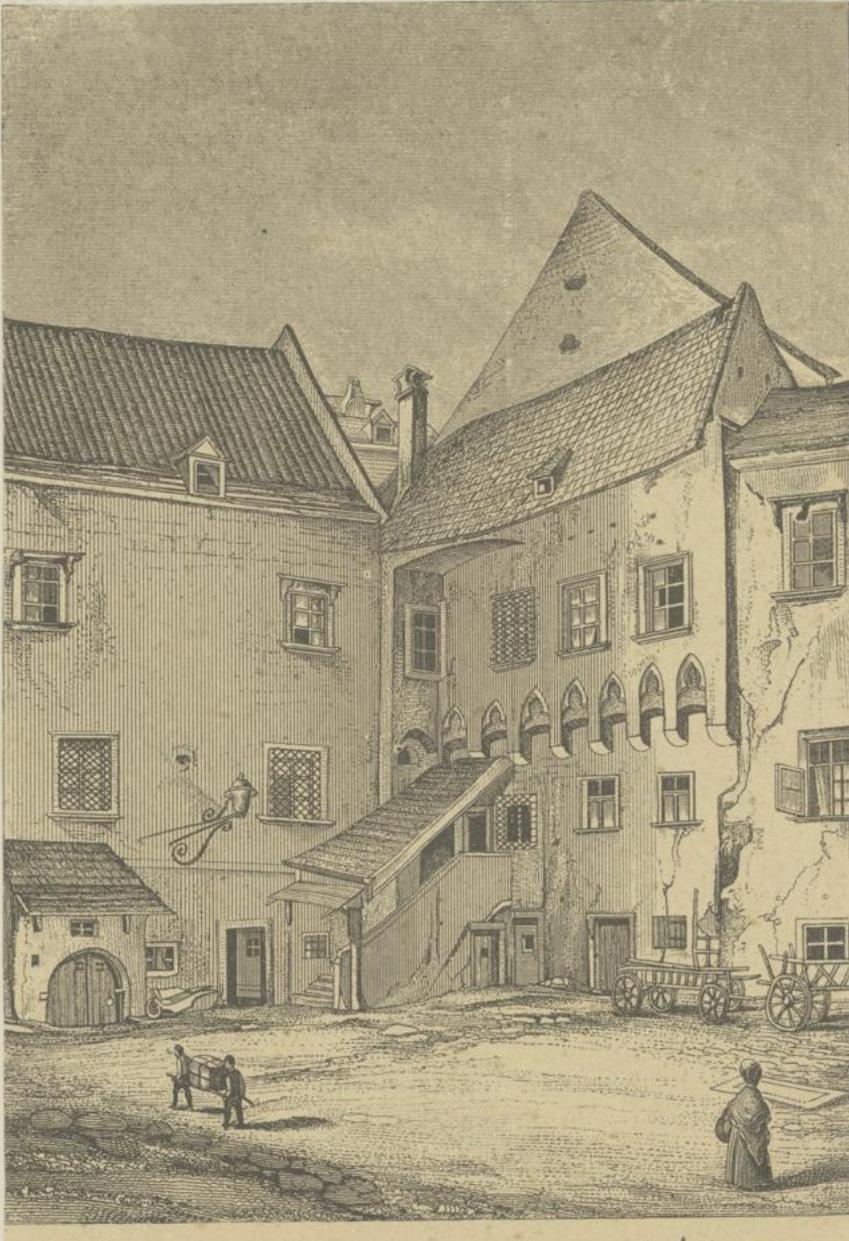
Abb. 139

Von da an führte das Haus die Bezeichnung als Chorherren,- später Domherrenhof.

Das Nachbarhaus (alt Nr. 871) verkauft Jungfrau Clara domicella am 17. Februar 1380 Ingram de Ratispona (von Regensburg) und dessen Frau Anna. Am 3. März 1387 versetzt Anna, Ingrams Hausfrau von Regensburg, ihr Haus auf dem Stephansfreithof Sundlein dem Juden

und seinen Erben. Etwa 2 Jahrzehnte später gehört das Haus Niclas dem Fichsel. Dieser verfügte 1410 testamentarisch, daß nach dem Tode seiner Frau Anna, Simon des Vinianczen Witib, das Haus den Chorherren von St. Stephan heimfallen solle; er bedang sich dafür aus, daß für ihn und seine Gattin ein Jahrtag gehalten werde und alle Jahre zwei Pfund davon den Büsserinnen des hl. Hieronymus zu Georgi und Michaeli überlassen werden. Anna überlebte ihren Mann lange. Erst 1450 konnten

die Chorherren das Erbe antreten. Am 19. November 1450 spricht der Rat der Stadt das "Capitel Allerheiligen Tunkirchen dacz sand Stephan" zu Wien bezüglich des ihm zugefallenen Hauses frei von jeder Stadtsteuer, jedem Anschlag u.s.w. gegen Erlag von 50 Pfund Wr. Pf. und unter der Bedingung, daß das Kapitel einem Handel- oder Gewerbetreibenden nur dann darin



Der Domherrenhof mit der Nebenseite.

Abb. 140

Wohnung geben, wenn er dem Stadtgericht unterstellt werde und die bürgerlichen Lasten trage.

Hier mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß Niclas

und Anna Fichsel nicht verwechselt werden dürfen mit Michel und Agnes Fichsel, die ungefähr um die gleiche Zeit lebten, sich gleichfalls um den Dom sehr verdient gemacht haben und den St. Ulrichsaltar mit dem schönen gotischen Baldachin in der Südostecke des Langhauses (1448) stifteten.

Das Fichselhaus am Stephansfreithof hieß von da an der "Fixlin stift", woraus das Hausschild der "Fuchs im Stiefel" hervorgegangen sein soll, ein Beweis, daß der Name alter Hausschilder nur zu leicht auf ~~zu~~ falsche Fährten führt und zu Legendenbildungen Anlaß gibt, die jeder Begründung entbehren. Es war ein Durchhaus, das vom Stephansfreithof in die "kleine Schulerstraße" führte, zwei Stockwerke hoch und bot mit seinen Erkern und auf Spitzbogentragsteinen ruhenden, vorspringenden Etagen einen interessanten Anblick. Von der kleinen Schulerstraße aus hatte es eine im Freien angebrachte Stiege.

Bermann erzählt in seinem Werke "Alt- und Neu Wien", S. 344, daß der Tradition nach das Haus einstmals Otto Neidhart Fuchs (gest. 1334, s.S.⁶⁶), dem lustigen Rate Otto des Fröhlichen gehört haben soll. Es kann sein, daß das Bermann von irgend einem fabulierenden Chronisten übernommen hat, den die Verwandtschaft der Namen verleitete, dieses Märchen zu erfinden und weiterzuerzählen.

In den Jahren 1841 bis 1845 wurde der "Fixlhof" und der zwischen ihm und dem Deutschen Hause stehende alte Domherrenhof demoliert und auf dem so frei gewordenen Platze der neue Domherrenhof aufgebaut.

Durch die Schulerstraße getrennt, stand als nächstes Gebäude am Stephansfreithof der alte "Z w e t t l h o f" (Stephansplatz Nr. 6, alt Nr. 868, 870).

An Stelle des alten Hauses Nr. 868 stand dort ehemals das Haus des Kanonikus Ulrich von Passau, Protonotars des Herzogs Leopold des Glorreichen, der neben dem Hause 1214 eine Kapelle

erbauen ließ nebst einem kleinen Gebäude als Wohnung für den Priester. Bischof Mangold von Passau bestätigt am 12. Juli 1214 die erfolgte Erbauung und deren Bestiftung mit einem jährlich drei Fuder Wein liefernden Weingarten in Grinzing, verleiht dem Stifter Ulrich das Präsentationsrecht eines Priesters, der an der Kapelle nur Messe lesen darf, und genehmigt die von dem Stifter der Pfarrkirche zu Wien zur Entschädigung gemachte Schenkung von einem Pfund Pf. auf mehrere Hofstätten in Wien, die Pernger von Fischamend burgrechtsweise inne hat.

Später kam das Haus an das ritterliche Geschlecht der Greifensteiner. ~~Nach dem Brande vom Jahre 1275~~ Nach den Bränden der Jahre 1275 und 1277 wurden Haus und Kapelle erneuert.

Am 17. März 1301 verkaufen Otto von Steyr und seine Gattin Margarethe das Haus auf dem Stephansfreithof, das Margarethe und ihre Geschwister von ihrem Ehn Conrad von Greifenstein ererbt hatten, mit Einwilligung dieser Geschwister dem Protonotar des Herzogs Albrecht I., Gundacker von Passau und dessen Gattin Elsbeth um 140 Mark lötigen Silbers Wiener Gewichtes, von denen es zwei Jahre später Abt Ebro von Zwettl um 340 Mark lötigen Silbers erwirbt. Der Bürgermeister Chunrat der Polle und der Rat der Stadt bestätigen am 20. Dezember 1303 die Transaktion mit der Einschränkung, daß das Haus nicht durch den Ankauf eines benachbarten Gebäudes erweitert werden dürfe. Die Ansprüche, welche Adelheid, die Greifensteinerin, auf diesem Hause hatte, kaufte Abt Ebro laut Urkunde vom 1. Februar 1304 um vier Mark lötigen Silbers ab. Die Stadtgemeinde legte überdies dem Stifte die Verpflichtung auf, das zur Kapelle gehörige kleine Wohngebäude dem Benefizianten abzutreten.

Bis dorthin wurde die Kapelle von Weltpriestern versehen. Mit Urkunde, dat. Passau, 23. Dezember 1304 wurde sie jedoch von Bischof Wernhard von Passau dem Stifte Zwettl inkorporiert. Gegen diese Inkorporation scheinen die Wiener Einsprache erhoben

zu haben. Wenigstens wurde das Stift Zwettl gezwungen, das erwähnte, zur Kapelle gehörige Wohnhaus des Priesters zu verkaufen. Laut einer von Heinrich von der Neyzze und dem Rate der Stadt Wien am St. Georgenabend 1310 ausgestellten Urkunde löste Abt Otto den Satz, den der Jude Lebmann auf diesem Hofe hatte, um 20 Pfund Pfennige ab, nachdem diese Angelegenheit vor dem Wiener Magistrate verhandelt worden war.

Die Erwerbung des ehemals Greifenstein'schen Besitztumes am Stephansfreithof steht mit der Erweiterung des Chorbaues von St. Stephan unter dem ~~Kaiser~~ Herzog Albrecht I. in innigem Zusammenhange. Als man nämlich daran ging, der Kirche ein neues und mächtiges Chorhaupt anzufügen (s.S.!!), stand dem ein Gebäude im Wege, das sich auf dem Stephansfreithof erhob, gerade dort, wo sich heute der Hochaltar befindet. Dieses Haus, das schon 1227 erwähnt wird, gehörte den Zwettler Mönchen. Urkunden um 1230 (Quellen der Geschichte der Stadt Wien, Abt. I, Band I, Nr. 718) erzählen, daß Abt Heinrich der Freisinger unter dem Drucke der Notlage des Klosters sein Haus in Wien (es war das einzige, das die Zwettler damals hier besaßen) dem Magister Johannes und dessen Frau um ~~30~~ rund 30 Talente zu Leibgeding überlassen habe.

Magister Johannes, "cementarius noster" ist einer der wenigen Mitarbeiter an den älteren Bauwerken Zwettls, von denen wir Namen kennen. Wir dürfen ohne Zweifel sein Leibgeding in Wien als Lohn und als Rücktritt von der Arbeit auffassen. Er hat an dem 1217 vollendeten Kreuzgange mitgearbeitet und starb hochbetagt vor 1246.

Herzog Friedrich der Streitbare nahm Wichildis, der Witwe des Magisters Johannes, das Haus gewaltsam weg, doch wurde es nach dem Tode des Herzogs der Leibgedingsinhaberin, bzw. dem Kloster Zwettl wieder zurückgestellt.

Als das Zwettler Haus der beabsichtigten Chorerweiterung

weichen mußte, wurde den Eigentümern eine Entschädigung von 50 Mark Silber zugesprochen. Dem Zwettler Abt erschien diese Summe als weitaus zu gering, doch geduldig ertrug er das von der Stadt an ihm verübte Unrecht. Im übrigen war jener Abt Ebro (1273 bis 1304) ein sehr genauer und vorsorgender Herr, der alles peinlich verzeichnen und in ein Buch ~~eintragen ließ, nach~~ eintragen ließ, nach seinem Einbände die Bärenhaut genannt, - ein überaus wertvolles Quellenwerk.

Nach dem genauen und gewissenhaften Bearbeiter der Zwettler Urkunden, dem Kunsthistoriker Pater Benedikt Hammerl, hätte als frühester Zeitpunkt des Chorumbaues der Februar 1304 zu gelten. Ueber den Chorumbau, die Verdrängung des Zwettler Hauses, handelt ausführlich der Wiener Universitätsprofessor, Zisterzienser von Heiligenkreuz, Dr. Wilhelm Neumann, in der Geschichte Wiens des Wiener Altertums Vereines. Was die Haltung der Stadtverwaltung betrifft, sei darauf hingewiesen, daß damals die Tendenz in den Städten sich dem geistlichen Hausbesitz sehr wenig freundlich zeigte, ja man versuchte, dem Ueberhandnehmen des geistlichen Besitzes, der zu den Kosten der Stadtverwaltung wenig oder gar nichts beitrug, nach Möglichkeit zu steuern.

So sahen sich nun die Mönche von Zwettl gezwungen, sich um ein anderes Heim umzusehen. Sie ließen sich die Gelegenheit, das nahe gelegene ehemalige Greifensteiner Haus am Stephansfreithof zu erwerben, nicht entgehen. Abt Ebro kaufte also das Gebäude, das von da an "Zwettlhof" genannt wurde, doch konnten sich die Zwettler auch dieses Besitzes nicht allzulange erfreuen.

Nicht ganz sechs Jahrzehnte später ging Herzog Rudolf IV. daran, das Domkapitel zu St. Stephan zu stiften. Die Verhandlungen mit dem heil. Stuhl zu Rom hatten viele Monate gedauert (s.S. 455). Da der Herzog für den Propst und die 24 Kanoniker Wohnungen brauchte, war er eifrig bemüht, für die Domherren sol-

che zu beschaffen. Der Zwettlhof schien ihm besonders dafür geeignet. Er ließ das Gebäude abschätzen und erwarb es laut des von Abt Otto am 1. Mai 1361 ausgestellten Verkaufsbriefes um den Preis von 500 Pfund Wiener Pfennige (Urkunde im Archiv des Wiener Domkapitels). Der Landesfürst zahlte aber diese Summe nicht bar, sondern wies den Mönchen von Zwettl ein Haus auf dem Graben an, das dem Chunrat Urbetsch gehört hatte und das vorher vom Wiener Magistrate auf den gleichen Wert geschätzt worden war.

Laut einer Urkunde vom 22. Juli 1361 verpflichten sich Abt Otto und der Konvent "dacz Twetel des Ordens von Cytels" zum Danke für die von Herzog Rudolf IV. empfangene Hilfe, vornehmlich für eine Gabe von 400 Pfund, für denselben bei dessen Lebzeiten am Vorabend vor Allerheiligen, nach seinem Tode aber an seinem Sterbetage einen ewigen Jahrtag zu begehen; auch soll der Abt alljährlich auf St. Jorigen Tag in der Stephanskirche zu Wien auf dem "fron altar" die Fronmesse halten in seiner "aptleichen geczier" und am selben Tage dem Pfarrer daselbst, solange der "Tum" nicht aufgerichtet ist, 26 Lebzelten von je 6 Pf. Wert geben, nach Errichtung des "Tum" aber 2 Lebzelten dem Propst und 24 den Chorherren.

Auch das für den Zwettlhof auf dem Graben eingetauschte Haus (s. Band I, S. 79) befand sich nur vorübergehend im Besitze des Zwettler Stiftes, doch fallen die weiteren Geschicke der Zwettler auf Wiener Boden nicht mehr ~~we~~ in den Rahmen dieses Bandes.

Herzog Rudolf ließ den Zwettlhof, der den Namen beibehielt und ihn noch heute führt, umgestalten und räumte jedem Domherrn ein Zimmer und eine Kammer ein. Der Hof verblieb von nun an Eigentum des Domkapitels.

Am 12. Juni 1420 erfuhr er eine Erweiterung dadurch, daß Herzog Albrecht V. dem Kapitel die Brandstatt "in der Wollzeilze nachst an unsern Münshof" überläßt (s. Situationsplan, Abb.

134, ~~nach S. 559~~ *im Jahre des Brandes im Jahre 1566*.)

1566 war auch schon das gleichfalls an den Münzhof (Band IV.^{*)}, S...) anstoßende, zwischen dieser damals schon verbauten Brandstatt und dem Stephansfreithof gelegene Haus "zum grünen creucz" (alt Nr. 870) als "geistlicher Besitz" ausgewiesen (Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Band X, S. 152), daher jedenfalls in der Zwischenzeit an das Domkapitel gefallen oder von diesem erworben worden.

Der gegen die Wollzeile zu gelegene Teil des Hofes hatte früher nur ein Stockwerk und wurde bei dem großen Brande am 21. April 1627 neben andern Häusern ein Raub der Flammen, aber wieder aufgebaut.

Als Bischof Wolfrath sich anschickte, den ehemaligen Dompropsthof (s. Stephansplatz Nr. 7) zu einer bischöflichen Residenz umzugestalten, beehrte er von dem Domkapitel zur besseren Ausnützung und Erweiterung des künftigen Bischofshofes einen Teil des anstoßenden Zwettlhofes, wo der Domdechant seine Wohnung hatte, nämlich "unter dem Ziegeldach so nächst an den Bischofshof gegen den Freithof hinaus bis hinter an das Haus, das Schöntor genannt, anliegt, begriffen ist", - gegen eine Summe Geldes, um damit ein neues Gebäude für den Dechant aufzuführen zu können. Es kam wohl zu einer kommissionellen Besichtigung, doch willigte das Kapitel nicht ein:

Abgesehen von den stiftbrieflichen Bestimmungen habe das Kapitel keine Mittel für den Neubau; während des Baues könnten die Domherren auch den vorgeschriebenen Gottesdienst nicht verrichten. Diese Wohnung sei vermöge der Stiftung dem jeweiligen Dechant bestimmt und derart gelegen, daß der Dechant, wenn er auch wegen des Alters und der Gebrechlichkeit die Domkirche nicht besuchen könne, von seinem Zimmer aus wahrnehmen könne, ob die Domherren in die Kirche kommen. Auch erblicke er sämtliche damit verbundenen Wirtschaftsgebäude (Keller, Getreidekästen,

^{*)} *im Jahre des Brandes*

u.s.w.). Bei einer Transferierung der Dechantswohnung in einen andern Hof müßte die Wirtschaft Schaden leiden.

Bis zum Jahre 1793 bestand im Zwettlhof auch ein Weinausschank, der sich großen Zuspruches erfreute. Das Kapitel besaß reichen Besitz an Weingärten in der Umgebung Wiens. 1646 zählte man 134 Viertel solcher Weingärten; nach der Türkenbelagerung im Jahre 1683 war die Zahl auf 85 Viertel zusammengeschrumpft, doch erhielt sich dieser Besitz bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Nach einem Ausweise aus den Jahren 1776 bis 1782 wurde im Zwettlhof um 86.948 Gulden Wein ausgeschenkt, also durchschnittlich jährlich um 12.431 Gulden, den Eimer zu 4 fl 12 kr. gerechnet. Nach den Instruktionen für den Kellermeister, hatte dieser sich die Erhaltung einer guten Ordnung angelegen sein zu lassen, sohin alles außerordentliche Lärmen und Geschrei, sonderheitlich aber das Raufen und Schlagen unter den Gästen im Keller, wie auch nachts über die gewöhnliche Zeit die Gäste im Keller nicht zu dulden, sondern den Keller zur rechten Zeit zu sperren und nach Beendigung des Schankes dem Kommissär Rechenschaft zu legen.

Den verschiedenen Unfugen, die beim Weinschank in öffentlichen Kellern ausgeübt wurden, suchte die am 12. Mai 1781 eingeführte Kellerschankordnung zu steuern. 1783 ordnete Kaiser Josef II. die Einstellung des Weinschankes in Klöstern und geistlichen Häusern an, mußte aber feststellen, daß die Verordnung nicht beachtet wurde und der Unfug fortbestand. Dem Domkapitel wurde nun gestattet, den Wein in Gebinden abzugeben, den offenen Ausschank und die Trinkstuben hingegen aufzulassen. Ein Gesuch des Kapitels um Aufhebung dieser Verordnung wurde abgeschlagen.

Da infolge dieser Beschränkung des Weinausschankes und der in Aussicht stehenden Tranksteuer, der Ausschank keinen besonderen Nutzen mehr abwarf, beschloß das Kapitel, den Weinschank ganz aufzugeben und die vorrätigen Weine und Kellereinrichtungen zu

verkaufen. So wurden 1793 auch sämtliche Weingärten veräußert.

Im Laufe der Jahre wurde der Zwettlhof wiederholt restauriert. Kaiser Josef hatte befohlen, daß die vor der Stephanskirche stehenden Häuser und die am Stephansfreithof aufgestellten Hütten weggeräumt und die Domherrenhöfe nach den vorgelegten Plänen (!) auch zum Zwecke einer besseren Verwertung und Nutznießung umgebaut werden sollen. Er erlebte es nicht mehr, denn erst nach seinem Tode zwischen 1792 und 1803 fielen die der Westfront des Domes vorgelegten Häuser und alles andere blieb überhaupt beim alten.

Ende der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts wurde die Sache wieder aktuell, als die Postverwaltung den Zwettlhof in ihren Besitz bringen wollte, um hier auf einen möglichst zentralen Platze die Post unterzubringen. Das Domkapitel wehrte sich sehr energisch dagegen, vielleicht auch mit Rücksicht auf die Störung des Gottesdienstes, mindestens der Prozessionen, die zu jener Zeit sehr häufig waren. Die geistlichen Herren wendeten sich sogar an den Kaiser, der ihren Wünschen nachkam und bald darauf den Umbau der alten Domherrenhöfe durch das Kapitel selbst bewilligte.

Das Drängen des Magistrates auf Regulierung des Stephansplatzes und die Anwartschaft auf ein besseres Erträgnis beim Umbau der Objekte, die ohnehin schon bedenkliche Zeichen der Bau-fälligkeit an sich trugen, wirkte auf die Inangriffnahme der Arbeiten beschleunigend. Die Baukosten waren für den Zwettlhof mit 276.000 Gulden veranschlagt. Bei dem Neubau mußte das Domkapitel nach der Baulinienbestimmung einen Grundstreifen am Stephansplatz im Ausmaß von 26 Klaftern, 1 Fuß, 8 Zoll, abtreten, wofür ihm eine Vergütung von ~~25~~ 8450 Gulden C.M. aus dem Stadtsäckel gegeben wurde. Demnach wurde der Quadratklafter nächst dem Dome damals zu 300 Gulden Conventionsmünze gerechnet.

Nachdem man sich darüber geeinigt hatte, konnte 1839 mit

dem Abbruch des alten Hofes begonnen werden, dessen Ansicht uns in Abb. 141 erhalten geblieben ist. Links rückwärts sehen wir die Katharinenkapelle mit dem kleinen Türmchen, das die Jahreszahl 1815 trägt, jedenfalls das Jahr der letzten Renovierung.



In den Trakten beiderseits der Kapelle befanden sich die Wohnungen der Domherren, zu deren Gemächern enge Stiegen führten, die durch massive Eisengitter abgeschlossen waren. In den eben-

erdigen Räumlichkeiten war die k.k. Briefpost untergebracht. Auch Holzhütten und größere Kaufläden umsäumten den Hof, darunter die Verlagshandlung der Sollinger'schen Buchdruckerei; dort hatte auch Binz (gest. 1824), der damals berühmteste Antiquar Wiens, der die größten Vorräte besaß, seinen Verkaufsladen aufgeschlagen.

Gelegentlich des Abbruches des Gebäudekomplexes (alt Nr. 868 und 870), der erst 1842 beendet war, wurden leider auch Gegenstände der Katharinenkapelle der Zerstörung überlassen, wobei Glasgemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und ein sehenswertes Altarbild spurlos verschwunden sind.

1843 wurde nach Plänen des Baumeisters Leopold Mayer das gegenwärtige, vier Stock hohe Gebäude aufgeführt (verbaute Fläche 2675 qm mit 25 Wohnungen), das durch zwei öffentliche Passagen die Wollzeile mit dem Stephansplatz verbindet.

Das anschließende Gebäude (S t e p h a n s p l a t z Nr. 7, bzw. Rotenturmstraße Nr. 2, Wollzeile Nr. 2,- alt Nr. 869) ist der Bischofshof, die Residenz der Wiener Bischöfe und Erzbischöfe.

Die Geschichte dieses Hauses reicht bis auf den ältesten Pfarrhof von St. Stephan zurück, der schon unter dem erten Pfarrer der Kirche, Eberhard Huber (s.S. 454) 1147 (?) Erwähnung findet. Dieser Pfarrhof,- freilich nur ein bescheidener Teil der Grundfläche des heutigen Gebäudes,- befand sich mehr gegen die Wollzeile zu. Nach mehrfachen Brandschäden schließlich vernichtet, baute ihn Pfarrer Gerhard (s.S. 455) wieder auf und fügte ihm die Achatiuskapelle zu. Hof und Kapelle waren 1267 vollendet. Im gleichen Jahre war Wien der Schauplatz der historischen Wiener Kirchensynode, auch als Wiener Konzil bezeichnet, das von Papst Clemens III. einberufen worden war. In Vertretung des Papstes leitete Guido, Kardinalpriester zu St. Laurenzi in Lucina und Zisterzienserabt, die Verhandlungen, die drei Tage (10. bis 12.

Mai) in Anspruch nahmen und teils im Pfarrhofs zu St. Stephan, teils in der Stephanskirche selbst abgehalten wurden. Ihr Zweck war: die Kirchenzucht wieder herzustellen und die Sitten zu verbessern, die seit dem Tode Leopold des Glorreichen ungemein gelitten hatten.

Lazius erzählt, daß an diesem Konzil nebst vielen Prälaten, Aebten, Pröpsten, Archidiakonen, etz. auch 16 Bischöfe teilgenommen haben. Die Altaicher Annalen, die in dieser Hinsicht wohl als zuverlässigere Quelle gelten dürfen, wissen nur von 6 Bischöfen zu berichten. Außer dem genannten Kardinallegaten waren hiernach folgende Bischöfe anwesend: Johann von Prag, Peter von Passau, Konrad von Freising, Leo von Regensburg, der Gründer des Regensburger Domes und Bruno von Brixen.

Daß das für die Bistümer Salzburg, Passau und Prag einberufene Provinzialkonzil von 1267 nicht in einer von diesen Städten sondern in Wien abgehalten wurde, liefert einen Beweis für das hohe Ansehen und die politische Bedeutung, die Wien damals schon gewonnen hatte.

Das Ergebnis dieser Synode wurde in 15 Kapiteln zusammengefaßt, die sich mit der Lebensweise der Priester, der "Weltlichen" und des "gemeinen Volkes", der Seelsorge, den Pfründen und den Visitationen der Klöster, aber auch eingehend mit der Judenfrage befaßten. Besonders hinsichtlich der letzteren geben uns die gefaßten Beschlüsse interessanten Aufschluß.

Wir entnehmen daraus, daß der Juden ungewöhnliche Kleidung, ~~und~~ Stolz und Hochmut dermaßen überhand genommen", daß ihnen nun bestimmte Bekleidungs Vorschriften gemacht wurden. So sollten sie einen gehörnten Hut, welchen etliche in diesen Landen aus Prevel abzulegen gewohnt haben, wiederum zu tragen anfangen, damit sie augenblicklich von den Christen mögen erkannt und unterschieden werden. Welcher Jude nun betroffen würde, daß er ohne dies Zeichen öffentlich unter die Leute gehen täte,

der soll von dem Herrn des Landes an Geld gestraft werden."

Damit sollten nur die alten Satzungen der Päpste hinsichtlich des für die Juden eingeführten ~~eingeführten~~ "gehörnten Hutes" in Erinnerung gebracht werden (IV. Lateranisches Konzil 1215).

Ferners wurde geboten, daß die Juden alle Gemeinschaft der Christen meiden, "als nämlich die Bäder, Stuben, Zechhäuser, Hochzeiten, Jahrmärkte, Gewerbshandel, Mahlzeiten. Sie sollen auch der Mägden, Knechten und Säuglingammen, ja der Christen Hilfe und Dienste nicht gebrauchen." Ferner sollen die Juden zu keinen öffentlichen Aemtern, Mauten oder Zöllen zugelassen werden. Die Christen sollen weder Fleisch noch andere Eßspeisen, so die Juden feil haben, von denselben kaufen, damit nicht vielleicht dadurch den Christen, welche sie für Feinde halten, mit "betrüglicher Arglistigkeit" Gift gegeben werde. Die Juden dürfen keinen kranken Christen besuchen oder bei ihnen die Arznei üben. Wenn ein Jude bei einer Liebschaft mit einem Christenweibe betreten würde, soll derselbe solange in das Gefängnis geworfen werden, bis daß er zur Strafe und Besserung aufs wenigste 10 Mark erlegt hat; ein Christenweib, das solchen verdamnten Unfug begehen und "ihr gelieben lassen würde", die soll mit starken Prügeln aus der Stadt hinausgeschlagen und von der Stadt ohne die mindeste Hoffnung wieder hereinzukommen, gänzlich verstoßen werden.

Ein Artikel richtet sich gegen den unziemlichen Wucher der Juden, ein anderer gebietet, "daß sie keine neue Synagoge oder Schule aufrichten; die alten, wenn es von nöten ein wird, mögen sie wieder verbessern und zurecht bringen, doch nicht weiter köstlicher oder höher machen.

Die Juden sollten an die Pfarreien nicht nur den Zehnten, sondern auch die Stolagebühren gleich den christlichen Anwohnern entrichten. Kein Jude darf Fleisch zur Fastenzeit öffentlich nach Hause tragen, noch auch mit ungelehrten Christen über Sa-

chen des Glaubens streiten. Wird das Allerheiligste ausgetragen, so sollen sich die Juden, sobald sie das Glöcklein hören, sogleich in ihre Häuser begeben und Türen und Fenster verschließen; am Karfreitag aber soll es keinen Juden erlaubt sein, sich auf der Straße sehen zu lassen.

Die den obigen Beschlüssen angehängten Strafen sind nicht so arg, wie sie dem damaligen Zeitalter nach hätten sein können. Dazu wurden diese Beschlüsse in der Wirklichkeit nicht einmal recht durchgeführt. Der damalige Landesherr, der böhmische König Ottokar, betrachtete sie als einen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte; auch war er über die Mahnung des Konzils an die Fürsten verstimmt, dem jüdischen Wucher ein Ende zu setzen. Als Protest gegen die aufgestellten kirchlichen Satzungen verlieh er den Juden sogar am 23. August 1868 ein neues Privilegium, in dem alle ihre bisherigen Rechte wieder anerkannt wurden. So blieben denn die kirchlichen Maßregeln für die Juden ohne fühlbare Auswirkung. Die aber scheinen sich unter Ottokars Regierung recht wohl befunden zu haben.

Schlagers Wiener Skizzen aus dem Mittelalter weisen auf die irrige Ansicht hin, daß sich in der Wollzeile, - entweder im Pfarrhof selbst oder neben diesem, - das älteste Rathaus der Stadt Wien befunden haben soll. Er hält es wohl für unzweifelhaft, daß sich dort ein Rathaus befand, aber kein städtisches oder Bürgerrathaus, denn dieser Beisatz, der im Stile der Zeit liegt, ist in keiner der herangezogenen Urkunden enthalten. Es müßte doch wenigstens bis zum Jahre 1460, wo Lazius ein Rathaus in der Wollzeile anführt, irgend eine Spur davon in den städtischen Grundbüchern, in dem allgemeinen Gültbuch der Stadt Wien vom Jahre 1418 oder in dem seit dem Jahre 1422 geordneten detaillierten Rechnungswesen der Stadt vorkommen, wo sowohl das alte Rathaus "unter den Sattlern" (heute Tuchlauben Nr. 8) als das spätere in der Salvatorgasse und besonders die Baurepa-

raturen des letzteren häufig ersichtlich sind.

Es scheint daher dieses Rathaus in der Wollzeile bloß zum Behufe der geistlichen Konsistorialangelegenheiten und der Schuloberaufsicht hier bestanden zu haben.

Nach Errichtung der Propstei im Jahre 1365 wurde der bisherige Pfarrhof "Probsthof" genannt. Der letzte Pfarrer von St. Stephan, Leopold von Sachsengang (s. S. 454) hatte noch vor Erhebung der Pfarrei zur Propstei neben der bereits bestehenden Kapelle eine zweite errichtet, für die er eine eigene Messe stiftete. Im Inventarium von 1562 sind diese beiden Kapellen deutlich geschieden. Die eine war dem hl. Andreas, die andere dem Märtyrer Achatius und den 10.000 Rittern gewidmet. Die immer wiederkehrende Behauptung, daß die letztere von Leopold von Sachsengang errichtete Kapelle aus der vom Pfarrer Gerhard 1267 erbauten Kapelle hervorgegangen sei, erscheint damit widerlegt.

Im Propsthof versammelten sich 1458 die Wiener Bürger, um Kaiser Friedrich III. und seinen Brüdern den Treueid zu leisten. Im gleichen Jahre hielten hier die österreichischen Landstände ihre Beratungen ab.

Obwohl Papst Paul II. schon am 18. Jänner 1469 seine Einwilligung zur Errichtung eines Wiener Bistums gegeben hatte (s. S. 466), fand die eigentliche Einführung des neuen Bistums erst 11 Jahre später statt. Ab 1480 wird daher der bisherige Propsthof in "Bischofshof" umbenannt.

Da der Propst seine bisherige Wohnung dem Bischof abtreten mußte, kaufte Kaiser Friedrich ein Haus in der Weihburggasse und bestimmte es als Dompropsthof mit allen Freiheiten und Gerechtigkeiten, wo der Propst seinen Wein, sein Getreide, Zehent und Pergrechte unterbringen könne. Dazu gewährte er ihm das nötige Brennholz aus dem fürstlichen Wiener Wald und zwar zinsfrei. Auch durfte der Propst in seinem Hofe bis zu 10 Dreyling heurigen Wein steuerfrei ausschenken und noch einiges mehr.

Der Ankauf des Hauses in der Weihburggasse kam übrigens bis zum Tode Friedrichs nicht zustande. Kaiser Maximilian I. stiftete daher mit Widmungsurkunde vom 1. Dezember 1501 der Dompropstei ein anderes Haus (s. Band II, S. 871), das dann mit einem dritten vertauscht wurde; da aber auch dieses nicht entsprach, baute schließlich Bischof Khlesl 1609 in der Singerstraße gegenüber dem Kloster St. Nikolaus ein Haus und bestimmte es zum beständigen Wohnsitze der Dompröpste. 1753 wurde es vom Dompropst Marxer erneuert. Die Dompröpste wohnten hier bis 1770. Dieses Haus, das eine Front dem Franziskanerplatz (Nr. 2) und eine der Singerstraße (Nr. 22) zukehrte, trug das Wappen Khlesls.

Als nach dem Tode Mathias Corvinus' im Jahre 1490 die ungarische Herrschaft, die fünf Jahre über Wien gelastet hatte, zusammengebrochen war und Erzherzog Maximilian, der spätere Kaiser, am 19. August 1490 in dem befreiten Wien seinen Einzug hielt, war ihm die Burg seiner Väter noch verschlossen, da sie von Corvins Kriegeren, deren letztes Häuflein sich dorthin zurückgezogen hatte, besetzt war. Maximilian nahm daher während dieser Zeit im Bischofhof seinen Aufenthalt.

1515, als anlässlich der berühmten Doppelhochzeit von Maximilians Enkeln mit den Kindern Wladislaws II. von Ungarn und Böhmen (s.S. 277) die damalige Burg für die vielen hohen Gäste sich als viel zu klein erwies, wurde die Residenz des Königs von Polen in den Bischofhof verlegt.

Schon unter Bischof Wertwein (1553) war der Bischofhof so baufällig geworden, daß er neu gebaut hätte werden sollen, doch waren keine Mittel hierfür vorhanden, da Wertwein bei seinem Amtsantritte bedeutende Schulden, aber nur 1700 Gulden Bargeld und 1200 Eimer Wein im Bischofhofe vorfand. So blieb alles beim alten. Als aber unter Bischof Kaspar Neubeck der Hof durch ein Nachbarfeuer weiteren Schaden erlitt, mußte sich Neubeck trotz

der noch immer trostlosen Finanzlage des Bistums 1579 zu einer Erneuerung des Gebäudes entschließen, kam aber damit nicht weit. Erst Khlesl war es vorbehalten, die traurigen Finanzen des Bistums in Ordnung zu bringen und an eine ernstliche Erneuerung des Bischofshofes denken zu können. In einem Berichte heißt es damals von dem Hofe: "welche Wohnung bisher der Statt mehr schimpflich als rhuemlich gewesen und dieses Hauss war mehr einer alten eingefallenen Scheuer als einem Hause.." (Archiv des fürsterzbischöfl. Ordinariats, Klesl 1617 April 26).

Als Khlesl 1611 mit dem Bau begann und den Rat der Stadt um eine Beisteuer ersuchte, schenkte dieser das Haus "beim schönen Tor" in der Wollzeile. Obwohl auch Khlesl selbst auf den Bau 30.000 Gulden verwendet hatte, war doch nur ein Flickwerk, was zustande kam.

In dem alten Gebäude befand sich auch eine Apotheke, die 1594 auf eine etwas merkwürdige Art dorthin gekommen war. Andreas Stark hatte sich damals ohne zu fragen, diese Apotheke im Bischofshof eingerichtet. Dank seiner Verbindung setzte er es durch, daß er die zehnte freie Apothekergerechtigkeit erhielt, setzte sich ferners durch eine Zahlung von 10 Talern mit den Apothekern auseinander und konnte so die Apotheke behalten, die bis ins dritte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts dort verblieb.

Khlesl hatte den Gedanken eines Neubaues ~~ernstlich erwogen~~ des nur notwendig zusammengeflickten alten Bischofshofes ernstlich erwogen. Etwas unfreiwillig kam ein großer Brand, der den Hof so ziemlich zerstörte, dieser Idee entgegen und unter Khlesls Nachfolger, dem Fürstbischof Wolfrath (s.S. 499) wurde sie auch ausgeführt. Der Bau wurde 1631 begonnen und unter Wolfraths Nachfolger, dem Bischof Grafen Friedrich Philipp Breuner (s.S. 501) auch vollendet. Der Kaiser spendete zu dem

Bau 700 Stämme Holz und 72 Zentner 80 Pfund Neusohler Kupfer.

1640 war auch der an der Ecke gegen die Wollzeile gestandene alte Wehrturm demoliert und dessen Platz mit zum Baugrund des neuen Bischofshofes einbezogen worden. Zur Verbauung des Platzes hatte Kaiser Ferdinand II. 100.000 Reichstaler gespendet.

Der Ueberlieferung nach sollen die Brüder Giovanni und Sigismondo Coccapani die Baumeister gewesen sein. Allerdings wissen die ziemlich ausführlichen Lebensnachrichten der beiden Baukünstler über einen Aufenthalt derselben in Wien nichts zu berichten. Der Bau selbst mütet innerhalb unserer Baukunst als vornehmer Fremdling an, doch bildet die Schlichtheit des Gebäudes mit seinen reinen italienischen Formen eine anmutige und überraschende Bereicherung des Wiener Stadtbildes.

Der höhere und reichere Ecktrakt gegen die Wollzeile gehört einer Modernisierung unter dem ersten Erzbischof, Sigismund Grafen Kolonitz an (1728).

Der anmutige Hof (Abb. 142) ist von schönen Laubengängen umgrenzt. Seine Mitte ziert ein hübscher Brunnen. Eine Gedenktafel erinnert an die Verdienste des Bischofs Wolfrath, über dessen Veranlassung der Umbau begann.

Wolfrath hatte aber nicht nur für den äußern Bau des Hauses Sorge getragen; er hielt auch strenge Ordnung im Innern desselben. So erfahren wir zunächst aus einem Verzeichnis, das er anlegen ließ, die damaligen Inwohner; da waren aufgezählt: "9 Priester, 3 Diener, 1 Köchin und 1 Dirn, der Notarius sammt einem Diener. Der Hofmeister (Wirtschaftsdirektor) sammt seinem Weib und 3 Kindern, auch 4 Dirn. Der andere Zechethandler (d.h. der Einsammler der bischöflichen Zehente), 1 Remanenzler (Beamter der bischöflichen Kanzlei), 1 Hofschreiber, 1 Kelner (d.h. Küchen- und Kellermeister), 1 Weingartknecht, 1 Hausknecht, 9 Wagen- und Gutschiknecht (d.h. Kutscher) und 2 Pfister (Bäcker)", denn im Bischofshofe wurde das Brot selbst gebacken.

Nicht nur interessant, sondern auch lehrreich ist die Instruktion, die er für seinen "Kuchlmeister" entwarf, da wir durch sie Einblick in ein altes herrschaftliches Haus gewinnen



und sehen können, wie in Alt Wien vor 300 Jahren gelebt, gewirtschaftet und gegessen wurde. Diese Instruktion Wolfraths hatte 17 Punkte. In den ersten wird dem Kuchlmeister aufgelegt, einen erbaulichen und guten Lebenswandel zu führen, seinem Herrn treu zu sein und dessen Ehre stets zu verteidigen. Im vierten Punkte wird ihm aufgetragen, das notwendige Wirtschaftsgeld allmonatlich vom Hofmeister in Empfang zu nehmen, täglich über die Ausgaben Rechnung zu führen

und sie dem Fürstbischof allmonatlich vorzulegen. Im fünften Punkt wird ihm die Aufsicht über die Weinkeller übertragen. Ueber die Extraweine, die nur zu Tafeln kommen, soll er eigene Rechnung führen. 7. Die leeren Fässer soll er aus dem Keller schaffen, damit sie nicht verderben. 8. Er soll sich wöchentlich erkundigen, was an Lebensmitteln von den bischöflichen Gütern zu haben ist, damit man es dort nicht billig verkaufe und der Kuchlmeister es dann teuer auf dem Märkte einkaufe. 10. Auch Schmalz zu kaufen, wird ihm untersagt, da es von den bischöflichen Gütern kommt, auch "Putter, Salz, Mehl, Gersten, Arbeiss, Lünssen, Essig und Spöckh". Wein darf er nicht ohne

schriftliche Erlaubnis begehren. 11. Auch für Hey und Strey der bischöflichen Leibbrosse hat er zu sorgen. 13. Er soll auf den Markt gehen und sich um die Preise erkundigen, auch darum, ob manches an Markttagen nicht im Grossen billiger zu haben ist, damit der Einkäufer es nicht billig einkaufe und dann teurer aufschreibe. 14. Der Kuchlmeister soll das Gewürz monatlich beim Kaufmann einkaufen, mit Ausnahme von "Lemoni, Pomeräntschen oder anderm, was sich nit so lang aufhalten last". 15. Aus dem Ziergarten darf nur für die bischöfliche Tafel etwas genommen werden. Uebrigbleibende Eßwaren dürfen nicht frei in der Küche herum stehen, sondern sollen eingesperrt werden. Auch soll Holz nicht überflüssig verbrannt werden, nur damit die, welche die Asche (an Aschenmänner) verkaufen, mehr Nutzen haben. 16. Fremden und Dienern ist das Ein- und Auslaufen in der Küche nicht gestattet, ebensowenig den Dienern ein Extrafrühstück oder Extrajause zu geben. Der letzte Punkt der Instruktion enthält schließlich noch eine umfangreiche Speiseordnung: An der ersten Tafel (der Edelleute Tafel) speisen: der bischöfliche Hofmeister, zwei Kapläne, der Kuchlmeister selbst und drei Kammerdiener (Rechnungsbeamte des Bischofs), also sieben Personen. Die zweite Tafel war die Dienertafel. An ihr saßen der Einkäufer, die vier Lakaien des Bischofs, drei Gutschi, zwei Sesseltrager (Sänftenträger) und der Torwärtl; also 11 Personen.

Die erste Tafel war natürlich reichhaltiger beschickt als die zweite; gut gegessen haben sie aber beide; auch abwechslungsreich. Donnerstag und Sonntag gab es Braten, die Fasttage (Freitag) ausgenommen, stets Fleisch. Aus der Bestimmung, daß an Fleischtagen für den ganzen Hausbedarf nicht mehr als 24 Pfund Fleisch aufgehen sollten, läßt sich auch unter Berücksichtigung des nachangeführten Küchenpersonals und einiger anderer Personen, die noch aus dem auf Seite 435 angeführten Personalstand des Bischofshofes hinsichtlich der Verpflegung hinzugekommen sein

mögen, - leicht errechnen, daß pro Kopf und Tag weit mehr als ein halbes Pfund entfiel. Für uns, die wir von Fleischmarken leben müssen (wenigstens gegenwärtig), klingt das freilich wie ein Märchen. *Und das wirfern wir Swiszigjüfriger Krönal!*

Auch das Freitagsmenu ließen wir uns gerne vorsetzen: "Suppen, Stockfisch, 2 frische Fisch, Khraudt, etwas vom Teig oder Eier". Abends: "Khäß, Mandl oder Zibeben, Sallat, Nuß, Aepfel oder Pirn"

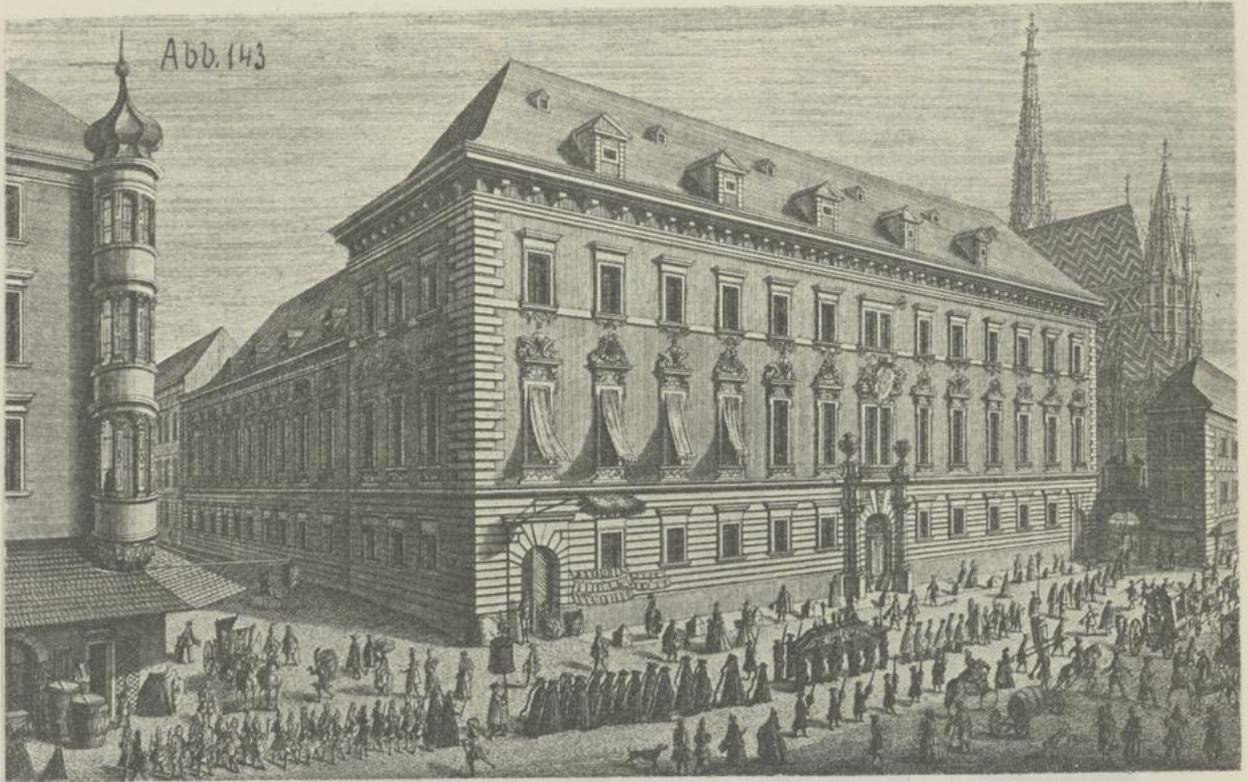
Zum Schluß heißt es: "Die Kuchl-Partei, als auch der Mundtkoch, Köchin und die Kuchldirn sollen ihren Tisch, wie auch der Edelleut-Tafeldecker sambt dem Toferl (wohl so eine Art Kuchllehrling oder Piccolo), welcher mit dem Einkäufer auf den Markt gehet, von den überbleibenden Speisen in der Kuchl haben".

Und da zu einem guten Essen auch das entsprechende Getränk gehört, bekamen an Weinrationen jeder von den "Edelleuten" $1\frac{1}{2}$ Achter, der Mundkoch 1 Achter, 2 Seidel, ebensoviel die Köchin; die Kuchldirn, der Kuchlbub, der Ofenheizer und der Toferl je 2 Seidel täglich. Die über den Wirtschaftshaushalt im Bischofshof gemachten Angaben sind entnommen: Ernst Tomek "Spaziergänge durch Alt-Wien, S. 106/109.

Als im Jahre 1723 das Bistum Wien zum Erzbistum erhoben wurde (s.S.513.), machte diese Rangerhöhung auch der Name des Hofes mit, der von da ab als erzbischöfliche Residenz oder erzbischöfliches Palais bezeichnet wurde. Um diese Zeit wurden auch einige bauliche Veränderungen, bzw. Verschönerungen im Innern des Hauses durchgeführt. 1716 wurde das Treppenhaus mit der barocken Steinbalustrade im zweigeschossigen Haupttrakt eingebaut. Aus der gleichen Zeit rühren die Stuckdecken in den nunmehr der Unterbringung des Diözesanmuseums gewidmeten Räumen her.

Die Außenansicht des Gebäudes zeigt Abb. 143. Links die Wollzeile, in der Mitte Straßenfront des Bischofshofes (Rotenturmstraße, damals Bischofsgasse genannt), rechts das auf den Stephansfreithof führende Mesnertor und anschließend das Mesner-

und Barleierhaus.



1869 wurden die ebenerdigen Räumlichkeiten der Domseite zu geräumigen und schönen Verkaufsläden umgestaltet; 1936 wurde ein Teil der Westfront (Rotenturmstraße) einer ähnlichen Umgestaltung unterzogen. (s. Abb. 144).

Der von Wolfrath durchgeführte Neubau enthielt statt der beiden im alten Gebäude befindlich gewesenen Kapellen (s. S. 432) nur eine einzige, die bereits 1638 fertiggestellt war und em hl. Andreas geweiht wurde. Ihr Chor springt in gotischer Weise erkerartig aus der Front des Gebäudes heraus. Gelegentlich der Neuaufstellung der Sandsteinaltäre im Jahre 1934 wurde die Kapelle einer völligen Wiederherstellung nach Entwürfen von Karl Holey, Johann Popp und Justus Schmidt unterzogen. Reich gegliederte Stuckdecke. Der Zugang in die Kapelle geschieht vom Hofe aus, rechts unter den Arkaden.

Der Hochaltar ist ein moderner gotischer Flügelaltar. Im Schrein Figur des hl. Andreas (von Franz Erler 1885). Auf vier Flügeln zwölf Darstellungen von Heiligen; österreichischer Meister um 1430 (Näheres s. Führer durch das Erzbischöfliche Dom-

und Diözesanmuseum in Wien, 1936, S. 65/66.)

Das Altärchen war früher als St. Andreas Altar im linken Seitenschiff des Domes aufgestellt gewesen und wurde 1933 hierher übertragen (s.S. 222).



ERZBISCHÖFLICHES PALAIS UND STEPHANSDOM

Abb. 144

Ueber dem Altar gotisches Baumkreuz aus dem Dom zu St. Stephan, Holz, frühes 14. Jahrhundert. Das frühere Hochaltarblatt der Kapelle von Leopold Kupelwieser (1834), den hl. Andreas darstellend, hängt jetzt im ersten Saale des Diözesanmuseums.

Der Altar an der rechten Seitenwand zu Ehren der hl. Mutter Anna, geweiht 1512 (s. Abb. 145), stand ursprünglich in der Sakristei von St. Augustin in Wien, später in der dortigen Gruft und wurde nach Konservierung durch den Bildhauer Hohl 1934 hier

aufgestellt.

Mittelschrein: Heilige Anna selbdritt, auf den beiden Flügeln die hl. Barbara und Katharina. Im Aufsatz zwischen Jonas und der



Abb. 145 Altar der heiligen Anna, geweiht 1512, aus St. Augustin, Wien I. (St.-Andreas-Kapelle).

hl. Margaretha Relief der Verkündigung an Joachim. Die stark beschädigte Predella zeigt eine Anbetung der hl. drei Könige. Der Altar ist eine Stiftung des Ehepaares Jonas Kumpf und der Margarethe, geb. Ernst (Leihgabe der Pfarre Augustin).

Der Altar an der linken Seitenwand zu Ehren des hl. Valentin (aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts) stammt aus der Kirche St. Peter in Wien und war mutmaßlich in der St. Valentinskapelle der alten Peterskirche (s. Band I,

S. 177), zuletzt in der Gruft aufgestellt.

Mittelschrein: Hl. Bischof Valentin, zu dessen Füßen drei Pestkranke; zu beiden Seiten die Pestpatrone Rochus und Sebastian. Darüber Tympanon mit Marienkrönung.

Rückwärts: Mittelstück eines Barbara Altars, gleichfalls aus St. Peter. Stiftung des Wiener Salzamtmannes Johann Oeder (s. Band I, S. 92 und 95), 1510. Enthauptung der hl. Barbara.

Rechts vom Hochaltar: Relief "Kreuztragung Christi" (1558).

Ueber dem Eingang Barockbild: Heiliger Leopold auf einer von Engeln getragener Wolke kniend, unten Abbildung der Stadt Wien, von der Leopoldstadt aus gesehen. Bis 1905 am Leopoldi Altar der Domkirche (aus der Werkstatt Martino Altomontes, gest. 1745).

Rechts: Marter des hl. Andreas, 17. Jahrhundert;

links: hl. Nikolaus von Toledo, hl. Thomas von Jesus, Hieronymitaner im Escorial, von Karl Skreta (1605 - 1674).

Diese, wie auch die nachstehenden Angaben sind dem "Führer durch das Erzbischöfliche Dom- und Diözesanmuseum in Wien", 1936, entnommen. Dort noch näheres hierüber.

Seit Juni 1933 bildet die Kapelle einen Teil der Ausstellungsräume des ~~erzbischöflichen~~ in den Repräsentationssälen des Palais eingerichteten Museums. Der Wunsch, ein solches zu schaffen, läßt sich bis in die Regierungszeit des Kardinal-Erzbischofs Josef Othmar von Rauscher (1853 - 1875) zurückverfolgen. Kardinal Erzbischof Friedrich G. Piffl suchte diesen Wunsch in die Tat umzusetzen, erlebte aber dessen Erfüllung nicht mehr. Die Durchführung bildete eine der ersten Entschliessungen seines Nachfolgers, des Erzbischofs Kardinal Dr. Theodor Innitzer. Die Einrichtung geschah unter Leitung des Monsignore Popp, der mit unermüdlichen Eifer viel Wertvolles zusammentragen konnte. Durch Kunstgegenstände aus Pfarren der Erzdiözese, die nicht mehr zu kirchlichen Zwecken verwendet werden, wurden die Bestände des Museums erweitert und dieses zu einem Sammelplatz alter christlicher Kunst ausgestaltet. In der Gemäldesammlung des Museums, deren Schwerpunkt in den Tafelbildern des ausgehenden Mittelalters liegt, konnte eine ganze Reihe von bisher unzugänglichen Hauptwerken dauernder Besichtigung zugeführt werden. Darunter befindet sich auch das Bild Herzogs Rudolf IV. des Stifters (Abb. 146), das bis ins 17. Jahrhundert im Chore des Domes hing, dann aber Inventarstück der Schatzkammer bildete. In den letzten Jahrzehnten war es im Kapitelarchiv verwahrt. Die Tafel ist das älteste selbständige Bildnis der deutschen Kunst und ein allein dastehendes Denkmal österreichischer Tafelmalerei aus den Sechzigerjahren des 14. Jahrhunderts (J. Wilde, Kirchenkunst, 1933).

In der Sammlung sind die bedeutendsten Namen durch Origin-

nalwerke vertreten, so Lucas Cranach (Abb. 147), Tobias Pock, Johann Spillenberger (Abb. 148), Martino Altomonte, J.M. Rottmayr, Michelangelo Unterberger, Paul Troger, M.J. Schmidt (Kremser Schmidt), Anton Franz Maulpertsch, L.F. Schnorr von Carols-

Rudolphus Archidux Austriae etc.



Abb. 146 Rudolph IV. der Stifter.
Zeitgenössisches Bildnis im Dom- und Diözesanmuseum.

feld, Eduard von Steinle, Josef Ritter von Führich, Leopold Kupelwieser, Friedrich von Amerling u.a.

Auch eine beachtliche Zahl alter, wertvoller Skulpturen aller Stil-epochen hat das Museum aufzuweisen. Gleich ~~rek~~ im Treppenhaus fällt der Blick auf eine herrliche Marmorplastik "Unbefleckte Empfängnis Mariä" (Abb. 149) aus der österreichischen Barockzeit (etwa 1700) in der Art des Peter Strudel.

Der Schwerpunkt dieser Sammlung wurde in

die gotische Abteilung und in den repräsentativsten Raum verlegt. Hervorragende Werke der deutsche Plastik zeugen hier von dem reichen und vielgestaltigen Können ihrer Schöpfer, deren Namen uns nur zum Teile bekannt sind.

Ein monumentales Werk ist die Schreinplastik eines verloren gegangenen Altars, die "Heilige Anna selbsdritt" darstel-

land (Abb.

lend (Abb. 150), von Veit Stoß, Nürnberg, um 1510. Das Werk ist für den Frühstil des bedeutendsten Nürnberger Plastikers



Abb. 147 Lucas Cranach, „Weintrauben-Muttergottes“, Leihgabe der Pfarre Zistersdorf. (147)



Abb. 148 Johann Spillenberger († 1679), Gott Vater, Dom von St. Stephan. (148)

besonders charakteristisch und dürfte das Mittelstück des Hochaltars der Kirche von St. Anna in Wien gewesen sein.

Nicht mindervoll wertvoll und interessant ist die Ausstellung von Gegenständen des Kunstgewerbes und der Goldschmiedekunst. Zu den ältesten der zur Schau gestellten Monstranzen gehört die sogenannte "Prigglitzer ~~Katharina~~ Monstranz" aus Silber, teilweise vergoldet (Abb. 151). Im Gestänge zuoberst Christus als Schmerzensmann, dann die Mutter Gottes mit dem Kinde und den Heiligen Hieronymus und Christophorus, unten die Heiligen Andreas und Wolfgang. Auf dem Fuße graviert die heilige Anna selbsdritt, ein Bildnis des Stifters, des Pfarrers Hieronymus Neunberger von Prigglitz bei Gloggnitz, die Widmung, die Datierung 1515 und das emaillierte Wappen Neunbergers. Die Ueberlieferung berichtet, daß der Pfarrer, auf einem nächtlichen Versehgang von Wölfen bedroht, für die glückliche Errettung aus Lebensgefahr die Monstranz zu stiften gelobte.

Internationalen Rang nimmt das Totenkleid des 1365 zu Mailand verstorbenen Herzogs Rudolfs IV. des Stifters ein (s. Abb. 109, 110 nach S. 260; Text S. 262 - 264). Es ist erkannt als persischer, in der Zeichnung unter chinesischem Einfluß stehender Seidenbrokat, mit ursprünglich rotem und grünem Grund und in Streifen eingelegter Ornamentik und Inschrift aus



Abb. 149. Peter Strudel (?), Unbefleckte Empfängnis, Marmor, gegen 1700, Leihgabe der Familie Kommerzialrat Neumann, Wien I. (R. 109)



Abb. 150. Veit Stoss, Heilige Anna selbdritt, Lindenholz, um 1510, Kirche St. Anna, Wien I. (R. 107)

vergoldetem Silberdraht: geometrische Figuren wechseln mit Blumenranken, Pfauen und einer Jagdszene (Antilopen und Raubtier) regelmäßig ab. Die arabische Inschrift nennt den Ilchan Abu Sacid (1316 - 1335).

Sehr bedeutsam ist auch das Mobiliar des Museums. Neben prunkvollen, in Schwarz ~~und~~-Weiß und Gold gehaltenen süddeutschen Schränken aus der Zeit um 1680 sehen wir hier u.a. auch Schaukasten aus den Beständen der Reliquienschatzkammer von St.

Stephan. Besondere Beachtung verdient eine reich verzierte eiserne Truhe mit Vexierschlössern aus dem Jahre 1678. Es ist das Meisterstück des berühmten Nürnberger Kunstschlossers Bartholomäus Hoppert.

Der reiche, von Rudolf IV. begründete Reliquienschatz der Stephanskirche ist durch zwei in mittelalterlicher (der Edel-



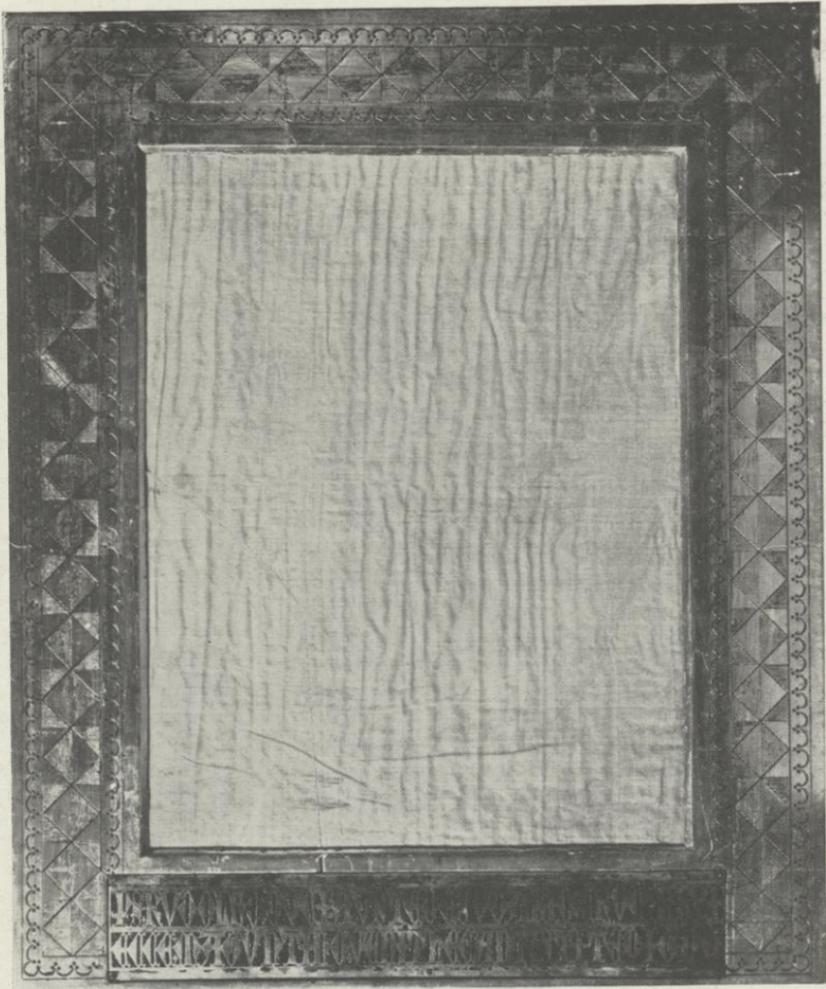
Abb. 151

metallverzierung beraubter) Holzfassung erhaltene, für mittelalterliche Denkungsart charakteristische Stücke vertreten. Die Teile vom Sudarium (Grabtuch) Christi (Abb. 152) und dem Abendmahlstischtuch des Herrn (Abb. 153) sind durch die Rahmeninschriften als Geschenke des Erzbischofs von Mainz, bzw. des Königs von Ungarn an Rudolf IV. gesichert. Das erste Stück ist als "tuech darynn der herr Christus im grab gelegen" bezeichnet; das zweite ent-

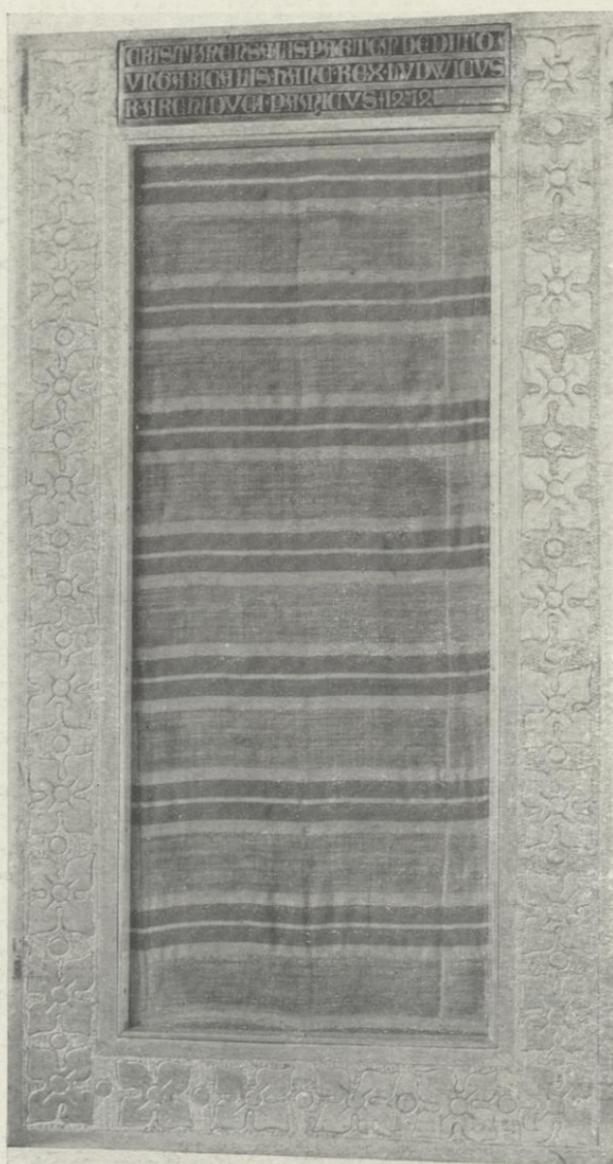
hält folgenden Hinweis: "Ain wolgezierts vergulpts plenari darein (ein Teil) des Tischtuchs auf dem der Herr Jhesus mit seinen Jüngeren das leß abentessen hat geessen"

Unter den Schriftdenkmälern verdient jenes über die Errichtung des Wiener Bistums (1469) besondere Beachtung (Reproduktion nach der Orig. Urkunde).

Eine Beschreibung der einzelnen Ausstellungsgegenstände an Hand aller bisher erreichbaren einschlägigen archivalischen Nachrichten bietet der zitierte Führer durch das Erzbischöfli-



152
Abb. ■. Reliquienschatz von St. Stephan: Sudarium Christi.
Derzeit im Dom- und Diözesanmuseum. .



153
Abb. ■. Reliquienschatz von St. Stephan:
Abendmahlstischtuch Christi.
Derzeit im Dom- und Diözesanmuseum.

chen Dom- und Diözesanmuseum.

Nun bleiben noch die Häuser der Westfront des Stephansplatzes zu besprechen übrig, die auf dem Boden der alten Brandstätte stehen. Ueber diese ist im Band I, S. 643 - 647 bereits ausführlich gesprochen worden. Dort wurde schon erwähnt, daß sich der heute als Brandstätte bezeichnete Straßenzug, der eine moderne Anlage ist, keineswegs mit der historischen Brandstätte deckt, sondern nur von dieser seinen Ausgang nimmt.

Das Haus S t e p h a n s p l a t z Nr. 8 (alt Nr. 628) ist identisch mit Brandstätte Nr. 1, fällt daher in den Rahmen des 1. Bandes, siehe dort, S. 647 - 653.

Das Haus S t e p h a n s p l a t z Nr. 8A (alt Nr. 628) ist identisch mit Jasomirgottstraße Nr. 2, siehe Band I, S. 654.

S t e p h a n s p l a t z Nr. 9 (alt Nr. 627) ist identisch mit Jasomirgottstraße Nr. 1, siehe Band I, S. 659, 660.

S t e p h a n s p l a t z Nr. 10 (alt Nr. 626): 1433 wird als Eigentümerin des ^{irrgewinlich} ~~ehemals~~ hier bestandenen Hauses Katharina Pusenperger genannt, die ehemals mit Hainreich dem Zinngießer verheiratet war. Deren Sohn, der Zinngießer Stephan Pusenperger hinterläßt 1467 eine Haushälfte seiner Tochter Dorothea, die an den Goldschmied Wenzel Znoymer, später an den Pheilschifter Michl Spiczapfel verheiratet ist, - die andere seiner zweiten Tochter Margarethe, die Procop Perger, den Goldschmied, zum Manne hat. Dorotheens Tochter Lucia Freiswald, die nach dem Tode Pergers, der 1493 kinderlos gestorben war, auch in den Besitz der zweiten Haushälfte kam, verkauft das ganze Haus noch im gleichen Jahre an den Eisner Stefan Puchler und dessen Gattin Margarethe. Da nach Puchlers Tode keine Erben vorhanden waren, fällt es 1507 der Stadt zu. Diese verkauft es an den Zinngießer Jorg Eber und dessen Gattin Anna. 1523 ist Eigentümer der Zinngießer Panthaleon Schaffer,

der es seiner Witwe Magdalena hinterläßt, die den Zinngießer Jakob Wiener ehelicht. 1558 verkauft es Magdalenens Sohn aus erster Ehe Sebastian Schaffer an Christoph Wankher und dessen Gattin Margarethe. 1566 erwirbt es von diesen der Leibarzt des Erzherzogs Ernst, Dr. Ladislaus Stuff, in dessen Familie es bis 1589 bleibt. In diesem Jahre erwirbt es der Ratsherr und Wachskerzler Michael Schwarz. Der hinterläßt es 1629 seinem Sohn, dem Eisenhändler Rudolf Schwarz, der es 1632 an den Hofwachskerzler Monfreti Antoni de Antoni verkauft. 1642 erbte es seine Tochter Barbara, verehel. Pezolo und da sie wegen "blöden Verstand nicht fähig war, zu testieren," kam es nach ihrem Tode 1688 an ihren ältesten Sohn, den Ratsherrn und Wachskerzler Josef Pezolo. 1767 befand es sich noch im Eigentum dieser sehr kinderreichen Familie. 1774 ist Michael Stadlbauer Eigentümer des Hauses, 1792 Elisabeth Passy (Name im Grundbuch undeutlich), 1820 Michael Malzer, 1830 Anna Huber, 1855 Anna Huber und Anna Berger, 1872 Anton und Sophie Kranner, die hier ein damals sehr bekanntes Warenhaus eröffneten. 1886 wurde an Stelle des alten Hauses durch die Architekten Fellner und Helmer ein Neubau aufgeführt, der gleich den beiden angrenzenden, durch die gleichen Architekten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach einheitlichem Bauplan errichteten Häusern (Stephansplatz Nr. 9 und 11) in den Besitz der Familie Rothberger kam und die nun als "die Rothbergerhäuser" (Abb. 154) fortan bezeichnet wurden.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wohnte hier der Opernkomponist Johann Schenk, dessen "Dorfbarbier" am 6. November 1796 im Kärntnertortheater seine Erstaufführung und dann viele hundert Wiederholungen erlebte. Schenks Mißerfolg mit "Achmet und Almazinde" erschütterte seinen Glauben an sein Können. Er zog sich von der Bühne zurück und starb als schrullenhafter Junggeselle 1836. Ein inniges Verhältnis verband ihn mit Beet-



Abb. 154

hoven, dessen Lehrer der einige Zeit war und den er mit höchster Verehrung als weit über sich selbst stehend erkannte. bei S t e p h a n s p l a t z Nr. 11 (alt Nr. 595), identisch mit Goldschmiedgasse Nr. 2, siehe Band I, S. 661/66.

Es, dafür sich durch besondere Tugenden und Weisheit auszeichnete, eingehender hat sich mit ihm die Sage beschäftigt.

Hiernach ward er hochwürdig Herr in dem damals noch kleinen Städtlein seines frommen Wandels wegen hochgeschätzt und verehrt. Wenn er nach verbrachten Soganswerke vor dem Pfarrhause unter einem jungen Lindenbaum saß, umgaben ihn stets zahlreiche Kinder seiner Pfarre, um auf des weisen Mannes Erzählungen und Ermahnungen zu hören. Der Mann war in Laufe der Jahre stark und mächtig, der Pfarrherr aber alt und schwach geworden. Als der Kreis an einem lauen Herbstabend trübsinnig unter dem bereits entlaubten Baume saß und fürchte, daß seine Zeit zu Ende gehe, ergrieff ihn der heile Mensch, war noch einmal seine Liede in prächtiger Blütenhecke des Frühlings zu sehen. Des Pfarrers Kräfte aber schienen nie dahin nicht mehr langen zu wollen. Und als mitten im Winter sein letzter Tag gekommen schien, ließ er durch den Kirchenrenter den veralteten

VIII. A B S C H N I T T .

Von der Pfarre bis zum Erzbistum,
Einiges aus der Kirchengeschichte von St. Stephan.

1137 - 1937.

Der erste Pfarrer von St. Stephan, Eberhard Huber, mochte vielleicht schon seit der Errichtung der Pfarre im Jahre 1137 an diesem Gotteshause gewirkt haben, jedenfalls aber zur Zeit der Weihe 1147, wobei der noch immer geführte Streit um diese beiden Jahreszahlen außer Betracht bleiben soll. In Urkunden wird er auch Eberhard von Wien genannt, so auch in einem Briefe Heinrich Jasomirgotts vom Jahre 1150, worin dieser den Wald bei Dornbach dem Benediktinerkloster bei St. Peter zu Salzburg schenkte und Eberhard als Zeuge angeführt wird. Wir wissen von ihm, daß er sich durch besondere Tugenden und Gelehrsamkeit auszeichnete, eingehender hat sich mit ihm die Sage beschäftigt.

Hiernach war der hochwürdige Herr in dem damals noch kleinen Städtlein seines frommen Wandels wegen hochgeachtet und verehrt. Wenn er nach vollbrachtem Segenswerke vor dem Pfarrhause unter einem jungen Lindenbaum saß, umgaben ihn stets zahlreiche Kinder seiner Pfarre, um auf des weisen Mannes Erzählungen und Ermahnungen zu hören. Der Baum war im Laufe der Jahre stark und mächtig, der Pfarrer aber alt und schwach geworden. Als der Greis an einem lauen Herbstabend träumend unter dem bereits entlaubten Baume saß und fühlte, daß seine Zeit zu Ende gehe, ergriff ihn der heiße Wunsch, nur noch einmal seine Linde im prächtigen Blütenschmucke des Frühlings zu sehen. Des Pfarrers Kräfte aber schienen bis dahin nicht mehr langen zu wollen. Und als mitten im Winter sein letzter Tag gekommen schien, ließ er durch den Kirchendiener das vereiste

Fenster öffnen, um zum letzten Male sein teures Pflegekind schauen zu können. Doch kaum hatte der Diener die Fensterflügel zurückgeschlagen, sank der Pfarrer erschüttert in seine Kissen zurück. Mitten in dem ringsum starrenden Schnee stand seine Linde, voll mit Blüten übersät, von denen der Wind einige der schönsten auf den entseelten Körper wehte.

Von dieser in die Volkssage verwebten Linde des Pfarrhofes hat das bekannte Bierhaus in der Rotenturmstraße (Nr. 12) seinen Schildnamen.

Nach Hubers Tode erhielt Meister Gregor Herberger die Wiener Pfarre. Er wird 1155 bei einem Zehenttausch zwischen dem Bischof Konrad von Passau und Azzelin, dem ersten Abt von Maria Zell, als Zeuge genannt.

Ihm folgt Meister Sieghard, der gleichzeitig auch Domherr von Passau war. Bei der angesehenen Stellung und den bedeutenden Einkünften, welche die Pfarrer von St. Stephan bezogen, ist es erklärlich, daß sie nicht nur häufig als kirchliche Würdenträger in der Passauer- und andern Diözesen erscheinen, sondern auch meistens Protonotare der Landesfürsten waren und einige von ihnen bekannten Adelsgeschlechtern angehörten.

Sieghard gab 1213 seine Einwilligung zum Bau der Katharinenkapelle am Stephansfreithof (s.S. 419, - Ann. Zwettl, T.J.C. 261), doch scheint er bald darauf gestorben zu sein.

Sein Nachfolger, Meister Heinrich, erscheint bei der Erhebung der Liebfrauenkirche in Perchtoldsdorf zur Pfarre (1216) als Zeuge (Hansitz, Germ. Sacr. T.J. p. 309); sein Name kommt 1226 auch in einer schiedsrichterlichen Urkunde des Benediktinerklosters zu Salzburg vor, Er lebte bis gegen 1240, um welche Zeit die Pfarre in die Hände des Meisters Leopold kam, der schon 1231 als Protonotar des Herzogs Friedrich des Streitbaren erscheint und von diesem dem Bischof Rüdiger von Passau aufs dringendste für die Stephanspfarre em-

pfohlen wurde. Sein Lebenswandel gab jedoch zu mancherlei Klagen Anlaß, so daß der päpstliche Legat in Oesterreich, Propst Konrad von Speyer, 1250 die Pfarrstelle von St. Stephan für erledigt erklärte und Richter wie die Bürger Wiens von jedem Gehorsam und allen Ehrenbezeugungen für Meister Leopold entband. Die Begründung, daß er unehelicher Geburt und daher ohnedies von jeder höheren geistlichen Würde ausgeschlossen sei, kommt allerdings reichlich spät. Schwerer lasteten auf ihn mehrere Exkommunikationen, dessenungeachtet er, — ohnehin schon ausgeschlossen, — noch höhere geistliche Weihen genommen habe. Die Beschuldigung der Ketzerei und eines unreinen Lebens vervollständigte sein Sündenregister.

An seine Stelle kam um 1256 der Passauer Domherr und päpstliche Kaplan, Meister Gerhard, der mit Philipp, dem Abte der Schotten, wegen der Ausübung der Pfarrechte, der Zehente und Gaben in argem Streite lag (s. Band II, S. 50, 51). Gerhard war sehr bemüht, wo er nur konnte, Gutes zu tun. 1267 errichtete er das Spital St. Job beim Klagbaum, verwandelte sein Haus zu Wien in ein Kloster der "Himmelspfortnerinnen" und schenkte diesen Nonnen einen Weinberg, den er von Otto de Faro um 100 Mark lötligen Silbers gekauft hatte. Er stiftete zu St. Stephan eine Bruderschaft und ließ den durch einen verheerenden Brand zur Wüste gewordenen Stephansfreithof wieder herstellen. Zu seiner Zeit fand auch das Wiener Konzil statt (s. S. 429 f). Wenn es richtig ist, daß schon nach dem großen Brande von 1258 der Neubau der Stephanskirche in Angriff genommen und im Jahr der Wiener Provinzialsynode 1267 fertiggestellt war, dann fällt dieser Neubau in die Zeit des Pfarrers Gerhard und nicht, wie vielfach zu lesen ist, in jene seines Nachfolgers, des Passauer Domherrn Wernhard von Prambach, da Gerhard erst im Jahre 1271 starb. Daß man den Neubau mit Wernhard von Prambach in Verbindung bringt, hat seine Begründung darin,

daß auch am 30. April 1276 ein verheerender Brand bei St. Stephan wütete, dem ein abermaliges Aufbauwerk folgte, das mit Unterstützung König Ottokars von W. von Prambach durchgeführt wurde. Unter ihm erhielt auch das bis dahin romanische Portal den heutigen spitzbogigen Eingang.

1278 zog Prambach mit der ganzen Priesterschaft von St. Stephan dem Kaiser Rudolf entgegen, der nach seinem Sieg über Ottokar von Böhmen nach Wien geritten war, um in der Stephanskirche das Dankfest zu feiern.

Prambach zeichnete sich durch große Klugheit und Gerechtigkeit aus, so daß er vielfach zum Schiedsrichter gewählt wurde. Auch der Papst traute ihm dieses Amt in dem Zwist an, der zwischen dem Abt von Lilienfeld und dem Propst von St. Hyppolit (St. Pölten) ausgebrochen war. 1285 wurde Prambach Bischof von Passau, wo er 1313 starb.

Der nächste Pfarrherr, Gottfried, Domherr zu Passau und Worms, Pfarrer zu Wiener Neustadt, Mistelbach und Hartenstein, Protonotar des Herzogs Albrecht I. , verwaltete durch 10 Jahre die Pfarre zu St. Stephan, obgleich er noch nicht zum Priester geweiht war. Ihm folgt Gottfried II., Domherr zu Passau. Den Namen seines Nachfolgers, Niklas Kammerer, kennen wir nur aus einem Totenverzeichnisse, das sich in der Nationalbibliothek befindet und zu Anfang des 14. Jahrhunderts verfaßt wurde. Dessen Nachfolger war Konrad Greiffensteiner, der gleichfalls nur kurze Zeit das Amt bekleidete. Nach ihm gelangt die Pfarre an einen Enkel Rudolfs von Habsburg (Sohn der Agnes, der Tochter Rudolfs aus deren Ehe mit dem Herzog Albrecht II. von Sachsen), Herzog Albrecht von Sachsen.

Obwohl er die höhern Weihen noch nicht erhalten hatte, bestätigte ihn Papst Johann XII. 1318 als Domherrn von Magdeburg und Pfarrer von St. Stephan. 1320 zum Bischof von Passau gewählt, empfing er im folgenden Jahre die höheren Weihen und

hielt sein erstes Meßopfer in der Pfingstwoche 1321 bei den Dominikanern, dem Friedrich der Schöne mit seinem Hofstaate beiwohnte.

Die Besetzung der erledigten Pfarrstelle zog sich nun infolge eines ausgebrochenen Patronatsstreites fast zwei Jahre hin, bis durch ein Kompromis zwischen den Herzögen und dem Bischof Albert von Passau der Domherr zu Passau und Freisingen, Heinrich von Luzern, die Stelle erhielt.

Unter ihm vermachte 1328 die Gemahlin Friedrichs des Schönen, Elisabeth, 5 Pfund Geld nach St. Stephan, damit es unter die Geistlichen daselbst verteilt werde, woraus hervorgeht, daß nun die Seelsorge schon so groß gewesen sein müsse, daß hiezu bereits mehrere Priester nötig waren.

Pfarrer Heinrich, der zugleich Kanzler der Herzoge von Oesterreich war, bekleidete damit eine der höchsten Stelle bei Hofe. Außer seiner von ihm reich dotierten Stiftung des Fronleichnamsaltares (s.S. 258) hat er sich auch durch sein sonstiges verdienstvolles Wirken ^{unter} ~~und~~ den Förderern und Hütern des Domes einen Ehrenplatz gesichert.

Nach dem am 11. Juni 1336 erfolgten Tode dieses "tugendhaften und lobenswürdigen Pfarrers", - wie es in seiner Grabschrift heißt, - folgte Albrecht Graf von Hohenberg (1336 - 1349), ein Verwandter der Habsburger. Im Pestjahre 1349, in dem an einem Tage oft mehr als 1000 Menschen starben, war sein aufopferungsvolles Verhalten bewunderungswürdig. Jeder Gefahr trotzend, spornte er die Chorgeistlichkeit an, es ihm gleich zu tun. Eine Chronik berichtet, daß damals zu St. Stephan "allein 54 Pfaffen" starben. Hohenberg, der auch Domherr zu Konstanz war, wurde 1349 Bischof von Freising und starb als solcher 1359. Seine Verknüpfung in die Sage von der Toten- oder Geistermette (S. 94) ist unhistorisch.

Leopold von Sachsenang, der letzte Pfarrer von St. Stephan vor Erhebung der Pfarre zur Propstei, ehe-

mals Pfarrer von Guntramsdorf, dann Domherr zu Passau, erfreute sich der besonderen Gunst Rudolfs IV. Er entstammte dem n.ö. Geschlechte der Sachsengänger, deren Veste und Besitzungen in der Nähe von Orth an der Donau lagen. Zu der im Pfarrhofs bereits bestehenden Kapelle stiftete er noch eine zweite (s. S. 432). 1360 gibt er seine Zustimmung zur Gründung des Karmeliterklosters ~~auf dem Platze des Hofes~~ im Obern Werd an Stelle des dort befindlich gewesen Hospizes, das die Augustiner aufgegeben hatten (s. Band II, S. 269).

Schon zu dieser Zeit, also noch vor Errichtung der Propstei, hießen die Stellvertreter der Pfarrer Chor- oder Churmeister (cura, d. i. Sorge, nämlich für die Seelen, daher auch der noch heute übliche Name der Kuraten). Sie standen an der Spitze der eigentlichen Pfarr- oder Seelsorgegeistlichen. Diese wurden schon vor dem Bestande des Domkapitels Chorherren genannt oder hießen, weil ihrer acht waren, die "Achter", auch "Echter" (octonarii). Da schon zur Zeit Heinrichs von Luzern die Seelsorge immer ausgedehnter und der Gottesdienst bei St. Stephan immer feierlicher wurde und mehr Zeit und Kräfte in Anspruch nahm, wurde ihre Zahl um vier Vikare (Leviten) vermehrt, wozu noch zwei Gratianer kamen, die so hießen, weil sie insbesondere die Pflicht hatten, die heiligen Sakramente, d. h. die Gnademittel zu spenden.

In die Zeit Leopolds von Sachsenangang fällt die Umwandlung der Pfarre in eine Propstei.

Rudolf IV. hatte sich schon in seiner Kindheit vorgenommen, eine fromme Stiftung zu machen. Er wandelte daher noch bei Lebzeiten seines Vaters die Räumlichkeit im Burgturme, wo er aufgezogen worden war, in eine Kapelle um und stiftete sie mit Rat und Hilfe seines Vaters. Bald nach seinem Regierungsantritte ersuchte er den Papst Innocenz VI. um die Einwilligung, zur Vermehrung des Gottesdienstes in seiner Hofkapelle eine Propstei er-

richten zu dürfen.

Der Papst entsprach dem Wunsche in zwei Bullen, die er am 31. Dezember 1359 zu Avignon ausstellte. In der ersten erhob er die von Rudolf errichtete Burgkapelle zur Kollegiatkirche mit einem Propste und 24 Domherren, darunter drei Dignitären (Kustos, Dechant, Kantor) und 26 Kaplänen, von denen zwei dem Propste, je einer einem Domherrn als Gehilfen beigegeben waren und diese bei Krankheit oder Abwesenheit zu vertreten hatten. Auch gestattete der Papst den Domherren eine rote Kleidung (ähnlich den Kardinälen).

Mit der zweiten Bulle entzieht er das Kapitel der Jurisdiktion und den Rechten des Passauer Diözesanbischofs und des Salzburger Metropoliten und unterstellt es dem Propste, der unmittelbar vom heiligen Stuhle abhängen soll.

Da sich der Raum der Burgkapelle für so viele Geistliche und das Volk als zu klein erwies, bat Rudolf den Papst, die Propstei nach St. Stephan übertragen zu dürfen.

Am 16. März 1365 beurkunden Johannes Bischof von Gurk, Heinrich, Bischof von Lavant und Clemens, Abt des Klosters U.L.F. der Schotten in Wien, daß sie am angeführten Tage kraft der ihnen vom päpstlichen Stuhle übertragenen Vollmacht in Gemäßheit der beiden Bullen Urbans V. vom 5. August 1364 die Stephanskirche in Wien zur Collegiatkirche erhoben, daselbst ein Capitel, bestehend aus einem Propst und 24 Chorherren, worunter ein Dechant, ein Schatzmeister und ein Cantor sein sollen, errichtet und dieselben von der Jurisdiction und Gewalt des Metropoliten und Diözesanbischofs eximiert haben.

Am 20. März 1365 verzichtet Albert Bischof von Passau zu Gunsten Herzogs Rudolf von Oesterreich auf das Patronat der Stephanskirche in Wien und erhält von dem Herzoge als Entschädigung das Patronatsrecht der Pfarrkirche in Waidhofen bei Weitra.

Leopold von Sachseingang lehnte die ihm angetragene Propstwürde ab und tauschte die Pfarre von St. Stephan mit jener von Groß Rußbach ein, die er bis zu seinem bald nachher erfolgten Tode verwaltete. Er starb 1366 zu Wien und wurde in der Domkirche begraben. Mit ihm schließt die Reihe der selbständigen Pfarrer von St. Stephan; die Würde des Pfarrers ging nun auf die Pröpste über, während die Pfarrgeschäfte der jeweilige Chormeister als Pfarrverweser zu besorgen hatte.

Am 21. März 1365 überträgt Albert Bischof von Passau dem ersten Propste von St. Stephan, Johann Mayerhofer, die Jurisdiktion und die Seelsorge des Kapitels sowie aller Pfarrkinder der Wiener Pfarre St. Stephan.

Rudolf dotierte das von ihm gestiftete Kapitel reich. Schon 1360 hatte er ihm einen Wald bei St. Veit angewiesen, damit es von dort das nötige Holz, Wildpret und etwaige Metalle beziehen könne; er selbst hatte diesen Wald umritten und mit den nötigen Marken bezeichnet. Fünf Jahre später stellte Herzog Rudolf zwei andere Schenkungsurkunden aus.

Hiernach erhielt das Kapitel folgende Vesten, Märkte und Dörfer mit allen Leuten, Gütern, Freiheiten und Rechten: Weitenegg, Rechberg und Persenbeug mit den Mauteinkünften in Ybbs, Emmersdorf, Stein und Krems, St. Veit bei Wien, Schrambach und Würmlach, Selich mit dem ganzen Tale, Trofaiach in Steiermark, Hebersdorf, Neundorf und Salichenau. Ferner verlieh er dem Kapitel das Präsentationsrecht auf die Pfarren in Russbach, Falkenstein, Mistelbach, St. Veit, Hütteldorf, Weidlingau, Penzing und Speising in Oesterreich und Ganscharn in Steiermark.

In der zweiten umfassenden Urkunde vom 16. März 1365 bestimmte Herzog Rudolf die Einkünfte, Vorrechte, Disziplinarvorschriften, die Kleider, die Zahl und die Ordnung der geistlichen Officien und der Oekonomie des Kapitels.

Der Propst hatte laut dieses Stiftsbriefes jährlich von der Pfarre und sonst von herzoglicher Gabe 1600 Gulden und Holz genug. Der Kustos, Dechant und Kantor ein jeder 150, der Chorherr 100 und der Kaplan 40 Gulden. Nebst dem Gehalte wurde sowohl den Chorherren wie den Kaplänen die tägliche Kost vom Hofe gereicht.

Der Propst war gefürstet und hatte die Erlaubnis, ritterliche Wehr und Harnisch zu tragen; die Chorherren durften hingegen nur ein "chlain stumpfs Schnaidmesser", dessen sie sich bei Tische bedienten, haben. Die Propstei hing unmittelbar vom päpstlichen Stuhle ab. Der Propst hatte die hohe Gerichtsbarkeit über alle seine Untertanen und die Erlaubnis, Infel, Stab und andere Zierden gleich den Bischöfen zu tragen. Er schrieb sich: "Wir von Gott Gnaden Probst zu allen heyligen ze Wienn Erzchanzler ze Oesterreich", der damalige Hofkanzler: "Chanzler an statt des Probsts ze Wienn".

Des Kustos Amt war, die täglichen Einkünfte, die Auszierung, Beleuchtung und den Bau der Kirche, wie auch den Gottesleichnam-altar zu besorgen; des Dechants Pflicht war, auf die Vollziehung des Gottesdienstes Acht zu haben und dessen Ordnung im Kapitelhause, nämlich auf der alten Parkirche, wo die große Orgel steht, auf einer Tafel wöchentlich zu bestimmen; auch der Frauenaltar stand unter seiner Aufsicht.

Der Kantor hatte Sorge zu tragen, daß der Gesang beim Gottesdienst ordentlich und geziemend ausgeführt werde; er hatte den Zwölfbotenaltar in gutem Stand zu erhalten.

Ueber alle drei Amtsherren und die übrigen Chorherren führte der Propst die Oberaufsicht. Ihm und den drei Amtsherren waren besondere Wohnhäuser angewiesen; die übrigen Chorherren bewohnten im Zwettlhof jeder eine Kammer und ein Stübel.

Für Zuwendungen und Begünstigungen, die Rudolf verschiedenen Klöstern erwiesen hatte, machten diese sich zu verschiedenen

Diensten nach St. Stephan erbötig.

So ließ das Kloster Kremsmünster dem Propst zu St. Stephan alljährlich 60, den Chorherren 140 gedörrte Forellen aus dem Abersee zukommen. Zu Ogessers Zeiten gab es noch 4 Gulden Fischdienst.

Das Zwettlkloster verpflichtete sich jährlich am Georgitage bei St. Stephan das Hochamt zu halten und dem Pfarrer daselbst 24 Lebzelten, jeglichen zu 6 Pfennig, zu überreichen, wovon 2 dem Propste, die übrigen den Chorherren gehören sollten.

Der Prälat des Klosters Göttweig verpflichtete sich zur Abhaltung des Hochamtes am Festtage Johannes des Täuflers oder zur Zahlung von 2 Mark Silber zum Baue von St. Stephan.

Der Markt Trofaiach überreichte als Gegenleistung des von Rudolf gewährten Wochenmarktes am Vorabende Allerheiligen an St. Stephan dem Propste 30 und den Chorherren 80 Käse.

Das Kloster Schlägl des Prämonstratenserordens mußte die ihm gewährte Mautfreiheit auf 25 Fuder Wein gleichfalls mit einem Fischdienst bezahlen und zwar bekam der Propst jährlich um 1, die Chorherren bekamen jährlich um 3 Gulden Forellen.

Zu ähnlichen Fischdiensten verpflichteten sich die Klöster Engelzell (Zisterzienser) und Varnbach.

Die Chorherren zu Berchtoldsgaden hatten die Verpflichtung übernommen, jährlich 1500 gebratene Seiblinge zu liefern.

Das Stift der regulierten ~~Chor~~ Chorherren zu St. Pölten hatte jährlich am St. Martinitage ein Ringel, das 3 Gulden wert wäre, zu überreichen.

Das Frauenkloster zu Englaberg (Benediktiner) machte sich verbindlich, jährlich nach St. Stephan 26 Stambalichen zu liefern. Es hat sich später von diesem Fischdienst mit 30 Gulden losgekauft.

Für einen gewährten jährlichen Wochenmarkt hatte die Stadt Pöchlarn jährlich 3 Tage vor Lichtmess 40 Pfund Wachs nach St.

Stephan zu liefern.

Damit ist die Zahl der Dienste nach St. Stephan keineswegs erschöpft.

Weil der Bischof von Passau von dem Lehensrechte, den Pfarrer bei St. Stephan zu ernennen, nicht abgehen wollte, trat ihm Herzog Rudolf 1365 sein Kirchenlehen auf Waidhofen an der Thaya dafür ab.

Zur Zeit Rudolfs betrug der Stand an Geistlichen bei St. Stephan 51 und zwar: 1 Propst, 24 Chorherren und 26 Kapläne; dementsprechend wünschte Rudolf, daß dort täglich 51 Messen gelesen werden sollten.

Nach Rudolfs Tode änderten sich die guten Verhältnisse sehr bald. Die Gültigkeit so macher Schenkung wurde in Zweifel gezogen, denn es stellte sich heraus, daß viele von den überlassenen Herrschaften feudale Lehen waren, die von den römischen Kaisern abhingen und nur den Herzogen von Oesterreich übergeben worden waren. Andere hingen wieder von verschiedenen Fürsten und Prälaten ab, deren Zustimmung ebensowenig wie die des römischen Kaisers eingeholt worden war. Das Kapitel mußte also auf den Besitz dieser Güter wieder verzichten und erhielt von den Herzogen Albrecht und Leopold (Brüder Rudolfs) dafür mit Zustimmung des Kaisers die Maut von Mauthausen.

So wurden die Einkünfte der Propstei derart geschmälert, daß die meisten Chorherren sich genötigt sahen, das Kanonikat zu verlassen und sich um andere Pfründen umzusehen.

Ursprünglich hieß jeder Kleriker Canonicus, weil alle bei einer Kirche angestellten Geistlichen in ein bestimmtes Verzeichnis - Canon oder auch Ordinationsbuch genannt - eingetragen waren. Später wurde diese Benennung nur den an einer Kathedral- oder Kollegiatkirche angestellten gegeben. Man nannte sie auch Kapitulare und das ganze Kollegium Kapitel, weil bei den Versammlungen der Ordensgeistlichen jeden Tag ein Abschnitt (Kapitel) der Ordensregel verlesen wurde.

Um dem Austritt der Kanoniker zu steuern, gestatteten die Herzoge mit Urkunde vom 5. Juli 1367 und mit Willen des ersten Propstes, Johann Mayerhofer, dem Dechant und dem Kapitel, die Seelsorge zu übernehmen und zwar in der Weise, daß der Dechant Chormeister sei und die pfarrlichen Einkünfte beziehe, diese aber an die Mitglieder des Kapitels verteile, welche nun an Stelle der Achter auch die niederen Seelsorgedienste verrichteten. Dieses Pfarrverhältnis dauerte 17 Jahre, bis 1384 die Herzoge die Einkünfte des Kapitels wieder erhöhten und damit der niedere Seelsorgedienst wieder den Achtern überlassen werden konnte.

Schon 1367 hatte Urban V. die von seinem Vorgänger Innocenz VI. den Chorherrn von Stephan erteilte Erlaubnis, einen roten Talar zu tragen, abgestellt, "da diese Kleidung den römischen Kardinälen allein zukomme".

Propst Mayerhofer tat sein Möglichstes für die Besserung der finanziellen Verhältnisse des Kapitels. Er selbst kaufte einen Hof zu Speising und einen Wald zu St. Veit und schenkte beide dem Kapitel mit dem einfachen Bedingnis, einen Jahrtag für ihn zu halten. Mayerhofer wurde 1376 Bischof zu Gurk und starb dort 1402.

Bald flossen dem Kapitel auch größere Einnahmen aus Vermächtnissen zu Gunsten der Pfarrgeistlichkeit zu, Entgelt aus Meß- und Jahrtagsstiftungen, Gelddienste von Häusern u.a.

1376 war Berchtold von Wehning, ein gebürtiger Tiroler, Propst geworden. Früher Pfarrer zu Groß Rußbach und Domherr zu Passau, schlug er sich als Propst in dem Zwist zwischen den Brüdern Leopold IV. und Ernst dem Eisernen auf die Seite Leopolds. Er wird als ein harter, eigenmütziger und ränkesüchtiger Mann geschildert, der als die Triebfeder der oft grausamen Strenge dieses Herzogs galt. Der Makel, der durch die Hinrichtung des Bürgermeisters Vorlauf und der Ratsherren Rockh und Rampers-

torffer (s. Band I, S. 222, 253 und 254) auf die wenig sympathische Erscheinung des Herzogs fällt, trifft vielleicht in noch größerem Maße seinen Ratgeber, Berchtold von Wehing. Unbestreitbare Verdienste hat er sich hingegen um die Wiener Universität erworben, deren Kanzler er war. Er zog die berühmtesten Gelehrten nach Wien und begründete den europäischen Ruf unserer Hochschule. 1381 zum Bischof von Freisingen ernannt, erhielt er 1404 das Erzbistum Salzburg, doch weigerte sich das Kapitel, ihn anzuerkennen. Er starb am 7. September 1410 zu Klosterneuburg an der Pest. Zeit seines Lebens mit dem Domkapitel und der weltlichen Obrigkeit im Streite, wenig geliebt, umsomehr gehaßt, wagten es nur die Magister der Universität, ihm das Grabgeleit zu geben. "Man erzählt sich", daß sein unruhiger Geist noch heute im Klosterneuburger Stift umgehen soll, wo der gefürchtete Mann in der schönen gotischen Freisinger- (auch Wehinger-) Kapelle unter einer roten Marmortumba ruht.

1381 folgt in der Propstwürde Georg von Liechtenstein, Freiherr von Nikolsburg, der 1390 das Bistum Trient erhielt, 1411 Kardinal wurde und 1420 starb. Seinem Nachfolger, Anton Wachinger (1390 bis 1406) rühmt man nach, daß es ihm durch seinen Einfluß bei den Herzogen gelang, die Besoldungen der Lehrer der Hochschule zu regeln und es durchzusetzen, daß diese auch ordnungsgemäß ausgezahlt wurden. Er trug auch viel zur Beilegung des Streites zwischen Herzog Wilhelm und König Sigismund von Ungarn bei. Nach seinem Tode (1406) erhielt Freiherr Wilhelm Thurso (Thuers) von Aspern die Propstwürde von St. Stephan, der vorher Propst von Klosterneuburg gewesen war. Sein Wirken fällt in die Zeit des Hus, dessen Lehre auch den Wiener Boden aufwühlt und die Brandfackel eines unheilvollen Krieges entfacht. 1410 kommt Hieronymus, der nächste Freund und Gesinnungsgenosse des Magisters Hus aus Prag nach Wien. Die Universität trat sogleich gegen ihn auf und Andreas Grippenberg, der

Official des Passauer Bischofs ließ ihn ins Gefängnis werfen. Hieronymus hielt es nicht für angezeigt, hier in Wien den Glaubenshelden zu spielen. Er versprach, seine Lehren abzuschwören und benützte die Gelegenheit zur Flucht. In der Folge wurde einer der Anhänger des Hieronymus, Hanns Giesser, am 9. September 1411 öffentlich verbrannt. Am 30. Mai 1416 erreichte auch Hieronymus sein Schicksal und er fand in Konstanz das gleiche Ende.

Mitten in die hussitischen Nöte fällt das Hochzeitsfest (19. April 1422), das der damals 25jährige Herzog Albrecht V. in Gegenwart des Kaisers Sigismund mit dessen 15jähriger Tochter Elisabeth im Stephansdom feiert, welche Verbindung nach des Kaisers Tode (1437) zur ersten, wenn auch noch nicht länger dauernden Vereinigung der Länder Oesterreich - Ungarn und Böhmen führt.

Unter Thurso erhielt 1430 die Universität die Erlaubnis, in der Stephanskirche das Doktorat zu erteilen (s. S. 265).

Mit festlichem Gepränge feierte Albrecht V. (als Kaiser II.) am 29. April 1438 im Dome seine Wahl zum deutschen Kaiser. Die Bürgerschaft huldigte durch Umzüge zu Roß und Freudenfeuer. Im nächsten Jahr starb Thurso. Er hinterließ zur Haltung eines Jahrtages dem Domkapitel das Dorf Lainz und einen Weingarten mit allem Zugehör. Sein Nachfolger wurde der Kanzler Albrechts, Konrad Z e i d l e r, der nach Albrechts Tode Kanzler des Herzogs Friedrich (als Kaiser III.) war, aber schon 1442 starb. Die Propstei erhielt nun der Herzog A l e x a n d e r von M a s o v i e n, ein Bruder der Mutter Kaiser Friedrichs III.. Gleichzeitig Patriarch von Aquileja, Administrator der Bistümer Trient und Chur, ließ er die Wiener Propstei durch einen Vikar verwalten, starb aber schon 1444. Sein Grabmal befindet sich im Frauenchor (s. S. 247).

Ein Jahr später übergab Friedrich III. die Propstei ungeachtet der Einsprüche der theologischen Fakultät dem erst 14

jährigen Grafen Albert von Schaumburg, der sie wegen seiner Jugend nicht selbst verwalten konnte. Die Geschäfte versah zuerst Johann Polzmacher, Professor und Propst zu Brünn, später der Wiener Domherr Jodokus Hausner.

Dieser einzig dastehende Fall wirft ein merkwürdiges Streiflicht auf die damaligen Zeitumstände und die Vergebung höchster geistlicher Würden. In der Abhandlung "Die Herren und Grafen von Schaunberg" von Dr. Jodocus Stülz (erschienen in Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Band X, S. 14) lesen wir über Albrecht von Schaunberg (Schaumburg):

"Albrecht, der vierte Sohn des Grafen Johann, wurde schon früh für den geistlichen Stand bestimmt und bald auch mit geistlichen Pfründen bedacht. Als er kaum 12 Jahr erreicht hatte, beauftragte Kaiser Friedrich - Zürich 29. September 1442 - den Bischof von Augsburg, den Grafen Albrecht von Schaunberg für die erste im Domstifte zu Regensburg erledigte Pfründe zu präsentieren; schon nach 2 Jahren war er Domherr zu Passau und wurde der Kirchenversammlung in Basel im Jahre 1445 als Propst bei St. Stephan in Wien vorgestellt, welche sofort den Bischof von Passau mit seiner Einweihung beauftragte."

Am 13. Februar ¹⁴⁴⁵ teilt Leonhard, Bischof von ~~Passau~~ Passau, dem Kapitel der Kirche Allerheiligen oder St. Stephan zu Wien eine Bulle des Konzils von Basel (1445, Januar 23) mit, wodurch dem ~~dem~~ 14jährigen Kanonikus von Passau, Albert Grafen von Schaunberg, auf Empfehlung Kaiser Friedrichs die Propstei von St. Stephan verliehen wird und vollzieht als Spezialbevollmächtigter des Konzils die kanonische Einsetzung desselben (Quellen zur Gesch. der Stadt ~~Wien~~ Wien, Abt. I, Band 4).

Stülz schreibt dann weiter: "Im Jahre 1448 bezog Graf Albrecht mit seinen Brüdern Wolfgang und Ludwig die Hochschule in Wien. Nach dem Tode des Bischofs Leonhart von Passau (gest. 24.

Juni 1451) versprach der König Friedrich gegen eine Verschreibung durch den Grafen Johann und seine Söhne von 32.000 Gulden ungarisch in Ducaten (der ewig geldbedürftige Friedrich nahm das Geld, wo er es bekam !), dem zwanzigjährigen Jüngling auf den Stuhl von Passau zu verhelfen. Doch sollte die Verschreibung keine Gültigkeit haben, wenn der junge Graf vor Ablauf von zwei Jahren sterben ~~würde~~ würde. Die Bemühungen des Königs blieben erfolglos; unbeirrt durch die königliche Verwendung wählte das Kapitel den ungleich würdigeren Ulrich von Nußdorf. Als sich nach und nach alle Aussichten auf Erlangung einer hohen und reichlich ausgestatteten Kirchewürde verloren, legte Graf Albrecht die Propstei zu St. Stephan in des Kaisers Hände und trat in den Laienstand zurück im Jahre 1461."

Bezüglich der Art des Rücktrittes und der angezogenen Jahreszahl ist aber Stülz im Irrtum und wird durch die beiden nachangeführten Urkunden widerlegt, die in den Quellen zur Gesch. der Stadt Wien, Abt. 1, Band 4, unter Nr. 1027 und 1028 aufgenommen sind.

Die erste, vom Jahr 1465 besagt: Graf Albrecht von Schaumberg wird durch eine "päpstliche commission umb seiner etlichen leichtfertigkeit willen" von der Dompropstei zu Wien "auf anlangen kaiser Friedrichs als lehensherrn" entsetzt.

Die zweite vom Jahre 1466 besagt: Papst Pius II. ernennt den Dr. Johann Hausner, Chorherrn zu St. Stephan in Wien, zum Verweser der Propstei, bis Kaiser Friedrich III. als Lehensherr "einen rechten Propst presentieren" wird, nachdem Graf Albrecht von Schaumberg "umb seiner ungeschickten weis willen davon entsetzt ward."

Nach Stülz starb Graf Schaumberg (die Schreibweise Schaumberg, Schaumburg bezeichnet er als unrichtig) infolge eines Sturzes mit dem Pferde am 15. Juli 1473 und liegt in Popping begraben.

In der Zwischenzeit hatte Friedrich III. die schon mehrmals angeregte Frage der Errichtung eines Wiener Bistums neuerdings aufgerollt.

Als der Kaiser 1462 in seiner Wiener Burg belagert worden war (s. Band I, S. 114), hatte er für den Fall seiner Befreiung gelobt, eine Romreise zu unternehmen, die dann 1468 auch tatsächlich ausgeführt wurde. Am Weihnachtsabend war er mit 700 Reitern in Rom eingritten, als der letzte deutsche Kaiser, der hier gekrönt wurde. Doch neben dieser rein symbolischen Handlung bewirkte er daselbst nicht nur die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold III., der von da ab an die Stelle des hl. Koloman als Landespatron von Oesterreich trat. Papst Paul II. bewilligte am 18. Jänner 1469 auch die Errichtung eines Bischofssitzes in Wien. Das Original dieser Bulle ist im erzbischöflichen Ordinariatsarchiv aufbewahrt, eine Reproduktion im Diözesanmuseum. Sie lautet in deutscher Uebersetzung:

"Paulus, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, zum ewigen Angedenken. Da wir durch göttliche Fügung auf die Warte der höchsten Würde trotz unserer ungenügenden Verdienste gestellt sind, müssen wir unsere väterliche Sorge auf alle Länder, in denen Christen wohnen, erstrecken, und auf ihre Förderung und Erhöhung bedacht sein, damit sie sich an der Belohnung ihrer Verdienste und löblichen Taten freuen und die übrigen Christgläubigen zur Nachahmung ihrer Tugenden unsomehr angeeifert werden. Wie uns nun glaubwürdige Männer berichten und wie die Tatsachen beweisen und wie es unser in Christo geliebter Sohn Friedrich, der Römische Kaiser, der vor kurzem andachtsvoll zum Besuch der Apostelgräber in diese erhabene Stadt gekommen ist, berichtete, hat die kaiserl. Stadt Wien im Herzogtum Oesterreich, zur Diözese Passau gehörig, durch Gottes Segen eine große Volksmenge und ist mit Gütern aller Art gefüllt. Auch besteht daselbst eine Universität

mit allen Fakultäten und zahlreichen hervorragenden Professoren in der Theologie, im kirchlichen Recht, in der Medizin, in den Naturwissenschaften und den andern freien Künsten, auch mehrere Klöster für Männer und Frauen, dazu andere Gotteshäuser, Hospitäler und fromme Stiftungen, in denen Gott ununterbrochen mit großer Feierlichkeit gedient wird. Das Volk dieser Stadt und die Universität hat unter den übrigen Deutschen sich durch hervorragende Liebe und Treue gegen Gott und die hl. Römische Kirche so ausgezeichnet, daß der Apostolische Stuhl sie dankbar, wie es dem Oberhirten geziemt, schon mit Rücksicht auf die glänzenden Verdienste des Kaisers, mit väterlicher Liebe belohnen und mit einer größeren Auszeichnung erfreuen muß. Deswegen wollen wir den frommen und inständigen Bitten des Kaisers geziemend willfahren, die Verdienste der Stadt und des Volkes gebührend ehren und denselben geistliche und weltliche Ehrentitel verleihen. Da wir weiterhin wiederholt darüber mit unsern ehrwürdigen Brüdern, den Kardinälen der heil. Römischen Kirche Beratungen gepflogen haben, wie es sich bei so wichtiger Sache geziemt, so befreien wir aus den angegebenen und noch andern Gründen zum Lob und zur Verherrlichung des göttlichen Namens, zur Erhöhung des katholischen Glaubens, zur Vermehrung des göttlichen Dienstes und zum Seelenheil der erwähnten Gläubigen die Stadt Wien, ihr Gebiet mit allen einzelnen Klöstern, kirchlichen und frommen Anstalten, mit allen Inwohnern, geistlichen und weltlichen Personen und allen ihren Gütern in diesem Gebiete von jeder Jurisdiktion, von aller Oberhoheit und Unterwerfung unter die Macht unseres ehrwürdigen Bruders, des gegenwärtigen Passauer Bischofs und unserer geliebten Söhne, der Domherren von Passau und ihrer Vikare und Offiziale durch gegenwärtige Bulle mit apostolischer Vollmacht und auf den Rat unserer Brüder. Wir bestätigen diese Befreiung für immer und erheben Wien als einen hervorragenden Ort, der zu dieser Auszeichnung passend und würdig ist, zum

Rang einer Stadt (civitas) und beschließen, daß sie in alle Zukunft den Titel einer Stadt führe. Die Kollegiatkirche dieser Stadt, die Propstei, genannt St. Stephan oder auch Allerheiligen, die unter dem Patronat unserer geliebten Söhne, der Herzoge von Oesterreich steht, an welcher ein Propst, ein Dekan, ein Kantor und ein Kustos als Dignitäten, mehrere Kanonikate, Präbenden, Vikars- und Kaplanstellen sind, die vom Diözesanrecht und jeder Jurisdiktion des Passauer Bischofs frei sein sollen, erheben wir zur bischöflichen Kathedrale mit allen Auszeichnungen und Freiheiten, die der Stadt Wien zukommen, und schmücken sie mit der Ehre und dem Titel bischöflicher Würde. Die Kirche soll auch mit Gottes Hilfe durch unsere und des apostolischen Stuhles Einsicht einen tüchtigen und geeigneten Oberhirten erhalten, der für ihr vorsteht und Nutzen bringen kann. Auch bestimmen wir zu dieser Domkirche das Gebiet von Wien und das des Schlosses von St. Veit mit allen, was zur alten Propstei dazu gehörte, als Diözesangebiet, und befehlen, daß in der jetzt zur Kathedrale erhobenen Kirche alle Dignitäten, Verwaltungsstellen, Kanonikate und Präbenden, Vikars- und Kaplanstellen wie bisher auch ferner mit allen ihren Einkünften bleiben, doch so, daß alle beweglichen und unbeweglichen Güter, die vor der Errichtung des Bistums zu der jetzt erledigten Propstei rechtlich oder gewohnheitsgemäß irgendwie gehörten, zugleich mit dem Schlosse St. Veit bei Wien und mit allen Einkünften und Rechten der alten Propstei für alle Zukunft zum Bistum Wien (zur mensa episcopalis) gehören sollen. Doch soll aus diesen Gütern für den jeweiligen Propst ein entsprechender Teil, von dem er leben kann, ausgeschieden werden, wenn nicht für die Propstei aus andern Einkünften durch den Kaiser Vorsorge getroffen wird, wie er es uns versprochen hat. Außerdem reservieren wir dem Kaiser und seinen Nachfolgern im Herzogtum Oesterreich das Patronatsrecht und das Recht, die geeigneten Personen für die Propstei, das Dekanat, die Kantorei,

die Kustodie, für die Kanonikate, Präbenden, Vikariate und Kaplaneien, und alle andern Benefizien in der Stadt Wien und ihre Diözese dem Wiener Bischof für alle Zukunft zu präsentieren. Nichtsdestoweniger geben wir dem Bischof und dem Kapitel die Vollmacht durch unsere Macht, gute und ehrbare Statuten und Verordnungen zu erlassen, wie sie der Kirche entsprechen, unter Angabe von Strafen und eidlicher Verpflichtung, sie einzuhalten. Diesen unseren apostolischen Verfügungen soll nichts entgegen stehen. Keinem Menschen soll es also gestattet sein, diese Urkunde mit ihren Befreiungen, Bestimmungen, Begrenzungen, Reservationen und Gnadenerweisungen anzufechten und gegen sie aufzutreten. Wer dies unternimmt, der wisse, daß er sich den Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus zuzieht. Gegeben zu Rom bei St. Peter, im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1468 (nach unserer Zeitrechnung 1469) am 18. Jänner, unseres Pontifikates im fünften Jahre."

Trotz dieser Bulle ergaben sich hinsichtlich der Einrichtung des neuen Bistums mannigfache Schwierigkeiten. Der Bischof Ulrich von Passau bemühte sich, dies mit allen Mitteln zu hintertreiben, da er von seiner Machtfülle nichts hergeben wollte und er suchte auch für sich die Universität zu gewinnen. Auch fehlte es an Mitteln, dem Propste und Dekan neue Einkünfte zuzuweisen, weil die bisherigen Einkünfte für das Bistum bestimmt worden waren. Der Widerspruch des Bischofs Ulrich von Passau wurde nicht beachtet und das zweite Hindernis dadurch behoben, daß man dem Propste die Pfarre Perchtoldsdorf, dem Dechant die Pfarre Mödling anwies. Politische Wirren bewirkten eine neue Verzögerung. Unter diesen Umständen zeigte auch der vom Papst Sixtus IV. am 16. September 1471 zum Bischof von Wien ernannte bisherige Bischof von Brixen, Graf L e o von S p a u r keine Neigung, sein neues Bistum anzutreten, wohl insbesondere deshalb, weil ihm dessen Einkünfte zu gering erschienen und er

lieber sein einträglicheres Bistum Brixen behielt. Er hat sich denn auch niemals als Bischof von Wien betätigt oder auch nur eine ihm als solchen zukommende Handlung gesetzt. Nach 1474 verfiel er schließlich in eine unheilbare Geisteskrankheit und starb, kaum 40 Jahre alt, um 1480.

Aber auch die Propstwürde war nach der Absetzung Schaumburgs (abgesehen von der Tätigkeit des Dr. Hausner als Verweser) bis zum Jahre 1477 unbesetzt geblieben, bis sie Johann Peckenschlager übernahm. Sohn eines armen Schmiedes aus Breslau, zog er durch große Gelehrsamkeit und Sprachkenntnis die Aufmerksamkeit des Königs Mathias von Ungarn auf sich, durch dessen Gunst er schließlich die bischöfliche Würde von Gran erhielt, nachdem er zuvor Propst von Fünfkirchen, hernach Bischof zu Erlau und Wardein gewesen war. Er verzichtete auf alle seine Würden und nahm 1477 von Friedrich III. die Propstei in Wien an.

Am 17. September 1480 kam es endlich zur Einführung des Wiener Bistums. Der feierliche Akt der Verkündigung wurde mit einer großen Prozession eingeleitet, an der nebst dem Nuntius und Peckenschlager, der Adel, die gesamte Universität und die Ordensgeistlichen teilnahmen, wobei die Bullen von den Notaren getragen wurden. Nachdem sie durch den Gesandten des heiligen Stuhles, Bischof Alexander von Forli, verkündet worden waren, wurden sie am Adlertore angeschlagen; ein Lobamt beschloß die Feier.

Die Personenfrage wurde einstweilen dadurch gelöst, daß der Kaiser den Dompropst und Kanzler der Wiener Universität, Johann Peckenschlager mit der Administration des Wiener Bistums betraute, während als Dompropst der gelehrte und beredame Thomas Prekokar von Cilli eingesetzt wurde, den Kaiser Friedrich III. zum Lehrer seines Sohnes erwählt hatte.

Noch am gleichen Tage zog sich das Passauer Consistorium

aus der Stadt nach Heiligenstadt zurück. An dessen Stelle wurde ein Diözesangericht bestellt, als dessen erster Offizial der Domherr Leopold Prantz fungierte.

Der territoriale Umfang des neu geschaffenen Bistums war anfangs freilich noch klein. Es umfaßte nur die innere Stadt und außerhalb derselben die Pfarren St. Veit, Penzing, Ottakring, Hernals, Währing, Döbling, Dornbach, Atzgersdorf, Brunn, Biedermansdorf, Unter Lanzendorf, Ober Laa, Simmering und Schwechat.

Peckenschlager führte die provisorische Verwaltung des Wiener Bistums bis 1482, dann übergab^{er} es an B e r n h a r d von R o h r , der schon am 20. Dezember 1481 vom Papst Innocenz als Bischof von Wien bestätigt worden war. Aus einem erst im 19. Jahrhundert ausgestorbenen Geschlecht stammend, war Bernhard von Rohr in seiner Jugend in das Kloster der regulierten Chorherren des hl. Augustin zu St. Pölten eingetreten, wurde dann Domherr von Salzburg und schließlich Erzbischof daselbst. Als ihm Friedrich III. das Wiener Bistum antrug, resignierte er auf das Erzbistum Salzburg, übergab dieses Peckenschlager und übernahm das Wiener Bistum.

Bernhard von Rohr konnte sich nicht lange seines neuen Bistums erfreuen. Vor der Besetzung Wiens durch Mathias Corvinus (1485), der ihm nicht günstig gesinnt war, mußte er fliehen. Er zog sich nach Tittmoning im Salzburgischen zurück, wo er am 21. März 1487 starb. Sein Leichnam ruht in der Domkirche von Salzburg.

König Mathias von Ungarn hatte am 1. Juni 1485 über die steinerne Brücke vor dem ~~Sehettentor~~ Stubentor seinen Einzug in die Stadt gehalten. Im Stephansdom hielt Dr. Nikolaus von Kreuznach eine lateinische Begrüßungsrede, in der er des Königs Gemahlin Beatrix, einer hochgebildeten Italienerin, den Schutz der Universität empfahl. Der Ungarkönig war allerdings der Universität nicht hold und sperrte ihr die Einkünfte, weil sie als

geistliche Anstalt den Eid der Treue verweigerte.

Nachdem der bischöfliche Stuhl von Wien ein Jahr unerledigt geblieben war, brachte Mathias einen seiner Lieblinge, den Urban D o c z i auf denselben, der vorher die Bistümer Sirmian, Wardein, Raab und Erlau verwaltet hatte.

Doch Mathias Herrschaft dauerte nicht ewig, wenn man auch damals geglaubt hatte, daß Wien für immer ungarisch bleiben und dem mitteleuropäischen Kulturkreis verloren sein werde. Mathias selbst sieht schon 1489, daß er die Stadt auf die Dauer nicht halten kann. Die eingeleiteten Verhandlungen scheitern an der ungeheuren Forderung des Ungarkönigs. Noch zu Neujahr 1490 sucht Mathias den Wienern durch prunkvolle Schauspiele großartiger Turniere zu imponieren, aber er ist schon sehr kränklich. Am Ostersonntag trifft ihn ein Gehirnschlag, unmittelbar nachdem er den Stephansdom verlassen hat; er stirbt am 6. April in der Burg. Am 29. August konnte Maximilian in Wien einziehen.

Doczi mußte seiner Würde als Bischof von Wien entsagen und Maximilian bestellt zur vorübergehenden Verwaltung des Bistums den Sekkauer Bischof Mathias Schait, bis er es dem Syrmier Johann V i t e z übergeben kann, der sein bisheriges Bistum Veszprim beibehält und dieses übrigens höher einzuschätzen schien als das Wiener.

Mittlerweile war der alte Kaiser Friedrich im August 1493 auf seiner Burg in Linz gestorben und wenige Tage später findet dessen höchst prunkvolle Leichenfeier (s.S. 289) im Dom zu Wien statt.

Die ersten Wiener Bischöfe scheinen die Freiheiten und Privilegien des Kapitels angefochten zu haben, denn dieses fand sich veranlaßt, sich deswegen an den Heiligen Stuhl zu wenden. Papst Alexander VI. bestätigte mit Bulle vom 18. April 1499 alle Freiheiten und Privilegien, die seine Vorgänger dem Kapitel verliehen hatten. Doch war damit der Zwist nicht zu Ende und

zog sich bis ins 18. Jahrhundert fort, da das Domkapitel der Meinung war, daß die Errichtung des Bistums an der direkten Unterstellung des ~~Bistums~~ Kapitels unter den Heiligen Stuhl nichts geändert habe und es sich nur dazu verstehen wollte, unbeschadet seiner Privilegien dem Bischöfe den gebührenden Gehorsam zu bezeigen.

Der Bischof stellte dem entgegen, daß das Kapitel nach Errichtung des Bistums unter der Jurisdiktion desjenigen bleibe, der an die Stelle des Propstes getreten sei und das ist der Bischof.

Vitez war bis zu seinem Tode (1499) in der Verwaltung beider Bistümer verblieben. Ihm folgte in der Bischofswürde der durch Gelehrsamkeit, Tugend und alten Adel ausgezeichnete Bernhard von P o l h a i m b und W a r t e n b u r g.

Er war Dr. der Rechte, 1478 Rektor der Universität zu Padua gewesen, dann Domherr zu Passau, Pfarrer zu Traunkirchen, 1499 Propst zu St. Margarethen von Dömes (Graner Komitat) in Ungarn. Da er keine höheren Weihen genommen hatte, bestätigte ihn Papst Alexander nur als Administrator des Bistums. Er starb am 13. Jänner 1504 und wurde in der Pollhaimbschen Gruft zu Wels bei den Minoriten begraben.

Hierauf verwaltete das Bistum eine Zeit lang der Bischof von Raab, F r a n z B a k a c s . Nach dessen 1509 erfolgten Tode blieb es durch vier Jahre ohne ernanntem Oberhaupt.

In dieser bedeutungsvollen Zeit, in der die Vorwehen der Reformation sich auch schon in Wien stark fühlbar machten, wurde das Bistum 1513 an G e o r g S l a t k o n i a aus Laibach übertragen, der mit Einwilligung des Papstes Leo X. sein bisheriges Bistum Biber, die Propstei zu St. Niklas in Rudolfswerd und die Pfarre in St. Martin in Marautsch beibehalten durfte.

In die Zeit seiner Amtsführung fallen zwei große Feierlichkeiten bei St. Stephan. Noch im gleichen Jahre, in dem Slatko-

nia die hohe geistliche Würde übernommen hatte, konnte endlich der 20 Jahre vorher verstorbene Kaiser Friedrich in dem eben fertig gestellten, prächtigen Marmorgrabe, das er sich selbst hatte bauen lassen, beigesetzt werden, nachdem er bis dahin eine nur provisorische Ruhestätte in der Herzogsgruft gefunden hatte.

Geschichtlich denkwürdig ist aber die Doppelhochzeit zwischen den Enkeln des Kaisers Maximilian und den Kindern Wladislaws von Ungarn am 22. Juli 1515 (s. Abb. 115, S. 278), wozu die Bischof Slatkonja im Stephansdome einsegnete. Nach Beendigung der Feier wurden mehr als 200 Jünglinge vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen.

Slatkonja war einer jener Regenten, die Maximilian auf seinem Sterbebette in Wels (19. Jänner 1519) bis zur Ankunft seines Nachfolgers in Oesterreich eingesetzt hatte, die aber nur zu bald von den Anhängern des Michael von Eyzing verdrängt wurden. Der Leichnam Maximilians, der auf dem Donauweg nach Wien gebracht worden war, lag im Dom bei St. Stephan am 28. Jänner 1519 aufgebahrt, am gleichen Tage, für welchen wegen der ungeordneten Verhältnisse nach dem Tode des Monarchen von der Regierung ein Landtag einberufen worden war.

Am nächsten Tage führte man den toten Kaiser nach Wiener Neustadt, wo er unter dem Hochaltar der St. Georgs (Burg-) Kirche seine letzte Ruhestätte fand.

Als Karl V. zum Kaiser gewählt worden war, ließ Slatkonja den Stephansturm eine ganze Nacht beleuchten.

Slatkonja wird als ein sanfter, uneigennütziger und freigebiger Mensch geschildert, der von allen geliebt wurde, die mit ihm in Berührung kamen. Von hoher Bildung und einem persönlich untadelhaften Charakter, war er auch ein großer Freund der Wissenschaften und Künste. Selbst ein hervorragender Musiker und reger Förderer der Musik, hat er sich um diese wie um die

Heranbildung einzelner Musiker große Verdienste erworben. Er war auch Kapellmeister der von Kaiser Maximilian I. 1496 gegründeten Hofmusikkapelle. Daß er nebstbei auch noch Dichter und Schriftsteller, sowie ein besonderer Liebhaber der Malerei war, zeigt von einer ganz erstaunlichen Vielseitigkeit.

Hingegen kann ihm der Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit gegenüber ^{der} reformatorischen Bewegung nicht erspart bleiben. Das ihm in dieser Hinsicht ausgestellte Zeugnis bezeichnet ihn als unschlüssigen, zaghaften Charakter, der sich in entschiedenen Fragen sogar passiv verhielt. So stand er den Wiener Reformatoren ziemlich untätig gegenüber und als er im April 1522 starb, hatten die Lutherschen Lehren in Wien ganz bedeutend an Boden gewonnen. Friedrich Walter ("Wien", 1. Band, S. 254) sagt von ihm: "Ein schwacher Fürst der Kirche, aber ein großer Musikant, hat er durch klugen Aufbau, sichere Führung und umsichtige Gewinnung immer besserer Kräfte die Hofkapelle nicht nur zum musikalischen Mittelpunkt der Stadt, sondern zu einem sprudelnden Quell schöpferischer Befruchtung gemacht, zu einem Quell, der dank der Fürsorge des Kaisers und seiner Nachfolger nie mehr versiegen sollte".

"Die maximilianische Hofkapelle bot dem Wiener Musikleben jene feste, gesunde und dauerbare Grundlage, die diesem Wien den unerhörten Aufstieg zur Stadt der Musik schlechthin überhaupt erst ermöglichte."

Slatkonias ist der erste Wiener Bischof, der im Stephansdom begraben wurde. Er fand seine Ruhestätte im Frauenchor, neben dem von ihm gestifteten St. Briccius- (späteren Antonius-) Altar, der nicht mehr besteht. Das Grabmal (Abb. 102, S. 248) hatte er sich schon bei Lebzeiten herstellen lassen.

Bei Slatkonias Tode übergang Erzherzog Ferdinand den von Karl V. ausersehenen Nachfolger, den Propst von Löwen, Konrad Renner, der schon zwei Jahre vorher dem alten Bischof beigegeben

worden war, weil dieser damals den Geschäften schon nicht mehr recht nachkommen konnte. Ferdinand wünschte zweifellos einen verlässlichen tüchtigen Mann, den er glaubte in der Person seines Kanzlers, des Bischofs Petrus Bonomo von Triest gefunden zu haben. B o n o m o war schon unter Ferdinands Urgroßvater und Großvater (Friedrich III. und Maximilian I.) Sekretär gewesen. Ueberdies war er Pfarrer ~~zu Hadersberg~~ von Wippach im Küstenlande, Propst von Straßburg in Kärnten, Pfarrer von Ulersberg in Bayern und Domherr zu Triest, wo er seit dem 5. April 1502 als Bischof wirkte. Als Kanzler Ferdinands und Präsident des Hofrates in Niederösterreich präsiidierte er im Juli 1522 den Gerichtshof in Wiener Neustadt, dessen grausames Urteil gegen die "Wiener Rebellen", die für die Rechte und Freiheiten der Stadt kämpften und stritten (s. Band I, S. 369), als "Blutgericht" in die Geschichte einging.

Am 27. Februar 1523 betraute Ferdinand Bonomo mit der Administration des Wiener Bistums. Er konnte es aber beim Papst Hadrian^{VI.} nicht durchsetzen, daß Bonomo beide Bistümer (Triest und Wien) behalten durfte, weshalb der Bischof um Enthebung von der Sorge um das Wiener Bistum bat, da ihm das Triester mehr am Herzen lag. Ferdinand gewährte ihm am 29. November die Bitte und Bonomo kehrte in sein bisheriges Bistum Triest zurück. Er hat übrigens keinen einzigen Akt bischöflicher Gewalt in Wien gesetzt und ist demgemäß eigentlich auch nicht unter die Wiener Bischöfe zu zählen. Daher fehlt auch seine Büste auf dem Chorgestühl des Kapitels bei St. Stephan. Bonomo starb, 88 Jahre alt, am 5. Juli 1546 in Triest.

Dr. Ernst Tomek (5. Band der Gesch. der Stadt Wien, herausgegeben vom Wiener Altertums-Verein, Abschnitt "das kirchl. Leben und die Caritas") ist der Meinung, daß die Leitung der kleinen Diözese während dieser Zeit in den Händen des Offiziels Ulrich Kaufmann und seines Viceoffiziels Johann Aister gelegen

sein mußte. *Sonntagen vor dem Bisessore von St. Stephan*

Am 4. Oktober 1523 ernannte König Ferdinand seinen Beichtvater, den Wiener Domdechanten J o h a n n von R e v e l l i s zum Bischof und erwirkte für ihn auch die päpstliche Bestätigung. Die Finanzlage des Wiener Bistums war damals recht schlecht, so daß Revellis bald in Schulden kam, seine eigenen Kleinodien verkaufen mußte, Kelche und andere Wertsachen, die dem Bistum gehörten, an den Bischof von Wiener Neustadt verpfändete. Sein Tafelgeschirr bestand nur mehr aus Zinn, Kupfer und Glas, so daß er nicht einmal die Reformkommission zu sich laden konnte. Seine Neffen Balduin und J o h a n n von Revellis klagten nach seinem Tode auf Bezahlung ihrer Forderung. Der erste hatte die Zinsen für den Onkel bezahlt und ihn und sein Personal während der Türkenbelagerung 1529 mit Fleisch versorgt. Die Schuld an die beiden Neffen betrug 546 Gulden und 12 Dreiling Wein. Umsomehr ist es anzuerkennen, daß der so bedrängte Bischof mit einem zu jener Zeit seltenen Eifer die Häresie bekämpfte.

Revellis schritt mit aller Strenge gegen jede häretische Regung auf der Kanzel ein. Der Geistliche Eckenberger, ein Angehöriger der Universität, wurde abgesetzt, Pfarrer Peregrin nach geleistetem Widerruf ausgewiesen. Die gleiche Strafe traf auch den Prediger Johann Vaesek (oder Voysler) bei St. Stephan. Johann Rosinus, der gleichfalls in Untersuchung gezogen worden war, wußte sich zu rechtfertigen; er liegt im Dom zu St. Stephan begraben (s.S. 247). *übrigen Anhänger*

Bemerkenswerter als die Verurteilungen und Verfolgungen häretischer Prediger ist das erste Opfer aus dem Laienstande, der Wiener Bürger Kaspar Tauber. Er war ein reicher Kaufmann, der viel lutherische Bücher besaß und selbst eine Schrift gegen die Kirche verfaßt haben soll (über die jedoch nichts weiter bekannt ist). Tauber erwies sich als der erste widerspenstige Ketzer. Das Urteil bestimmte, daß er auf drei aufeinanderfol-

genden ~~Tagen~~ Sonntagen vor dem Riesentore von St. Stephan widerrufen, hierauf ein Jahr Gefängnis und eine Geldstrafe erleiden und vorbehaltlich der Begnadigung des Erzherzogs aus den österreichischen Ländern verwiesen werden soll. Tauber nahm zuerst das ^Urteil an und sollte zum erstenmale am Tage Maria Geburt (8. September) den Widerruf leisten. Statt dessen wagte er es, statt abzuschwören, die Bibelrichtigkeit seines Glaubens zu erweisen. Damit hatte er sein Leben verwirkt. Als verstockter Sünder wurde er dem weltlichen Gericht übergeben, das ihn am 10. September zum Tode verurteilte; am 17. September 1524 wurde er auf dem ^Gries vor dem Stubentor verbrannt.

Die Strenge, mit der man gegen Tauber verfuhr lag nicht so sehr in der Besonderheit der rein religiösen Thesen, sondern darin, daß in seiner Lehrmeinung auch wiedertäuferische Elemente enthalten waren. Die Ereignisse in Vorderösterreich und der Bauernkrieg hatten nachdrücklich auf die Staatsgefährlichkeit dieser Sekte aufmerksam gemacht, welche mehr oder weniger unverblümt die Obrigkeit verwarf und kommunistischen Ideen huldigte.

Das eingesetzte Ketzengericht verfuhr mit gleicher Härte gegen Dr. Balthasar ~~Hubmaier~~ Hubmaier. Am 10. März 1528 erlebten die Wiener abermals das traurige Schauspiel einer Ketzerverbrennung; drei Tage danach wurde Hubmaiers Gattin in der Donau ertränkt, und am 24. März erlitten noch zwei seiner Gefolgsleute, ein Schuster und ein Bauer aus Penzing, das ein Hauptsitz der Wiedertäufer war, den Tod. Die übrigen Anhänger Hubmaiers schwuren ab. Damit war die Wiedertäufererei in Wien, - von einem ganz kurzen Zwischenspiel im Jahre 1535 abgesehen, - für immer erledigt.

Mittlerweile war die lange vernachlässigte Türkengefahr in bedrohliche Nähe gerückt und pochte an die Tore der Stadt. Luther und die dem Luthertum ergebenen Fürsten betrachteten des Kaisers ^Begehren, ihm gegen die Türken ausgiebig zu helfen, als ein auch ihnen gefährliches Mittel, den Kaiser und sein Haus

groß zu machen, die Fürsten aber und das Luthertum nicht aufkommen zu lassen. Daher Luthers Wort: "Lieber türkisch als ~~papistisch~~ papistisch!" Er schrieb ja auch einmal: "Wider die Türken streiten ist ebenso viel als Gott widerstreben, der mit solchen Ruten unsere Sünden heimsucht!"

Der Reichstag zu Speyer machte Schwierigkeiten und die evangelischen Stände protestierten gegen die religiösen Beschlüsse des Kaisers, daher sie von da an "Protestanten" heißen. Sie verlangten volle Religionsfreiheit und gewährten nur zögernd die Reichshilfe. Als diese sich doch in Bewegung setzte, wurde sie durch den Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich so langsam dirigiert, daß sie nicht mehr zur Entscheidung beitrug. Die heldenhaften Verteidiger Wiens (darunter deutsche und böhmische Reichsvölker, Landsknechte und Spanier), die fünf große Stürme abgeschlagen hatten, deren Tapferkeit und Mut auch dann nicht erlahmte, als große Teile der Stadtmauern in Schutt zusammenstürzten, sowie auch Umstände, die auf Seiten der Türken selbst lagen (Meuterei, riesige Verluste an Menschen, Proviantmangel, ungünstige, naßkalte Witterung, u.a.m.) zwangen schließlich den Sultan, die Belagerung aufzuheben und abzuziehen, zu welchem Entschlusse ihn freilich auch das Herannahen des Entsatzheeres drängte.

Nach dem Abzug der Türken hielt Revellis das Hochamt im Stephansdom, dem alle Generale und die Bürger Wiens beiwohnten.

Schon im folgenden Jahre starb Revellis. Ferdinand I. ernannte nun Johann Faber, von Leutkirch aus Schwaben gebürtig, zum Bischof, dessen außerordentlich verdienstvolles Wirken im Türkenjahre er damit dankbar anerkannte.

Faber hieß mit seinem bürgerlichen Namen Heigerlein; als Humanist und Gelehrter war er aber ausschließlich unter dem Namen Faber oder Fabri bekannt, den er als Sohn eines Schmiedes angenommen hatte. 1478 geboren, war er anfänglich selbst der

neuen Glaubensbewegung zugeneigt, fühlte sich aber immer mehr von den Reformatoren abgestoßen. Schon als Domherr und Official in Basel entfaltete er solchen Eifer, daß er 1517 in Rom von Papst Leo X. zum Protonotar und heimgekehrt, von Bischof Hugo von Konstanz zum Generalvikar ernannt wurde. Seine literarischen Kämpfe und Disputationen mit Luther, Zwingli und anderen Neuern verliehen ihm in den Augen Ferdinands solches Ansehen, daß er ihn als Beichtvater, Hofprediger und Berater an seine Seite zog. So kam Faber 1522 nach Wien, wo der unermüdlich tätige Mann gegen jede Art von Glaubenserneuerung durch Wort und Schrift arbeitete. Er war einer der eifrigsten Kanzelredner, zeigte aber auch großes staatsmännisches Talent, so daß ihn Ferdinand mit Erfolg zu diplomatischen Missionen verwendete. Er wurde 1529 auf den Reichstag zu Speyer, 1530 auf jenen zu Augsburg entsendet und in kaiserlichen Geschäften sogar nach England geschickt.

Nicht nur durch sein hervorragendes Rednertalent, sondern auch durch seine Geschicklichkeit tat er den Protestanten großen Abbruch und bekehrte viele zur katholischen Religion. Berühmt ist sein schon im Jahre 1523 erschienener Ketzzerhammer. Dennoch war die Zahl der Protestanten in Wien in ständigem Ansteigen. Dem Landesherrn und seiner Regierung gelang es nicht, das einzudämmen. Vor allem fehlte es an Klerikern von geistiger Ueberlegenheit und sittlicher Größe, die imstande gewesen wären, die ihnen zur Verfügung stehende Unterstützung des Staates zuerst zur Erneuerung des kirchlichen Lebens und dann zur Rückgewinnung verlorenener Schäflein zu nützen. In Faber, der ein tatkräftiger Seelenhirt und glaubenseifriger Prediger war, glaubte nun Ferdinand den richtigen Mann gefunden zu haben, der dieser schwierigen Aufgabe gewachsen war. Aber auch er vermochte dem Verfall der Kirche nicht zu steuern. Er hatte es allerdings auch besonders schwer. Die Schulden, die ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, wirkten sich als großes Hemmnis in sei-

ner Arbeit aus. Die Belagerung hatte den kirchlichen Besitz zum Teil recht arg mitgenommen und die Einziehung der Kleinodien und die Türkensteuern den Säckel auch der Stifte und Klöster um einiges leichter gemacht, aber unverdrossen arbeitete Faber an der Wiederherstellung der zerstörten Verhältnisse, baute Verwüstetes wieder auf und half aus eigener Tasche überall nach, wo er nur konnte. Er war auch sehr bemüht, tüchtige Priester zu bekommen und opferte sein Letztes, um nur den Unterhalt der für die äußern Pfarreien bestimmten Priester bestreiten zu können. Eine Schwäche hatte er freilich, die seine Arbeitskraft unnötiger Weise zersplitterte. Kampfgeohnt und kampfgewöhnt, war er ein etwas streitlustiger Herr, der durch die scharfe Betonung und den Versuch der Ausweitung seines Jurisdiktionsbereiches mit Stadtrat und Universität und schließlich auch mit seinem eigenen Domkapitel in langjährige Auseinandersetzungen geriet.

Mittlerweile aber machte der Glaubensabfall weiter Fortschritte, Auch der Druck der landesfürstlichen Behörden, die Faber damit zu Hilfe kamen, versagte. Da versuchte man die der Kirche entgleitenden Seelen durch eine erstaunliche Annäherung an den evangelischen Standpunkt zurückzugewinnen und spendete, wie dies für 1535 ~~bezeugt ist~~ bei St. Stephan bezeugt ist, das Abendmahl unter beiden Gestalten, - ohne daß dies aber den gewünschten Erfolg gebracht hätte.

Dennoch waren die Leistungen Fabers gewaltig. Seine Werke sind noch heute die besten Zeugnisse für seine Schaffenskraft. Der Fleiß und die Belesenheit eines Humanisten vereinigen sich hier mit der Glaubenstreue und der Begeisterung eines gelehrten Theologen" (Tomek, "das kirchl. Leben und die christl. Caritas").

Die meisten Schriften ließ der Bischof auf seine eigene Kosten drucken und die Predigten unter die Pfarrer verteilen. Auf seine eigene Bibliothek verwendete Fabri gleichfalls viel

Geld; er kaufte u.a. die kostbare Bibliothek Cuspinians (636 Bücher) und die Brassicans (1324 Werke), so daß die Bibliothek bei seinem Tode 3800 Werke zählte. Er vermachte sie in seinem Testamente den Studenten bei St. Niklas; später wurde sie der kaiserlichen Hofbibliothek einverleibt.

Faber war es gelungen, den ausgezeichneten Nausea für Wien zu gewinnen und sich ~~ihm~~ in ihm selbst seinen Nachfolger heranzuziehen.

Interessant mag sein, daß während Fabers Zeit sich am 4. Mai 1533 ein großer Bienenschwarm in die Stephanskirche verflog und dort jedenfalls eine große Störung verursacht haben dürfte, da demjenigen, der ihn auf "zweimal zu fangen wagte", eine Belohnung von zwei Schilling zugesprochen wurde.

Faber starb nach "herkulischer" Arbeit 1541 zu Baden und wurde im Stephansdom (s.S. 226) begraben. Die Grabschrift bezeichnet ihn als "einen großen Feind der Irrlehren, einen eifrigen Verkünder des Evangeliums".

Nach ihm ist im 16. Gemeindebezirk die Heigerleingasse, im 18. Bezirk der Bischof Faberplatz benannt.

Nach Fabers Tode konnte Friedrich Nausea unmittelbar in die bischöflichen Rechte eintreten.

Sohn eines Wagners, Hans Grau (daher der latinisierte Name Nausea), zu Weissenfeld in Oberfranken 1496 geboren, mußte er sich seinen Weg selbst bahnen. Er kam 1514 als Erzieher des Paul von Schwarzenberg auf die Universität nach Leipzig, dann nach Pavia, wo er von den humanistischen Studien zur Philosophie und Theologie emporstieg und Dr. juris wurde (1523). Als Sekretär des Kardinals Laurenz Campeggi kam er wieder in die deutsche Heimat und zwar zum Reichstag nach Nürnberg, unterhandelt mit Melanchthon und arbeitet freimütige Vorschläge zur Abstellung der Mißbräuche aus.

Dann erhielt er die Pfarre St. Bartholomäus in Frankfurt,

bald darauf (1526) die Dompredigerstelle zu Mainz, von wo aus er eine umfassende literarische Tätigkeit entfaltete. Auf Fabris Vermittlung hin wurde er Hofprediger. So kam Nausea im Winter 1534/35 nach Wien.

Nausea hatte wohl von seinem Vorgänger den Hausrat und die sonstige Habe geerbt, aber auch dessen Schulden. Die Einkünfte des Bistums waren recht bescheiden und eine Bittschrift Nauseas aus dem Jahre 1541 gibt hierüber interessanten Aufschluß. Dort heißt es: Er selbst sei "gar nit bey gelt", denn er habe für die Erzeugnuss viell schenner, hoch nottürfftiger Puecher, für seine Reisen mit dem Hof sich ganntz und gar entplöst, von seiner kleinfügigen Besoldung als Hofprediger und Rat habe er noch eine ansehnliche Summe aussenstehen, für seine Pfarre Mistelbach sei er noch eine tapfere Suma Landsteuer schuldig, außerdem brauche er Geld für die Installation, er könne aber weder bey Christen noch Juden weder auf Porg noch Phandt gelt aufpringen."

Ein glänzender Ruf war ihm voraus geeilt. Sein persönlicher Wandel war derart, daß selbst die alles begeisternde Satire der Zeit sich nicht an ihn heranwagte. Sein bischöflicher Hof war mustergültig; er half überall, wo er konnte. Lebendiger Glaube und Eifer für die katholische Sache sprachen aus jeder Zeile seiner Schriften und Treue zu Kaiser und Reich aus seinem Handeln; doch scheute er sich nicht, ein freimütiges Wort zu sprechen. Er war in der Glaubenssache zum Ausgleich und zum Frieden geneigt. Er konnte aber nicht alle seine Pläne durchführen, denn, - so sagte er, - hier habe ein wenig der Bischof von Wien zu befehlen, ein wenig der von Passau, ein wenig die Universität, ein wenig die theologische Fakultät, ein wenig der Bürgermeister, ein wenig die Geistlichkeit, ein wenig die Klöster. Vergebens suchte er Einfluß auf die Schulen zu gewinnen und auf die Erziehung des Klerus. Aber von 600 Studenten, die damals die Universität besuchten, wollte keiner mehr Priester werden.

Auch der Zustand des Kapitels scheint zu dieser Zeit kein erfreulicher gewesen zu sein, denn aus einer Urkunde Nauseas ist zu entnehmen, daß die Canonici mit ihren Kaplänen ganz und gar die bischöfliche Jurisdiktion verwerfen, den Chor vernachlässigen und dem Hochamte außer an hohen Festtagen nur selten beiwohnen, wobei sie sich damit entschuldigen, daß sie schlechte Einkünfte haben und andere Pfründen in und außer Wien zu versehen genötigt seien.

Vergeblich schienen auch alle Anstrengungen auf Wiedererweckung des alten Geistes katholischer Frömmigkeit im Volke. Dessen Ehrfurcht vor dem Heiligtum hatte bedeutend abgenommen; die Prozessionen mußten vielfach wegen Gefahr der Verunehrung oder wegen Verhöhnung der Priester eingestellt werden. Der Dom war zum Leidwesen Nauseas eine Wandelhalle für müßige Schwätzer und Kaufleute geworden, die hier ihre Geschäfte abwickelten. Die katholischen Kirchen und Klöster verödeten immer mehr. Die Pfarre St. Stephan zählte unter Nausea nur noch vier Kurpriester; von 13 bischöflichen Pfarren hatten 10 keinen Pfarrer; die Minoriten waren von 50 auf sechs, die Dominikaner von 86 auf 10 und die Schotten von 30 auf 15 Brüder herabgesunken. Und diese zusammengeschrumpften Konvente waren in ihrem sittlichen Verhalten alles andere als beispielgebend.

Trotz allem besaß die Stadt aber noch immer tüchtige Prediger, auf die sich Nausea stützen konnte und die auch Einfluß auf das Volk gewannen. Zur Abhaltung von Kontroverspredigten wurde auf dem Stephansfreithof gegenüber der Capistrankanzel eine eigens für diesen Zweck bestimmte Kanzel errichtet (s. S. 117).

Schon 1543 hatte Nausea einen katholischen Katechismus herausgegeben, der sehr entgegenkommend für die Protestanten war. Er trat ein für die gestattung der Eienkommunion, für die Gestattung des Kelches und für die Aufhebung der gezwunge-

nen Ehelosigkeit der Priester. Für dieses Programm wirkte Nausea auch auf dem Konzil zu Trient, das seit 1545 tagte. Dort holte er sich auch den Todeskeim. Er erlag dem Trienter Fieber, das seinen durch viele Arbeit und ein Steinleiden erschöpften Körper schüttelte; am 6. Februar 1552 starb er.

Die Leichenfeier fand unter Teilnahme der Konzilsväter im Dom von Trient statt; der Leichnam wurde auf dem Wasserweg (von Hall i.T. an) nach Wien gebracht und bei St. Stephan vor dem Markusaltar beigesetzt. Da die armen Verwandten Nauseas kein Grabmal errichten konnten und die Spenden entweder nicht reichten oder anders verwendet wurden, ließ Anton von Müglitz 1560 an dem Pfeiler beim Katharinenaltar ein Gemälde anbringen, das Ogesser 1779 noch sah, das aber heute nicht mehr vorhanden ist.

Ein halbes Jahr vor Nauseas Tode wurde noch eine besonders für die Jetztzeit interessante Judenverordnung erlassen: Am 1. August 1551 verbietet König Ferdinand I. den Juden neuerdings, sich anders als mit dem Judenzeichen, einem kreisrunden gelben Fleck aus Stoff auf der linken Seite der Brust, in Städten, Märkten und Dörfern sehen zu lassen, und bedroht sie im ersten und zweiten Uebertretungsfalle mit der Confiscation alles dessen, was sie bei und an sich tragen, wovon die eine Hälfte dem Anzeiger und die andere Hälfte dem Gerichte zufallen soll, im dritten Falle aber außerdem mit der Ausweisung aus allen österreichischen Ländern. (Quellen zur Gesch. der Stadt Wien, Abt.I, Band 2, Nr. 1429).

Der Vorwurf, daß Nausea über seinem Studium die bischöflichen Pflichten versäumt hätte, und der von mancher Seite erhoben wird, ist gewiß ungerecht. Seine literarische Tätigkeit war allerdings ungemein fruchtbar und vielseitig; er schrieb auch über Rechtskunde, Naturlehre, Redekunst u.a. Seine Werke wurden in den bedeutendsten Städten Europas verlegt und nach seinem

Tode wurden von seinem Geheimschreiber auch seine Briefe gesammelt und zu Basel gedruckt. Seine Darstellungsweise verrät den humanistisch gebildeten Theologen. Die in 10 Büchern gesammelten Briefe an Nausea sind Zeugnisse von seinem Verkehr mit den bedeutendsten Männern des Abendlandes seiner Zeit.

Der durch seinen Tod freigewordene bischöfliche Stuhl wurde Christoph Wertwein übertragen, der infolge seiner früheren Stellung als Erzieher des königlichen Prinzen und als Beichtvater Ferdinands großen Einfluß genoß. Doch auch er war in seinem Reformeifer gehemmt, da ihm die Aufgabe gestellt worden war, die Schulden seines Vorgängers zu decken, was unter den gegebenen Umständen ziemlich aussichtslos schien.

Der neu ernannte Bischof kam indessen gar nicht dazu, sich auf seinem Posten zu betätigen, denn nach einem Sturz vom Pferde im April 1553 starb er am 20. Mai, erst 41 Jahre alt.

König Ferdinand war noch zu Wertweins Lebzeiten zur Einsicht gekommen, daß von ihren eigenen Häuptern eine Reform der alten Kirche nicht ausgehen konnte. Er hatte sich daher bereits 1551 an den Gründer des Jesuitenordens, Ignaz von Loyola, gewendet, ihm aus den Reihen der Väter seiner in den knappen ~~zehn~~ zehn Jahren ihres Bestandes zu hohem Ansehen gelangten Gesellschaft Jesu Helfer für sein Rekatholisierungswerk zu stellen. Zweck und Ziel dieser römisch spanischen Kampftruppe, — die Ausrottung des Luthertums, — sind im 2. Band, S. 299 — 302 hinlänglich berührt worden. Loyola entsprach also nur zu gerne dieser Bitte. Sozusagen als Quartiermacher und Vorhut schickte er P. Claudius Jajus mit dem Magister Petrus Schorich nach Wien, die hier am 5. April 1551 eintrafen; am 31. Mai folgten elf weitere Mitglieder des Ordens und bis Dezember 1551 hatte sich die Zahl der Ordensmitglieder auf 22 erhöht, die ungeachtet der sprachlichen Schwierigkeiten sofort eine eifervolle Tätigkeit in Unterricht, Predigt und Seelenführung begannen.

Um dem Hemmnis der Sprachschwierigkeiten zu begegnen, erbat sich König Ferdinand zwei deutsche Ordensmitglieder von hervorragendem Rufe, die beiden Ingolstädter Professoren Petrus Canisius und Nikolaus Goudanus, die Loyola auch bereitwillig beistellte. Sie trafen am 9. März 1552 in Wien ein.

Der unerwartet frühe Tod des Bischofs Christoph Wertwein, der in diese Aufbauarbeit fiel und zu einer längeren Vakanz des Wiener Bistums führte, erleichterte es ihnen wesentlich, nicht gehemmt durch die sonst kaum vermeidlichen Zuständigkeitsstreitigkeiten mit dem Bischof, ihre Ziele zu verfolgen. Ferdinand glaubte in Canisius den Mann gefunden zu haben, der sich des verwaisten Bistums annehmen werde. Dieser aber zeigte aus den eben erwähnten Gründen keine Neigung, dem zu entsprechen und erst über Auftrag des Papstes Julius III. erklärte er sich schließlich bereit, die Administration des Bistums auf ein Jahr zu übernehmen.

Mit dem Tode Nauseas, bzw. dem Auftreten der Gesellschaft Jesu ist ein scharfer Einschnitt in der geschichtlichen Entwicklung der religiösen Kämpfe festzustellen. Nausea war der letzte Humanist, der es versuchte, ausgleichend und versöhnend zwischen den religiösen Parteien zu vermitteln. Sein Entgegenkommen hatte in dieser Beziehung keinen Erfolg gebracht. Da trat nun die Gesellschaft Jesu auf den Plan und zog die Folgerungen aus der bisherigen Erfahrung. Sie verzichtete auf den unmöglichen Ausgleich und stellte sich dem Protestantismus mit der ganzen Gewalt entgegengesetzten Willens zur Wehr. Dieser letzte Versuch einer katholischen Reform führte denn auch nach jahrzehntelangem Bemühen endlich zum Erfolge. Den Jesuiten kam es dabei zugute, daß die unwiderstehliche Anfangsenergie der neuen Bewegung bereits erschöpft war. Sie machte keine weiteren Fortschritte, sie blieb stehen und wich bereits zurück. Viele der führenden Geister, die in ihrer Jugend Luther

zugejubelt hatten, waren ernüchtert und wandten sich entweder gleichgültig oder gar feindselig von seiner Lehre ab.

Canisius begnügte sich als Hofprediger nicht damit, nur vor dem Hofstaate zu predigen; er übernahm auch die Kanzel bei St. Stephan und predigte dort an Sonntagen zweimal. Er war der Ratgeber Ferdinands in allen kirchlichen Angelegenheiten. Das wichtigste Werk, das Canisius während seines Wiener Aufenthaltes geschaffen und durch das er in Wien und ganz Oesterreich noch bis in die Gegenwart fortwirkte, ist sein -protestantischen Mustern nachgebildeter Katechismus, den er 1555 herausgab. Im darauf folgenden Jahre erschien sein kleiner, für die Jugend bestimmter Katechismus.

In die Zeit des Canisius (1554) fällt die Herabsetzung der Zahl der Domherren auf 16 mit der Begründung, daß die gestiftete Zahl der 24 Canonici ohnehin nicht erreicht wird, die Hälfte der Domherren wegen zu geringen Einkommens nicht residieren und sich um andere Einkünfte umsehen.

König Ferdinand bestimmte überdies, daß die Chorherren, wenn sie die Weihen noch nicht hätten, binnen einem Jahre Priester werden müßten und beschränkte die Zahl der von der Universität zu vergebenden Kanonikate auf sechs. Die Zahl der Chorherren wurde später sogar von 16 auf 14 herabgesetzt, die dann bis 1772 (s.S. 18.) blieb.

Die Maut von Mauthausen, die bis 1554 vom Kapitel selbst verwaltet wurde, löste Ferdinand durch eine jährliche Entschädigungssumme ab. 1556 wurde auch die Inkorporierung der Pfarre Perchtoldsdorf mit der Dompropstei wieder aufgehoben und der Gemeinde bewilligt, ihren eigenen Pfarrer zu halten, gegen die Verpflichtung, der Dompropstei jährlich 250 Gulden guter Münze und zwei Dreyling guten Weines zu verabreichen.

Im gleichen Jahre verließ Canisius Wien, ohne daß über die Besetzung des bischöflichen Stuhles bis dahin eine Ent-

scheidung getroffen worden wäre. Das Bistum blieb unbesetzt, bis endlich zu Beginn des Jahres 1558 Kaiser Ferdinand den persönlichen Freund des Canisius, den Großmeister der Kreuzherren mit dem roten Stern, Anton Brus zu Müglitz in Mähren, zum Bischof von Wien ernannte.

Das Luthertum war, — in Wien wenigstens, — zurückgedrängt, aufgegeben hatte es jedoch seine Sache noch lange nicht. Die jungen, leidenschaftlich ihrer Sache ergebene Prädikanten, unter denen es auch manche wenig erfreuliche Erscheinung gab, waren nicht los zu werden. Bei einem Tor der Stadt verwiesen, schlüpfen sie beim nächsten wieder herein. Die Schriften Luthers und der andern Reformatoren gingen allen Verboten zu Trotz von Hand zu Hand, ja wurden wohl sogar in der Stadt selbst nachgedruckt. Die Bücherzensur wurde zwar streng gehandhabt; empfindliche Strafen wurden erteilt, ohne daß dadurch Druck und Verkauf der verbotenen Bücher und Schriften wesentlich unterbunden worden wären.

Ein kleines Streiflicht darauf werfen zwei Urkunden, die nachstehend wiedergegeben sind:

1559, 8. Jänner. Georg Steger, aus Korneuburg gebürtig, bittet den Kaiser um Befreiung aus der Haft, in der er sich seit dem letzten Katharinenmarkt befindet, da er nicht absichtlich oder wissentlich verbotene Schriften und Bilder verkauft oder gar nach Wien eingeführt habe. Er habe sein Lager von Buchhändlern und Buchdruckern Wiens bezogen und wenn sich bei ihm ein verbotenes Bild oder eine verbotene Schrift gefunden habe, so sei ihm diese "wider willen zugezält" worden. Er sei verheiratet, habe für Weib und Kind zu sorgen und lebe davon, daß er "gemalte briefe, lieder und calender" verkaufe; er bittet ferner, die über ihn von Bürgermeister und Rat von Wien verhängte Strafe "bei scheinender sonnen" die Stadt zu räumen, nachzusehen.

Die Erledigung darauf lautet: 1559, 16. Februar. Die n.ö. Regierung an den Bürgermeister von Wien. Maximilian II. habe im Namen des Kaisers befohlen, daß es bei der über den "puechführer" Georg Steger verhängten Strafe wegen der "ergerlichen gemäld und schmachschriften" zu bleiben habe. *(Brünnen zur Gaf. Ferdinands II., Bd. I, Folio I, N^o 1060/61).*

Anton Brus, der nur zwei Jahre an der Spitze des Wiener Bistums stand, trat während dieser Zeit wenig hervor. 1560 trug ihm Ferdinand das Erzbistum zu Prag an und ernannte ihn gleich darauf zu seinem Gesandten bei der Kirchenversammlung zu Trient.

Mit der Administration des Wiener Bistums wurde nun der Bischof Urban von Gurk betraut, der beide Bistümer gleichzeitig verwaltete. Von ihm erzählte man sich, daß er als fünfjähriger Knabe im Jahre 1529 unter der zurückgelassenen Beute der Türken gefunden worden sei. Urban hatte schon als Dom- und Hofprediger sein Talent entfaltet; seine Predigten hatten solchen Zulauf, - so lesen wir in einem Berichte, - "daß dem Volke die große und weite St. Stephansdomkirche oft zu eng sein will."

So fehlte es denn diesem ausgezeichneten Kanzelredner gewiß nicht an heiligen Eifer; doch hatte er unter den traurigen finanziellen Verhältnissen des Wiener Bistums schwer zu leiden. Schon im zweiten Jahre mußte er bedeutende Schulden kontrahieren, worüber uns eine interessante Aufschreibung vom 5. Mai 1565 einigen Aufschluß gibt; dort heißt es: "dem Fleischhacker Hanns Lechner für Fleisch 408 fl, dem Michael Kaltenecker für Gewürz 164 fl, den Handwerksleuten (Binder, Schmied, Schlosser, Wagner, Tischler) ca 200 fl, den Offizieren und Hausbedienten den Rückstand an Lohn für 1564; 100 fl, dem Dompropst für ein Darlehen an den Hofmeister 100 fl, die Steuer für 1564: 1200 fl."

Aber auch sonst hatte Urban mit seinem Wiener Bistum wenig Freude. Der von mancher Seite erhobene Vorwurf, es habe ihm an Entschiedenheit gefehlt, steht mit seiner erfolgreichen Tätigkeit als Prediger nicht in Einklang und dürfte auch kaum zutref-

fen. Allerdings machten ihn die traurigen Zustände des Wiener Kirchenwesens mutlos, so daß er beschloß, die Administration des Wiener Bistums zurückzulegen und in sein Bistum Gurk zurückzukehren, welchen Entschluß er auch am 10. Mai 1568 durchführte.

Die nach dem Abgang Urbans folgenden Jahre zeigen die Wiener Kirche in trostloser Lage. Teils fehlte es an tauglichen Männern, teils wollten die, welche man fand, die unter den gegebenen Verhältnissen wenig verlockende Würde nicht annehmen.

So führten denn die Wiener Offiziale Melchior Klaiber (1568 bis 1570) und Caspar Christiani (1571 bis 1573) mit dem Domkapitel die Regierung der Diözese, so gut es gehen wollte. Daß in dieser bischoflosen Zeit die Verhältnisse nicht besser wurden, ist klar. Die Flucht des Kanonikus Rizo aus Wien wegen ärgerlichen Lebenswandels, das Unwesen, das der Exjesuit und verheiratete Prädikant Adam Heller auf der Pfarre St. Marx trieb, wie die Verteidigung des häretisch predigenden Rektors der Salvatorkapelle Balthasar Freyungen durch den Stadtrat gegenüber der Anklage des Domkapitels sprechen dafür.

Erst im Laufe des Jahres 1574 fand man endlich den geeigneten Mann in dem ausgezeichneten Prediger und Lehrer der hl. Schrift, J o h a n n K a s p a r N e u b e c k.

1547 zu Freiburg in Breisgau geboren, wurde er 1570 Dr. der Theologie, Professor und Rektor der Universität seiner Vaterstadt. Als Domprediger zog er die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Ferdinand auf sich, der ihm dem Kaiser als einen trefflichen Prediger von musterhaften Lebenswandel rühmte.

Der Bischof übernahm wieder das alte Erbübel des Wiener Bistums, die Schuldenlast, die deshalb so groß war, weil Neubeck die Landsteuer von jährlich 1200 fl für die Jahre der Vakanz nachzahlen sollte. 1578 wurde er sogar von der Exekution bedroht; er bat den Kaiser um Hilfe, wobei er in dem Briefe meinte, daß die Kammerräte ihm wohl nicht gut gesinnt seien, "sollten wohl

etlich unter ihnen sein, die da leiden möchten, daß der Bischof und Bistumb miteinander, ich waiss nit wo weren!"

Dazu kamen noch Elementarereignisse auf den Gütern und auch der Bischofshof erlitt durch ein Nachbarfeuer Schaden.

Neubeck war um seine Kirche sehr besorgt und brachte wieder Ordnung in den Gottesdienst bei St. Stephan. Er wendete auch den Reliquien seine Aufmerksamkeit zu; 1586 wurde ein genaues Reliquienverzeichnis angelegt und dem Kustos Heinrich Aininger übergeben.

Neubeck erweckte die Fronleichnamsbruderschaft zu neuem Leben, hob die Verehrung des Sakraments durch die Einführung des heiligen Grabes in der Karwoche, obwohl sich die Gesellschaft Jesu gegen diesen nicht römischen Gebrauch aussprach.

Da es vor allem an Priestern fehlte, die die sittliche Eignung und berufliche Befähigung in sich trugen, die städtischen Massen dem alten Glauben zurückzugewinnen, gründete Neubeck noch im ersten Jahre seiner bischöflichen Tätigkeit ein Priesterseminar, dem er seine ganze Fürsorge zuwendete, das aber nicht recht gedeihen wollte, da die notwendigen Mittel fehlten. Bei dem Mangel an tüchtigen Weltpriestern und der ganz im argen liegenden Seelsorge fand Neubeck 1577 bei seinen Pfarren "ain solche Zerittung und schädliche Verderblichkeit tam temporalium quam spiritualium", daß er "den jämmerlichen Undergang ecclesiae Viennensis" ~~fürchtete~~ befürchtete. Noch schlimmer aber stand es um den Regularklerus. Die Konvente der Minoriten, Dominikaner und Augustiner hatten durch Austritte starke Verluste erlitten. Der Ersatz, den man aus den italienischen Ordensprovinzen entsendete, waren aber zumeist Brüder, die man ihrer moralischen Minderwertigkeit wegen nur zu gerne dort los geworden war. Die Zustände in den Klöstern verschlimmerten sich daher nur noch mehr, so daß man trachtete, diese schädlichen Elemente recht bald wieder zu entfernen.

So einfach ließ sich dieses lasterhafte und schmutzige Schmarotzervolk freilich nicht abschieben und erst einer 1591 durchgeführten Visitation gelang es, die Wiener Konvente zu säubern. Große Sorgen machten Neubeck die trotz aller behördlichen Vorkehrungen nicht auszurrüttenden reformatorischen Schriften, die ungeachtet der vom Bischof gehandhabten strengen Bücherzensur noch immer in aller Hand waren und die sich als eines der wirkungsvollsten Kampfmittel der Gegenpartei erwiesen, denen die katholische Partei auf diesem Gebiete vorerst nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte. Bezeichnend ist ein Ausspruch der durch geschäftliche Rücksichten bedingten Einstellung der Wiener Buchhändler, daß die katholischen Bücher "dieser Zeit zimlich ungiltig und gar geringe Lösung ertrugen", womit sie ungewollt auch Zeugnis ablegten für die wahre Gesinnung der Wiener Bevölkerung. Neubeck ließ wohl sechs Buchläden vor der Stephanskirche wegen sektiererischer Bücher visitieren, aber erst durch Schließung des Landhausbuchladens des Elias Freitag, der bereits ein Jahr vorher einer strengen Visitation unterzogen worden war, gelang es, eine Hauptvertriebsstätte lutherischer Bücher und Flugschriften zu beseitigen. Das war ein empfindlicher Schlag für die Anhänger des "Evangeliums", das seine rasche Ausbreitung zum guten Teil einer außerordentlich geschickten literarischen Werbung verdankte.

Neubecks ungebrochener Kampfgeist äußerte sich auch in seinen feurigen "Türkenpredigten", die 1594 gedruckt wurden. Im gleichen Jahr starb er.

Das Bistum blieb nun abermals vier Jahre unbesetzt, bis es Melchior Khlesl erhielt, der seit 1588 bereits Administrator des Neustädter Bistums war. Seine Regierung brachte in Wien den entscheidenden Kampf zwischen der alten und der neuen Lehre, der mit dem Siege der ersteren endete. Khlesl führte, gestützt auf seinen politischen Einfluß, die Rekatholi-

sierung Wiens durch.

Sohn eines Wiener Bürgers und Bäckers (1552 im Hause "zum blauen Esel", Kärntnerstraße, alt Nr. 944, neu Nr. 21 geboren), wurde er protestantisch erzogen und darin durch die Schule bestärkt, die er im protestantischen Wels besuchte. Als der frühzeitig durch Begabung auffallende Jüngling aber dann die Universität bezog, kam er in Berührung mit dem Tiroler Jesuiten Georg Scherer, dem wirkungsvollen und erfolgreichen Vorkämpfer der Gegenreformation in Oesterreich. Dessen Predigten hinterließen in ihm einen so nachhaltigen ~~Einfluss~~ Eindruck, daß er in seinem 16. Lebensjahr zum katholischen Glauben übertrat und in ihm, - durch Scherer^rgefördert, - der Entschluß reifte, Priester zu werden, den er auch durchführte. Bei dem Mangel an brauchbaren Köpfen kam Khlesl rasch vorwärts. Nach kurzer Wirksamkeit als Kanonikus zu Breslau vervollständigt er seine theologische Ausbildung in Ingolstadt, um am 30. August 1579 als Öffizial des Bischofs von Passau nach Wien zurückzukehren, wo er fünf Tage später auch noch die Würde eines Dompropstes von St. Stephan und Kanzlers der Wiener Universität erhält. Schon die Vereinigung dieser beiden Aemter, die ihm die Vertretung der einander so oft widerstreitenden Interessen des Passauer und des Wiener Diözesans auflud, zeigt, was man von der Geschicklichkeit und Tüchtigkeit des erst Siebenundzwanzigjährigen erwarten zu dürfen glaubte.

Er versteht es, von allem Anfange an, Kirche und Politik innig miteinander zu verknüpfen und eines dem andern dienstbar zu machen. Als Politiker von derb zupackender Rücksichtslosigkeit, trägt^{er} in der Wahl der Mittel kein Bedenken und ist das Urbild eines die Macht des Augenblicks jeweils brutal nützendem Kämpfers, wie die Zeit der Gegenreformation es auf beiden Seiten geschaffen hat. In unzweifelhafter Treue dem Hause Habsburg ergeben, bleibt er doch zu allen Zeiten ein scharfer

Gegner aller staatlichen Einmischung in kirchliche Angelegenheiten und erweist im ständigen Kleinkriege mit dem Klosterrate die ganze Härte des streitbaren Klerikers. Er schildert die landesfürstlichen Räte üble "Schreibstubenkanonisten und Kanzleischristen", er macht sich aber auch nichts aus dem Echo, das ihm daraus wird, wenn sie ihn einen aufgeblasenen, "hoffertigen" und "ungelernten" Schwätzer nennen.

Sein ungescheutes Durchgreifen wird sehr bald fühlbar. Der noch immer im Angriff liegende Protestantismus wird von ihm immer mehr und mehr in die Verteidigung gedrängt; seine Widerstandskraft beginnt zu erlahmen.

Khlesl zeigt keine Neigung, die Wiedergewinnung der verlorenen Seelen allein mit den Mitteln überzeugender Ueberredung und frommen Beispiels zu betreiben. Er setzt es 1585 durch, daß die Verleihung des Bürgerrechtes an die Erklärung des Anwärters gebunden wird, sich in geistlichen und weltlichen Dingen der Obrigkeit zu unterwerfen. Der Bürger wird auf Kirchgang, Beichte und Kommunion verpflichtet. Widersätzlichen droht die Ausweisung.

1588 wird er Bischof von Wiener Neustadt. Dort zeichnet er sich durch eine Predigt aus, durch welche er die ganze Neustadt, wo man das heilige Abendmahl bisher unter beiderlei Gestalt nahm, dazu bewogen haben soll, es nunmehr nur in der Gestalt des Brotes zu nehmen, wofür ihn Papst Paul V. zum apostolischen Prediger ernannte. Im gleichen Jahre verfallen die letzten Stätten evangelischen Gottesdienstes in der Umgebung Wiens, in St. Ulrich, in Inzersdorf und Vösendorf, der Sperre; die dort wirkenden Prädikanten werden abgeschafft. Das protestantische Bürgertum in Wien ist ohne geistliche Betreuung.

Als 1594 Bischof Neubeck starb, konnte daher als dessen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Wien nur Melchior Khlesl in Betracht kommen. Er zögerte lange, den an ihn ergan-

genen Ruf zu folgen, da die wirtschaftliche Lage des Bistums, aber auch der durch Zurücklegung des Passauer Offizialats verkleinerte Wirkungskreis und noch andere Gründe ihn abschreckten. Die Schuldenlast des Wiener Bistums war groß. 7000 Gulden waren "bei Hauß" gemacht, 19.000 Gulden waren Steuerschulden. So zog sich denn die Verhandlungen mehrere Jahre hin, bis ihm schließlich zugestanden wurde, das Neustädter Bistum, nebstbei auch die Dompropstei in Wien und die Pfarre Niederhollabrunn beibehalten zu dürfen. Und nun erwies sich Khlesl nicht nur als hervorragender Kirchenfürst, sondern auch als ebenso ausgezeichneter Wirtschaftler. Er tilgte nicht nur die Schulden des Bistums, sondern sorgte auch für dessen bessere Dotierung, Erschließung neuer Einnahmequellen, Gewinnung von Schenkungen, Eingliederung einträglicher Stiftungen und schuf durch eine vernünftige Verwaltung der ganzen gegenreformatorischen Arbeit erst einen festen Boden.

Als die Pfarrei Kirnberg (an der Mank, N.Oe.) durch den Tod des dortigen Pfarrers frei geworden war, gelingt es ihm 1611 sie der Dompropstei mit allen Gütern und Gerechtigkeiten zu inkorporieren, mit der Verpflichtung, für den Gottesdienst dortselbst Sorge zu tragen. Von kleinlicher Sparsamkeit weit entfernt, konnte er aber auch recht großzügig sein, wenn es ihm zweckdienlich schien. Als Beweis hiefür mag der von ihm in Angriff genommene Neubau des Bischofshofes, wie der Bau eines Hauses für den Dompropst dienen (s.S. 434, bzw. S. ...), da Khlesl den Wert eindrucksvollen Auftretens sehr wohl zu schätzen wußte. Auch den Kapitularen seiner Domkirche schuf er die Mittel zu würdiger Haltung, stellte aber andererseits alle Mißbräuche ab, die einer strengen Zucht zuwider liefen.

In Khlesls Reformarbeit war auch die Kurgeistlichkeit einbezogen worden. Das Urteil, das er 1595 über sie fällte, war nicht günstig: "es waren meistentheils gemaine, geringe und

ungelehrte junge Leuth, weil andere nit zu bekommen gewesen."

F.E.O.A. Klesl 1598: Gutachten über das Bistum.

Es lag ihm daher die Gründung eines Diözesanseminars sehr am Herzen und er suchte auch die materielle Stellung der Leviten zu verbessern und so tüchtige Priester heranzubilden. Die Befürsorgung des priesterlichen Nachwuchses begann auch bald Früchte zu tragen.

1616 wurde ihm auf Antrag des Kaisers Mathias der Kardinalshut verliehen. Als er am 18. Februar 1618 das erstemal als Kardinal nach Wien kam, hielt er einen prachtvollen Einzug, zu dem der Wiener Stadtrat in der Singerstraße eine besondere Ehrenpforte hatte errichten lassen. Im gleichen Jahre wurde Erzherzog Ferdinand zum König von Ungarn gekrönt. Als nach der Feierlichkeit Ferdinand und sein Bruder Maximilian am Fenster standen, um das Militär zu betrachten, das eben im Begriffe war, eine Salve abzugeben, trat auch Khlesl hinzu. Es war vielleicht nur ein Zufall, konnte aber auch böse Absicht sein, daß eines der Gewehre scharf geladen war; die Kugel pfiff kaum einen Finger breit an Khlesl vorüber. Er aber blieb gefaßt und soll, als man ihm nach erwiesener Unschädlichkeit des Schusses beglückwünschte, geantwortet haben: "Es macht mich nicht lustiger, sondern nur mehr auf den Tod gefaßt."

Kaiser Mathias, ganz unter dem Einflusse seines Kanzlers stehend, überläßt ihm schließlich alle Macht. Zur Zeit des Ausbruches des dreißigjährigen Krieges (1618) ist er der eigentliche Herr und sein Wille der allein maßgebende. Kirchenfürst, Politiker und Diplomat zugleich, fällt dieser bedeutende und für seine Zeit typische Mann durch eine eigene Tragik seines Handelns. In der nächsten Umgebung des schwachen, alten und kränklichen Kaisers kommt es zur Verschwörung gegen den allmächtigen ~~Kaiser~~ Kanzler. Der Thronfolger, Erzherzog Ferdinand (als Kaiser Ferdinand II.) steht selbst an deren Spitze.

Er und sein Bruder Maximilian sehen in Khlesl nur den herrschsüchtigen, von übermäßigen Stolz erfüllten Emporkömmling, der ihrer Meinung nach die Spaltung des kaiserlichen Hauses beabsichtigt, und sie locken den Kardinal in eine Falle. Als er, eben aus Ungarn zurückgekehrt, am 20. Juli 1618 ahnungslos in der Hofburg erscheint, wird er dort festgehalten und unter Aufsicht der Obersten Brauner und Verdugos in Begleitung von 200 Reitern als Staatsgefangener nach Schloß Ambras in Tirol gebracht, wo er drei Jahre in strenger, aber würdiger Haft gehalten wurde.

Eine Stunde nach seiner Abführung begaben sich die erzhertzoglichen Brüder (Ferdinand und Max) zu dem an Gicht kranken Kaiser, um ihm das Geschehene mitzuteilen. Auf das tiefste empört, muß sich der ohnmächtige Kaiser an die vollzogene Tatsache fügen; er überlebt den Sturz seines Günstlings nur um wenige Monate. Indessen fand Khlesl einen Verteidiger an dem Papst, der seine Freilassung verlangte und sogar mit dem Banne drohte. Ferdinand, nun selbst Kaiser geworden, ließ sich aber nur zu dem einzigen Zugeständnis herbei, daß Khlesl Schloß Ambras mit Rom vertauschen dürfe (1623), wo er nur eine wenig beschränkte Freiheit genoß. Das vom Papst eingesetzte Gericht, vor dem kein Kläger erschienen war, erklärte den Kardinal jeder Schuld frei. 1627 söhnte sich Ferdinand mit Khlesl aus und am 25. Jänner 1628 hielt der Kardinal seinen zweiten Einzug in Wien, bei welchem ihm die Geistlichkeit, die Hochschule, der Adel und das Volk unter dem Geläute aller Glocken begrüßte.

Während der Gefangenschaft Khlesls hatte der tüchtige Offizial Schwab die Diözese geleitet. In dieser Zeit (1625) wurden die lutherischen Prediger aus Hernals, der Hochburg des Luthertums (s. Band 2, S. 38) vertrieben, diese Herrschaft eingezogen, Schloß und Kirche dem Kapitel von St. Stephan geschenkt.

Nach seiner Rückkehr bewohnte Khlesl unentgeltlich das Vicedomhaus am Petersplatz (heute Nr. 7), mußte es aber wieder verlassen, um der Witwe des Vicedoms Platz zu machen und erhielt dafür von der Stadt 500 Gulden für eine zu mietende Wohnung. In den wenigen Jahren, die dem greisen Kardinal noch gegönnt waren, arbeitete er mit doppelten Eifer an der Bekehrung seiner Schäflein und manchen hat er wieder der Mutterkirche zurückgeführt. Er widmete sich fortan nur noch seinem bischöflichen Amte, ohne sich um die politischen Geschäfte zu kümmern. Khlesl starb im September 1630 zu Wiener Neustadt, doch wurde sein Leichnam nach Wien gebracht und im Frauenchor des Domes (s. S. 244) neben seiner Mutter, sein Herz, wie er es gewünscht, vor dem Hochaltar zu Wiener Neustadt bestattet.

Universalerbe seines $1\frac{1}{2}$ Millionen betragenden Vermögens war das Wiener Bistum; daneben bestanden aber noch andere kirchliche Legate. Seinen Verwandten hinterließ er nur 46.000 Gulden. Khlesls Nachfolger wurde Anton Wolfrath von Köln. Ebenso gelehrt, wie bescheiden, hatte er seine Studien in Deutschland begonnen und in Rom vollendet. Wolfrath ging dann nach Heiligenkreuz, wurde von da nach Clairvaux geschickt und kam hiernach in das Kloster Rein in Steiermark, wo er die Pfarre Gratwein unweit Graz eine Zeit lang verwaltete. In das Kloster Wilhering übersetzt, wurde er dort zum Prälaten gewählt. Als der Abt vom Kremsmünster, Alexander von See, gestorben war, empfahl Kaiser Mathias, der Wolfrath schon damals sehr schätzte, den ratlosen Brüdern die Wahl des Wilheringer Abtes. Ueber Bitte des Kaisers erlaubte Papst Paul V., daß Wolfrath vom Zisterzienserorden in den Benediktinerorden übertrete und Kremsmünster erhielt damit einen seiner bedeutendsten Aebte. Aus dem stillen Wirken des Prälaten wurde aber Wolfrath bald auf die schwierige politische Laufbahn berufen. Als Vertreter der oberösterreichischen Stände nahm sich Wolf-

rath auch anderer Stifte Oberösterreichs an und richtete diese in religiöser wie in finanzieller Beziehung auf, wobei sein Finanzgenie zum vollen Durchbruche kam, so daß der Kaiser beschloß, es auch im Dienste des Staates zu verwerten. Er wurde 1623 Präsident der Hofkammer (man würde heute sagen Finanzminister), und er bewährte sich auch als solcher glänzend. Nebenbei auch ein bedeutendes politisches Talent, schien ein solcher Mann für den verantwortungsvollen Posten eines Bischofs in der schweren Zeit des dreißigjährigen Krieges besonders geeignet. Seiner Bestätigung als Bischof von Wien (4. Juni 1631) fügte Papst Urban VIII. wenige Tage später die Erlaubnis hinzu, daß Wolfrath die Abtei nebst dem Bistum beibehalten durfte. Als Anerkennung für die in verschiedenen politischen Missionen geleisteten Dienste verlieh Kaiser Ferdinand II. ihm und seinen Nachfolgern am 2. August 1631 den Reichsfürstenstand.

Wolfraths erste Sorge war die Fortsetzung des Baues des Bischofshofes, der freilich erst unter seinem Nachfolger vollendet wurde. Kaiserliche Gnade vermehrte überdies das Einkommen des Bistums durch die Schenkung zweier Herrschaften, des oberösterreichischen Gutes Roith, das dem Rebellen Bartholomäus von Dietrichstein abgesprochen wurde und die durch das Luthertum eingegangene Propstei und des Amtes Möckmühl in Württemberg, deren sich der Bischof allerdings nicht lange erfreute, da sie der Herzog von Württemberg mit Gewalt in seinen Besitz nahm.

Das katholische Leben Wiens war zu dieser Zeit bereits wieder rege geworden. Bezeichnend für die Gegenreformation ist ein Erlaß Wolfraths an die Juden, eine Summe als Ersatz für die der Pfarrgeistlichkeit entzogene Stolagebühr zu zahlen, mit der Begründung, daß die Juden in dem Werd (der Leopoldstadt) viele Häuser von den Katholiken übernommen hätten und so die Kurpriesterschaft einen merklichen Schaden erlitt. 1637 einigte man sich auf eine jährliche Zahlung von 100 Gulden.

Gegen die Protestanten vermied er es, mit Gewalt vorzugehen. Heimlicher lutherischer Gottesdienst, Beherbergungen nicht katholischer Geistlicher und Verbreitung glaubensgefährlicher Bücher blieb auch weiterhin verboten.

Die hervorragendste Manifestation erneuten Glaubenslebens auf katholischer Seite war die Errichtung der Kreuzwegstationen vom Schottentor nach Hernals. Auch die erste Wallfahrt von St. Stephan nach Mariazell fällt in die Zeit Wolfraths. Der erste gefürstete Bischof von Wien weihte Kirche und Gruft der Kapuziner (1632), der Habsburger letzte Ruhestätte. Er starb, erst 58 Jahre alt, am 1. April 1639 und wurde in der Katharinenkapelle des Domes beigesetzt; sein Herz kam nach Kremsmünster.

Die ihm zugedachte Kardinalswürde hat er nicht mehr erlebt. Wolfrath hinterließ eine kostbare Bibliothek, die wohl den Grundstock der heutigen fürsterzbischöflichen Bibliothek bilden dürfte.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Bischof von Joppen und Weihbischof von Olmütz, Graf Philipp Friedrich von Breuner, Freiherr von Stübing, Fladenitz und Rabenstein, früher Domherr zu Regensburg und Breslau und Propst zu Brünn. Er war der Sohn des Gen. Feldzeugmeisters und Kommandanten von Raab, Johann Grafen Breuner und der Elisabeth, geb. Frein von Harrach, sowie der Nefte des Erzbischofs von Prag, Johann Josef Grafen Breuner. Dieser vornehme und reichbegüterte Mann zeichnete sich durch ganz ungewöhnliche Ehrfurcht vor allem Heiligen aus. So trug er das heil. Sterbesakrament und zwar selbst zur Nachtzeit barfüßig zu den Kranken, ja er erschien in den ersten drei Jahren sogar beim Fronleichnamzuge mit bloßen Füßen. Von seiner großen Liebe zum Dom zeugt der kostbare Hochaltar und die Umgestaltung des Hochchors (s.S. 266).

Das religiöse Leben entwickelte sich zu dieser Zeit erfreulich; der Besuch der Gotteshäuser nahm zu, besonders als die Gottesgeißel der Pest das Gewissen aufrüttelte. Die Kirchen wurden

zur Zeit der Seuche (1646) nicht gesperrt; nur verordnete die Regierung die Entfernung des Weihwassers aus den Becken an den Eingängen der Kirchen und ging scharf gegen die sich dort herumtreibenden Bettler vor.

Die Besserung zugunsten der Kirche war unter Breuners dreißigjähriger Regierung unverkennbar. 1668 konnte er schon sagen, in Wien seien nur wenige Adelige und Kaufleute nicht katholisch. Die Bücherzensur handhabte er streng. Man nahm den Leuten die "lutherischen Büchel" und den Kindern den lutherischen Katechismus weg; die niederösterreichische Regierung gab ihnen dafür katholische Bücher.

Scharfe Dekrete ergingen an die Juden. Nach einem Bericht von 1646 durften sie vor beendetem Gottesdienste am Sonntag die Stadt nicht betreten. Großzügig war Breuner in den Ausgaben, die seinen eigenen Säckel betrafen. Nicht nur dem Dom allein galt in dieser Hinsicht seine Sorge; er baute auch auf seine Kosten das bischöfliche Haus auf der Freyung (s. 2. Band, S. 248) und das bischöfliche Schloß zu St. Veit, so daß sich seine eigenen Ausgaben für das Bistum auf 121.600 Gulden beliefen.

Von seiner 1644 unternommenen Romreise brachte er viele Reliquien mit, die er der Stephanskirche schenkte.

Auf Wunsch Kaiser Leopolds führte er das Schutzengelfest ein und weihte auf Begehren der Kaiserin Eleonore den Orden der Sternkreuzordensdamen.

Breuner, der in den letzten Jahren seines Lebens erblindet war, starb am 22. Mai 1669. Er wurde im Frauenchor begraben, da der Plan, ihn vor dem von ihm gestifteten Hochaltar beizusetzen, wegen der herzoglichen Gruft unausführbar war.

Ihm folgt in der bischöflichen Würde W i l d e r i c h Freiherr von W a l l e n d o r f, früher Domherr zu Mainz, Propst zu Speyer, geh. Rat und Vizekanzler des Reiches. Er hatte die Ernennung seinen politischen Verdiensten zu verdanken.

Wilderich weihte die neugebaute Kirche der Serviten in der Rossau, in der später Piccolomini begraben wurde. Er war mildtätig gegen Arme und freundlich gegen alle, die vom Luthertum abfielen. Für die Juden fühlte er keine Neigung, denn er war sehr tätig dafür, daß die Judenstadt abgeschafft und dafür die Leopoldstadt errichtet werde. Er weihte daselbst auch den Grundstein zur Leopoldskirche, den Kaiser Leopold an der Stelle der niedergerissenen Synagoge legte.

Wilderich war ein Gegner aller Uebertreibung und schaffte deshalb ~~1667~~ die Bußprozession ab, die bisher am Freitag vor der Palmenweihe gehalten wurde. Infolge einer langwierigen Wassersucht, die ihn ans Zimmer fesselte, mußte er viele seiner Geschäfte vom Weihbischof Schmitzberger verrichten lassen. Er erlebte noch die Pest des Jahres 1679, die binnen kurzer Zeit so heftig wurde, daß die Leichen wagenweise ausgeführt und die "sieben Tore Wiens zu enge wurden", um die 123.000 (?) Toten hinauszuschaffen. 1680 starb Wilderich im 64. Lebensjahre. Sein Leichnam wurde im Frauenchor des Domes beigesetzt.

Wilderich war der Stifter des Hochaltares im Dom zu Würzburg. Der Stephanskirche hinterließ er 4000 Gulden und dem Domkapitel 2000 Gulden mit der Bestimmung, daß dieses einen Jahrtag für ihn halte.

Nach seinem Tode fiel die Wahl auf den geheimen Konferenzminister des Kaisers Leopold I., E m m e r i c h S i n e l l i, der sowohl bei Hofe wie in Rom sehr gut angeschrieben und als der "beredsame Emmerich" bekannt war. Er hatte als Politiker wie als Ordensmann eine reiche und ehrenvolle Vergangenheit aufzuweisen. Sohn eines Fleischhauers aus Komorn, trat er im Alter von 21 Jahren in den Kapuzinerorden ein, wo er im Predigtamte eine derartige Beredsamkeit und Geschicklichkeit entfalte-
(geb. 1622)
te, daß man ihn als Missionär in Niederösterreich gebrauchte, wo das Luthertum noch immer viele Anhänger hatte. Nachdem er

13 Jahre im Wiener Konvente als Guardian gewirkt, wurde er nach Prag geschickt, wo er mit großem Nutzen sieben Jahre predigte. Als die bischöfliche Wahl auf ihn fiel, sträubte sich der demütige Sohn des hl. Franciscus, diese Würde anzunehmen und der Papst mußte ihm die Annahme anbefehlen, worauf er sich fügte. Bei seiner Inthronisation (1682) predigte im Stephansdome der berühmte Augustinereremit P. Abraham a Santa Clara.

Ein quälendes Podagraleiden erschwerte Sinelli ganz wesentlich die Erfüllung seiner Aufgabe. Das mochte wohl auch der Grund sein, daß er die in seine Zeit fallende Türkenbelagerung 1683 nicht in Wien mitmachte, da er wegen seines Leidens ans Zimmer gefesselt war, deshalb in Wien niemand nutzen konnte, während sein Rat im Gefolge des Kaisers unentbehrlich war. Der Bischof von Wiener Neustadt, Leopold Graf von Kolonitz, ersetzte übrigens Sinellis Stelle in Wien während der Belagerung in der denk- und ruhmwürdigsten Weise. Der übrige Klerus blieb in der Stadt; nur die älteren Mönche und die Nonnen mußten in andern Konventen Aufnahme suchen, um die Menschenmenge nicht unnötig zu vergrößern und deren Versorgung zu erschweren. Der Klerus half beim Palisadenbau und Tag und Nacht waren Priester auf den Straßen und Basteien, um den Sterbenden beizustehen. In den Klöstern wurden rasch Spitäler eingerichtet und als die Zahl der Betten nicht mehr ausreichte, mußten von den Bürgern Strohsäcke herbeigeschafft werden. Weil das Minoritenkloster zu sehr den Geschossen ausgesetzt war, wurde das Spital von dort in den Bischofshof auf den Stephansplatz übertragen; ebenso wurde im Passauerhof bei Maria Stiegen ein Spital eingerichtet. Die Jesuiten gaben ihre eigenen Betten (200) her, pflegten 1000 Verwundete und gaben ihnen die Kost. Von den Dominikanern starben 15 infolge Ueberanstrengung im Krankendienst. Die Barmherzigen Brüder, deren Kloster in der Leopoldstadt in Flammen aufgegangen war, hatten sich noch rechtzeitig in die Stadt retten können und hal-

fen nun fleißig mit, indem sie sich auf die einzelnen Spitäler verteilten. Zwei Jesuiten hielten beständige Wache und Ausschau auf dem Südturm des Domes. Bischof Kolonitz selbst war überall, in den Kirchen, in den Spitälern und auf den Basteien. Der Gottesdienst, hauptsächlich Messe und Predigt, wurden auch in der belagerten Stadt nicht unterlassen. Während einer solchen Predigt schlug auch eine Türkenskugel in den von einer großen Menge erfüllten Dom (s.S. 166.). Dieser hatte während der Belagerung stark gelitten, aber auch die Bistumsgüter waren durch die Verwüstung des flachen Landes stark mitgenommen worden. Die Bistumshäuser, die sich außerhalb der Stadt befanden und deren es nach einem Verzeichnisse des Jahres 1680 eine stattliche Anzahl gab, waren alle zerstört worden. Sogar auf die Besitzung des Dompropstes in Kirnberg waren die Türken gekommen. Nicht weniger als 21 Brandstätten hatten sie dorthinterlassen. Die Häuser waren ausgeraubt, die Bewohner erschlagen, das Vieh weggetrieben, die Feldfrüchte verdorben. Auch das Kapitel erlitt großen Schaden an seinen Besitzungen.

Zwei Jahre vor der Türkenbelagerung hatte Kaiser Leopold (am 25. Oktober 1681) in die Hände Sinellis das Gelübde abgelegt, für die weitere Abwendung der Pest eine Denksäule auf dem Graben zu errichten. Sinelli erlebte die Erfüllung dieses Gelübdes nicht mehr. In das gleiche Jahr fällt das erste Ansuchen der Piaristen um Erlaubnis der Ansiedlung in Wien. Der Kaiser forderte vom Bischof einen Bericht, worauf dieser die Jesuiten und alle Mendikanten (Bettelmönche) Wiens um ihre Meinung fragte (7. November 1681). Mit Ausnahme der Serviten, Kapuziner und Augustiner erklärten sich alle gegen die Aufnahme der Piaristen, meistens aus dem Grunde, weil ohnehin schon genug Mendikanten in Wien seien, "daß gleichsam einer dem andern die Thür in die Handt gibt," es werde dadurch den andern Klöstern "das Brot vor dem Maull abgeschnitten." Die Jesuiten sprachen sich

gegen aus, weil es in Wien ohnehin schon genug Bettelstudenten gebe; trotzdem wollten alle Handwerker ihre Söhne studieren lassen; die Studenten kämen dann nicht vorwärts, wüßten aber auch kein Handwerk. So wurden die Piaristen also abgewiesen. 15 Jahre später (1696) kamen sie dann doch nach Wien und trugen hier viel zur Hebung des Schulwesens bei.

Nach der Türkenbelagerung war Sinelli wieder nach Wien zurückkehrt, doch das Leiden des 63jährigen Mannes verschlimmerte sich zusehends. Am 25. Februar 1685 starb er und wurde am 2. März vor den ~~Stufen~~ Stufen des großen Frauenaltars im Dome begraben. Sein Sarg ist in den Katakomben noch zu sehen (s.S. 111).

Sinelli hinterließ 45.000 Gulden, über die er aber nicht verfügte, weshalb sie vom Kaiser teils für die Armen, teils zur Deckung der Kriegskosten verwendet wurden.

Obwohl Graf Leopold von Kolonitz, der Sinelli im Türkenjahr so ruhmwürdig auf seinen Wiener Posten vertrat, nicht zur Reihe der Wiener Bischöfe zählt, kann er, da sein Name und sein Wirken so innig mit der Geschichte der Stadt verknüpft ist, hier nicht übergangen werden.

Am 26. Oktober 1631 geboren, hatte Kolonitz frühzeitig den Vater verloren. Im Alter von 14 Jahren wurde er Edelknabe am Wiener Hof und besuchte als solcher auch die Schule der Jesuiten "Am Hof". Frömmigkeit mit Tapferkeit verbindend, trat er in den Johanniterorden ein und erhielt am Ostersonntag des Jahres 1650 in der Johanniterkirche zu Wien (Kärntnerstraße) den Ritterschlag. Bald darauf ging er nach Malta, dem damaligen Hauptort des Ordens. Von dort aus führten die Malteser Ritter (oder Johanniter) seit 120 Jahren einen steten Kampf gegen die Türken und so fand auch Kolonitz bald Gelegenheit, tüchtige Proben seines Mutes abzulegen. Rühmlichst tat er sich bei Candia hervor, als 21 Malteserschiffe von 27 Türkenschiffen angegriffen wurden. Lange schwankte die Entscheidung, bis Kolonitz

auf eines der feindlichen Schiffe sprang, die türkische Flagge herabriß und an ihrer Stelle die Ordensfahne hißte, wodurch die Seinigen von neuem Mut beseelt, vordrangen und den Sieg erstritten. Seither war Kolonitz, den ganz der Eifer des Kreuzritters entflammte, den Türken wohlbekannt und von ihnen gefürchtet.

Zum Lohn für diese Heldentat wurde er vom Großmeister des Ordens zum Castellan von Malta ernannt, eine Würde, die vor ihm niemand in so jungen Jahren erlangt hatte. Hier konnte er seinen Mut abermals, aber in anderer Weise zeigen; denn als dort die Pest ausbrach und die meisten flohen, blieb der jugendliche ~~Mark~~ Castellan zurück und traf die notwendigen Vorkehrungen zur Abwehr der Seuche. 1657 kehrte er nach Österreich zurück, wurde Kommandant von Mailberg, gab aber später die kriegerische Laufbahn auf und wählte den Priesterstand. 1668 wurde er Bischof von Neutra, 1670 von Wiener Neustadt. ~~nach Freiburg überführen.~~

Als sich 1683 die Türken Wien näherten, eilte auch Kolonitz dorthin, um seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig brachte er eine große Anzahl von Lebensmitteln mit und kaufte Leinwand für Hemden und Schuhe für die Soldaten. Die gefährlichsten Posten suchte er persönlich auf, um die Leute zu ermutigen und anzuspornen. ~~und Doherr zu Salzburg und Straß-~~

So vielfältig aber auch sein Verdienst um die Seelsorge in der Stadt, um die Kranken und Verwundeten war, sein größtes Verdienst lag darin, daß er das allezeit wichtigste Mittel zum Kriegführen beschaffte: Geld! In der Kriegskassa zu Wien befanden sich zu Beginn der Belagerung nur 24.000 Gulden. Kolonitz wußte, daß sowohl der Erzbischof von Kalocsa als auch der Primas von Gran ihre Gelder nach Wien gebracht hatten. Der eine hatte 61.000 Gulden in Goldmünzen im Collegium Pazmaneum deponiert, der andere bares Geld und Pretiosen im Schätzungswert von 500.000 Gulden in seinem Hause (Himmelpfortgasse 14) zurückgelassen. Diese Gelder nahm Kolonitz an sich und ließ darüber

genaue Verzeichnisse ausstellen. Die im Hause des Primas beschlagnahmten goldenen Geräte, Kelche, Kreuze, Monstranzen wurden bei einem Geldgeber versetzt. Die hohe Bedeutung dieses energischen Zugriffes ist jedem klar, der die österreichische Kriegsgeschichte jener Zeit mit ihren ewigen Geldverlegenheiten nur halbwegs kennt, in der aus eben diesem Grunde ein Samuel Oppenheimer, der "österreichische Jud Süß" ~~haxhaxkaxkax~~, dessen erbitterter Gegner übrigens Kolonitz war, hoch kommen konnte. Des Bischofs Sorge um die nach dem fluchtartigen Abzug der Türken in deren Lager vorgefundenen 500 Waisenkinder ist allgemein bekannt.

Leopold Graf von Kolonitz starb als Erzbischof von Gran am 20. Jänner hochbetagt im St. Annengebäude in Wien und wurde auch in der Annakirche beigesetzt. Seine Verwandten ließen aber seine Leiche dort wieder ausheben und nach Preßburg überführen, wo der "Türkenbischof" in der von ihm gestifteten Salvatorkirche schließlich seine letzte Ruhestätte fand.

Auf den bischöflichen Stuhl von Wien war nach dem Tode Sinellis Graf Ernst Trautson, Reichsgraf zu Falkenstein, Freiherr zu Sprechen und Schrofenstein, Herr auf Matra, Kaya, Laa, Neuschloß und Domherr zu Salzburg und Straßburg - berufen worden.

Am 26. Dezember 1633 geboren, war er ein Sohn des Johann Franz Grafen Trautson, kais. Maj. geh. Rates und Landmarschalls in Oesterreich unter der Enns und dessen zweiter Gemahlin Walburga Maximiliana, Tochter des Johann Georg Fürsten von Hohenzollern.

Seine Freigebigkeit, die sehr gerühmt wird, hat besonders die Domkirche erfahren, die er mit Altären und andern kostbaren Auszierungen bedachte. Als 1697 das Gnadenbild Maria Pötsch in die Kirche kam, widmete er aus eigenem für Leuchter, Meßgewänder u.s.w. 6000 Gulden.

Trautson interessierte sich sehr für historische und genealogische Studien, ließ Inschriften der in Wiener Kirchen befindlichen Grabsteine abschreiben und die Wappen auf ihnen kopieren, so daß das sogenannte "Trautsonsche Manuskript" einen wertvollen Beitrag zur Heraldik bildet. Das Original soll sich im Besitze der Familie befinden.

Gegenüber den Armen zeichnete er sich durch große Wohltätigkeit aus. Die Kurpriester unterstützte er durch reichliches Küchengeld regelmäßig. Er starb 1702 und testierte 20.000 Gulden für eine Stiftung, von der sechs Beichtväter bei St. Stephan erhalten werden und weitere 2.000 Gulden für den Bau eines Hauses, das sie bewohnen sollten.

Trautson liegt im Frauenchor des Domes begraben (s. S. 249).

Ihm folgte in der bischöflichen Würde Franz Anton Graf von Harrach. Sohn des Ferdinand Bonaventura Grafen von Harrach, obersten Erblandstallmeister in Oesterreich, etc. und der Johanna Theresia, geb. Gräfin Lamberg.

Schon in seiner Jugend für den Priesterstand bestimmt, studierte er zu Rom das Kirchenrecht und erhielt frühzeitig die Kanonikate von Passau und Salzburg. Sein älterer Bruder fiel als Hauptmann im Regiment Scharffenberg in den Laufgräben bei Ofen, weshalb Franz von seinem Vater angegangen wurde, dem geistlichen Stande zu entsagen und das ihm gewordene Erbrecht anzutreten, doch blieb er dem Priesterstand getreu.

Sein Wirken als Bischof von Wien war nur kurz. Doch die Zeit genügte, daß er wegen seiner Liebenswürdigkeit, Wohltätigkeit und Milde in ganz Wien beliebt wurde. Gegen eingerissene Mißbräuche in der Regelung des Gottesdienstes, Unsitten in der Priesterkleidung, sowie die Ueberschwemmung der Stadt mit postenlosen Priestern schritt er ein.

Während seiner Zeit wurde die Kurbibliothek um das Doppelte ihres Bestandes vermehrt, 220 Bände um den Preis von 500 Gulden eingebunden.

1706 zum Koadjutor des Erzbischofs von Salzburg bestimmt, wurde er dort bald darauf selbst Erzbischof und starb als solcher 1727.

Der durch den Abgang Harrachs so bald wieder frei gewordene bischöfliche Stuhl fiel nun an Franz Ferdinand Freiherrn von Rumel, dem einstigen Lehrer Josefs I.

Rumel, aus der obern Pfalz stammend, hatte seine Studien zu Ingolstadt in Bayern vollendet und war erst im 35. Lebensjahre in den Priesterstand getreten. Als Weltpriester lebte er in ziemlicher Abgeschlossenheit, bis 1684 der damals in Wien weilende Pfalzgraf dem Kaiser Leopold den sprachkundigen Mann als Lehrer und Erzieher für des Kaisers Sohn, Erzherzog Josef, empfahl. Die Einführung Rumels begleitete der Kaiser mit den Worten: "Hiemit übergeben wir Euch unseren kaiserlichen Prinzen und mit ihm das römische Reich, seht zu, daß Ihr ihn wohl erziehet."

Rumel wurde später Bischof zu Tyrnau, Propst zu Alt Bunzlau in Böhmen und zu dem hl. Kreuz in Breslau, Propst zu Ardagger und 1706 schließlich Bischof von Wien.

Er regte die schon außer Übung gekommene Begleitung des allerheiligsten Sakraments zu den Kranken durch fromme Gläubige mit Wachsfackeln an, so daß manchmal 100 Fackelträger den Priester begleiteten. Er führte auch die Christenlehre an Sonntagen nachmittags ein und das Läuten des sogenannten Zünglöckleins (s.S. 95.).

Das Erbübel in den Wiener Kirchen, das Schwätzen, Spazierengehen, die Unterhaltung mit weiblichen Personen und ähnlicher Unfug war trotz der unzähligen Verbote nicht auszurotten.

Zur Pflege kranker Frauen rief Rumel die Elisabethinerinnen nach Wien. 1711 weihte er des Domes größte Glocke, die "Pummerin" (s.S. 81.).

Beim Herannahen der Pest 1713 wurden alle Prozessionen abgestellt und die Bettler aus den Kirchen gewiesen, öffentliche Bußandachten vorgeschrieben, die Sonn- und Feiertagspredigt eingestellt und noch andere Aenderungen im Gottesdienste getroffen. Der Klerus tat auch diesmal seine Pflicht. Dompropst Josef Braitenbücher (s.S. 514) ging in reger Tätigkeit den Priestern bei St. Stephan mit gutem Beispiel voran; Churmeister Georg Heinrich von Lamprecht blieb mit den Seinen unerschrocken auf dem Posten, bis das zunehmende Uebel die ^{Heranziehung} ~~Klassierung~~ einer Reihe von Welt- und Ordenspriestern aus den verschiedenen Pfarren und Klöstern Wiens zur Besorgung der Pestkranken notwendig machte.

Als die Seuche nicht nachließ, veranstaltete Kaiser Karl VI., der nach dem frühen und unerwarteten Tode seines Bruders, des Kaisers Josef I. (an den Blattern gestorben) 1711 zur Regierung gelangt war, am 22. Oktober 1713 einen feierlichen Bittgang von der Augustinerkirche in den Dom, an dem der Hofstaat, die Minister, die Geistlichkeit und die Zünfte teilnahmen. Dort gelobte der Kaiser zu Ehren des Schutzpatrons gegen die Pest, des hl. Karl von Borromäus (Bischof von Mailand; ungemein segensreich wirkend bei der Mailänder Pest 1576; geb. 1538, gest. 1584; heilig gesprochen 1610), eine Kirche zu erbauen.

Im November begann die Seuche tatsächlich nachzulassen und am 11., am Sonntag in der Oktav des Festes des hl. Karl Borromäus, wurden wieder erstmals Predigten in der Kirche gehalten. Es war dies das letzte Auftreten der Seuche in Wien gewesen. Nachdem sie im Februar 1714 endlich erloschen war, fand am 13. März ein großes Dankfest bei St. Stephan statt. Der Kaiser begab sich mit dem Hofstaate zu den Augustinern, wo die Reliquien des hl. Karl Borr. behoben und in feierlicher Prozession nach St. Stephan gebracht wurden. Das Kaiserpaar und sein Hofstaat,

die Geistlichkeit, die Zünfte und die Landstände begleiteten den Zug. Während des Hochamtes bei St. Stephan donnerten von den Wällen die Kanonen.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde Rumel so leidend, daß er Tag und Nacht in einem Stuhl zubringen mußte, bis ihn der Tod von seiner mit der größten Geduld ertragenen Krankheit am 15. März 1716 erlöste.

In seinem Testamente vermachte er den Armen 1000 Gulden, der Kirche bei St. Stephan und der Fronleichnamsbruderschaft 400 Gulden.

Sein Nachfolger, S i g i s m u n d Graf von K o l o n i t z war ein Neffe des "Türkenbischofs" Leopold Grafen von Kolonitz. Beide entstammten einem alten Geschlechte, das kroatischen Ursprungs war und in Kroatien schon im 13. Jahrhundert sein Stammgut Kollograd hatte, nach welchem sich einige Mitglieder auch schrieben. Die Schreibweise des Namens wird auch heute noch sehr verschieden wiedergegeben (Kolonics, Kollonitsch, Kollonich u.ä.). In Wurzbachs "Biographischen Lexikon" lesen wir sie mit "Kollonitz"; die Wiener Straßenbezeichnung (III. Bezirk) lautet hingegen Kolonitzgasse, Kolonitzplatz. Ohne auf die Richtigkeit dieser Schreibweise ~~näher~~ näher einzugehen, wird diese daher auch hier angewendet.

Nach in Rom absolvierten philosophischen und theologischen Studien war Sigismund Graf von Kolonitz 1699 zum Priester geweiht worden. Sein erstes heiliges Meßopfer entrichtete er in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten Leopold und Eleonore bei den Karmeliterinnen zu St. Joseph in Wien, wo seine Schwester, vormalige Hofdame, Klosterfrau war. Gar bald stieg er zu höheren geistlichen Würden empor, wurde Domherr zu Gran, bald darauf Titularbischof zu Skutari, dann wirklicher Bischof zu Waitzen und 1716 schließlich zu Wien. Am 13. Mai 1717 taufte er als solcher die spätere große Kaiserin Maria Theresia. Im gleichen

Jahre weihte er die Grundfeste des Salesianerklosters.

Kaiser Karl, den es von Beginn seiner Regierung an schmerzte, daß die Residenzstadt des röm. deutschen Kaisers nur von einem Bischof verwaltet werde, dessen Bistum außer der Stadt Wien nur einige Dörfer der Umgebung umfaßte, hätte gerne dessen Erhebung zu einem Erzbistum gesehen. Der Bedeutung entsprechend, die Wien als die erste Stadt Deutschlands gewonnen hatte, stellte der Kaiser das dem Papste in einem Schreiben vor, in dem er auch daran erinnerte, daß Wien das Abendland vor den Türken gerettet habe.

So entgegenkommend sich auch Papst Klemens XI. dem kaiserlichen Wunsche zeigte, tauchte doch wieder der alte Passauer Jurisdiktionsstreit auf. Der am 29. März 1721 erfolgte Tod des Papstes Klemens XI. verzögerte weiter die Erfüllung des Wunsches. Unter Innocenz XIII. erfolgte dann aber doch am 1. Juni 1722 die Erhebung. Daß Rom Kolonitz wegen zu großer Milde gegen die Protestanten nicht gern als Erzbischof sehen mochte, ist unbegründet.

Am 14. Februar 1723 brachte der kais. Theologus und fürst-erzbischöfl. ~~Auditor in Rom~~ Auditor in Rom, Johannes Raynesius, das Pallium für den neuen Erzbischof und der Bischof von Wiener Neustadt überreichte es am 24. Februar dem Grafen Kolonitz in feierlicher Weise bei St. Stephan im Beisein des Kaisers.

Die selbstverständliche Folge der Erhebung der Diözese Wien war nun auch eine territoriale Vergrößerung der neu geschaffenen Erzdiözese. Trotz Protestes des Fürstbischofs von Passau, Josef Dominicus Grafen von Lamberg, entschied der Papst, daß die Kirche Maria Stiegen in Wien und sämtliche bisher passauische Pfarren im Viertel unter dem Wiener Wald aus der Passauer Diözese auszuscheiden und der Wiener Erzdiözese einzuverleiben seien. Der Passauer erhielt dafür anderweitige Zugeständnisse.

Die Wiener Erzdiözese zählte nun bei 100 Pfarren und der

unerquickliche Passauer Jurisdiktionsstreit hatte damit ein Ende gefunden.

1727 wurde Kolonitz von Papst Benedikt XIII. zum Kardinal ernannt. Auch der noch immer schwebende Jurisdiktionsstreit zwischen dem Wiener Oberhirten und dem Domkapitel, der manchem Wiener Bischof sein Amt nicht angenehm gestaltet hatte, wurde nun bald aus der Welt geschafft. Am 28. April 1729 befiehlt Benedikt XIII. mit päpstl. Breve, daß das Kapitel von St. Stephan dem Erzbischof von Wien, seinem Ordinario, als dem apostolischen Delegaten unterstehen soll. Dafür erwirkte Kolonitz, daß der Dechant infuliert wurde; später wurde auch dem Kustos und dem Kantor das Recht der Pontifikalien zugestanden.

Unter Kolonitz fand das letzte Begräbnis am Stephansfreit-
hof statt (10. Mai 1732).

Gleich seinem berühmten Onkel, Leopold von Kolonitz, be-
seelte auch ihn derselbe großherzige und echt bischöfliche Eifer.
Dompropst Braitenbücher stand ihm bei der Einrichtung des neu
zugewachsenen Diözesananteiles hilfreich zur Seite.

1732 weihte Kolonitz die Säule auf dem Hohen Markt
(s. Band I, S. 393), 1735 die Piaristen- und 1737 die Karlskir-
che. Die Kirche zu St. Veit und das Kurpriesterhaus ließ er zum
großen Teile auf seine Kosten erbauen. Es würde zu weit führen,
hier auf die rege Bautätigkeit und Restaurierung von Kirchen,
Kapellen und Bildsäulen näher einzugehen, die sich unter ihm
entfaltete.

Ueber die eifrige Pflege, die er dem kirchlichen Gottes-
dienste widmete, wurde bereits im IV. Abschnitt gesprochen.
Der Ausbildung eines tüchtigen Klerus wendete er ganz besondere
Sorgfalt zu. Für die Priester führte er eigene Exerzitien ein
und rief alljährlich die Seelsorgepriester zur Teilnahme an
diesen Uebungen ins Priesterhaus auf den Stephansplatz, wo er
sie auf eigene Kosten verpflegte. Streng bekämpfte er Mißbräu-
che des Klerus. Für die ^{Erziehung} heranwachsende Bevölkerung sorgte er

durch die Christenlehrbruderschaft, die als solche 1711 in Wien durch den Jesuiten Adam Sandschuster eingeführt wurde, 1735 aber bereits in den meisten Pfarren der Erzdiözese bestand. Zum Zwecke dieses Unterrichtes ließ er den Katechismus des Canisius auflegen. Zahlreiche Stiftungen förderten das Werk in allen Kirchen.

Zu seiner Zeit betrug der Priesterstand bei St. Stephan außer dem Chormeister 5 Kuraten, 6 Kooperatoren, 6 Leviten und 6 Kantoren, die alle teils die Seelsorge, teils den Gottesdienst und den Chor zu versehen hatten.

1741 stiftete Kolonitz mit einem bei dem Oberkammeramte angelegten Kapital von 6000 Gulden die Würde eines Domscholasters am Wiener Domkapitel und erlangte vom Papst Benedikt XIV. zwei Jahre später das Recht der Pontifikalien für diese fünfte Dignität bei St. Stephan. Mit dieser Würde war die Würde der Schuloberaufsicht verbunden, die in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts durch die Gesetzgebung aufgehoben wurde. Erster Domscholaster war der damalige Domherr Anton Marxer (später Dompropst und Weihbischof).

Als nach den bösen Tagen, in denen sich die junge Kaiserin Maria Theresia nach ihres Vaters Tode von einer ganzen Welt von Feinden unringt sah, — die ersten Siegesnachrichten die schlimmsten Befürchtungen für den Bestand des Reiches zerstreut hatten, Khevenhüller ganz Bayern erobert hatte und im September 1743 gar sechs blasende Postillone in die Hauptstadt einzogen und verkündeten, daß nun auch Eger mit dem "letzten Winklerl" von Böhmen wieder österreichisch geworden sei, da kannte der Jubel keine Grenzen. Nach einem Tedeum bei St. Stephan gab die Kaiserin den Bürgern auf der bürgerlichen Schießstätte ein Freischießen und Kolonitz lud die Hofgesellschaft nach St. Veit zur Weinlese, wobei alle grüne Hütl, Schürzen, Butten, Krampen und Messer zum Abschneiden erhielten.

1749 konnte Kolonitz noch sein goldenes Priesterjubiläum in guter Gesundheit feiern, wobei Maria Theresia und ihr Gemahl an seiner Tafel speisten. Doch schon im nächsten Jahre bat der Kardinal selbst mit Rücksicht auf seine zunehmende Schwäche um einen Koadjutor, den er in der Person des Passauer Offizials, Johann Josef Grafen von Trautson erhielt.

Am 12. April ¹⁷⁵¹ starb Kolonitz nach langwieriger Krankheit, ebenso betrauert von der großen Kaiserin, die er einst aus der Taufe gehoben, wie von den armen Waisenkindern, für die er stets fürsorglich wie ein Vater gesorgt und in deren Herzen er sich ein dauerndes Denkmal gesetzt hatte. Noch in seinem Testamente bedachte er sie reichlich. Sein sehr bedeutendes Vermögen fiel seinem Adoptivsohne Ladislaus Grafen von Kolonitz (ehemals Freiherr Ladislaus von Zay) zu.

Erzbischof Sigismund von Kolonitz war nämlich der letzte männliche Sproß seines Stammes gewesen. In Anerkennung der vielfachen Verdienste, die sich die Familie um den Staat und das Herrscherhaus erworben, wurde dem Kirchenfürsten ausnahmsweise von Kaiser Karl VI. die Begünstigung zuteil, den Freiherrn Ladislaus von Zay, einen Sohn der Halbschwester seines Vaters, zu adoptieren, doch durfte sich der Adoptierte fortan, bei Hinweglassung seines bisherigen Namens nur als "Graf von Kolonitz" schreiben, was auch für dessen Nachkommen galt. Auch dieses Geschlecht ist mittlerweile im Mannesstamme erloschen.

Den Armen, für die er schon bei Lebzeiten viel getan hatte, schenkte Graf Sigismund von Kolonitz seinen Garten in der Leopoldstadt.

Der Kardinal liegt im Frauenchor des Domes begraben, wo er sich schon bei Lebzeiten sein Grabmal hatte anfertigen lassen (s.S. 249).

Ihm folgte auf dem bischöflichen Throne sein Koadjutor, Johann Josef Graf von Trautson, vorherr Dom-

herr zu Salzburg, Passau und Breslau, Propst zu Ardagger, Abt zu Sexard. Von großer Gelehrsamkeit und weitreichenden Sprachkenntnissen, sammelte er eine ansehnliche Bibliothek, die (nach seinem Tode) der erzbischöflichen Bücherei zufiel.

Am 18. März 1755 weihte er im Beisein der Kaiserin Maria Theresia die neu hergestellte und erweiterte herzogliche Gruft bei St. Stephan (s.S. 261).

1756 wurde Trautson Kardinal, im Jahre darauf starb er, erst 53 Jahre alt. Auch er liegt im Frauenchor des Domes begraben (s.S. 248).

Sein Nachfolger wurde Christoph Anton Graf Migazzi von Waal und Sonnenturn. Am 8. Oktober 1714 geboren, stammte er aus altem Veltliner Geschlechte, das bereits um 1200 genannt wird. Sein Vater, Vincenz Graf von Migazzi, der in kaiserlichen Kriegsdiensten stand, war Adjutant bei Prinz Eugen, hernach kaiserl. Regimentsrat in Innsbruck. Seine Mutter Barbara war eine Tochter des Christoph Freiherrn von Prato.

Frühzeitig Waise geworden, kam Migazzi als Page an den Hof des Passauer Fürstbischofs, studierte dann im deutschen Kollegium zu Rom, wurde Domherr zu Brixen, dann zu Trient, später Prior von San Leonardo und San Egidio in Val Sugana. 1751 wurde er Gehilfe des Erzbischofs von Mecheln. ~~Zum Erzbischof~~ Zum Erzbischof von Karthago ernannt, ging er dann im Auftrage des österreichischen Hofes nach Spanien. 1756 erhielt er das Bistum Waitzen. Im folgenden Jahre wurde er Bischof von Wien, vier Jahre später Kardinal.

Am 7. März 1758 fand im Dome die erste Dekoration von Offizieren mit dem von der großen Kaiserin anlässlich des Sieges von Kolin (18. Juni 1757) gestifteten Maria Theresien Orden statt. Maria Theresia nahm diese Dekoration persönlich vor und heftete das erste Großkreuz desselben dem Sieger von Kolin, Feldmarschall Grafen Daun, an die Brust.

Am 2. Jänner 1762 hob die Kaiserin die Verpflichtung des Marktes Perchtoldsdorf an die Dompropstei und der daraus fließenden Schuldingkeiten (s.S.⁴⁸⁸) auf. Der Dompropst erhielt dafür eine anderweitige Entschädigung.

1770 erlaubte Maria Theresia den Domherren, daß sie eine goldene Kette mit dem Bilde des hl. Stephan und dem Namen M.T. als Kapitelzeichen tragen dürfen und eine andere Maria Theresia, die Herzogin von Savoyen (s.S.²¹⁵) stiftete 1772 vier Kanonikate für Adelige, so daß die auf 14 herabgesunkene Zahl der Chorherren wieder auf 18 stieg.

Ein ewig denkwürdiger Tag für St. Stephan bleibt der Ostersonntag (31. März) des Jahres 1782, an dem Papst Pius VI. im Dom die heilige Messe las (s.S.²⁷⁹).

Das durch die damaligen Umstände begreiflicher Weise etwas eigenartige Verhältnis zwischen Kaiser Joseph II. und dem Erzbischof klingt leichthin in einer Erzählung durch, die damals in Wien kursierte. Vor dem Einzuge des Papstes in die Stadt soll Migazzi den Kaiser gefragt haben, ob er anlässlich des Einzuges alle Glocken läuten lassen dürfe, worauf Joseph ihm lächelnd geantwortet haben soll: "Warum denn nicht, die Glocken sind ja ihre Artillerie!"

Migazzis Amt, das in die Zeit der josephinischen Klostersaufhebungen fällt, war weder leicht noch beneidenswert. Durch Klugheit und Festigkeit wußte er aber manche Gegensätze zu überbrücken oder zu mildern, wohl auch manches Unheil zu verhindern.

Fast durch ein halbes Jahrhundert Erzbischof von Wien (1757-1803), begleitete Migazzi als solcher vier Regenten zu Grabe: Franz I., gest. 1765, Maria Theresia, gest. 1780, Joseph II., gest. 1790 und Leopold II., gest. 1792.

Eine Zeit lang hatte er gleichzeitig mit dem Wiener Erzbischof auch das Bistum von Waitzen verwaltet, doch mußte er

dieses zufolge einer Verordnung Josephs II., daß keine geistliche Person zwei mit der Seelsorge verbundene Pfründen zugleich verwalten oder besitzen dürfe, wieder abtreten.

1787 setzte Joseph II. auch die Zahl der Domherren auf 12 herab, doch stieg sie zwischen 1807 und 1834 wieder auf 16 und zwar 12 rudolginische und 4 Savoyen - Liechtensteinsche Kanonikate.

Unter Migazzi wurden viele Pfarren errichtet; manche neue Kirche wurde erbaut, andere wieder verdanken ihm ihre Ausgestaltung. Als Bischof von Waitzen ließ er dort den Dom, als Erzbischof von Wien ein Exerzitienhaus für Priester errichten.

Migazzi starb 1803 im 89. Lebensjahre. Er wurde im Friedrichschor des Domes begraben. Sein Herz ruht in der Familiengruft zu Aranyos Maroth (unweit Neutra, Slovakei).

Erzbischof von Wien wurde nun Sigismund Anton Graf von Hohenwart zu Gerlachstein, der einstige Lehrer Franz II., (als Kaiser von Oesterreich war er Franz I.).

Als Hohenwart auf den erzbischöflichen Stuhl kam, war er bereits 73 Jahre alt (geb. 2. Mai 1730). Er gehörte der Gesellschaft Jesu an und blickte auf eine reiche Lehrtätigkeit zurück. Als Professor der Geschichte am Theresianum in Wien, wurde er 1778 von Maria Theresia als Religionslehrer und Geschichtsprofessor für ihre vier ältesten Enkel, Söhne des Großherzogs Leopold von Toscana, nach Florenz berufen. Er stand in wissenschaftlichen Briefwechsel mit Herder in Weimar u.a. Gelehrten seiner Zeit, war mit Zacharias Werner und Klemens Maria Hofbauer eng befreundet und wird vielfach als der Bischof der Romantiker bezeichnet.

Mit der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold (1790) als röm. deutscher Kaiser kam auch Hohenwart wieder nach Wien. Als 1792 sein einstiger Schüler Kaiser wurde, ernannte ihn dieser noch im gleichen Jahre zum Bischof von Triest, zwei Jahre

später bekam er das Bistum zu St. Pölten.

Welche Verehrung der Kaiser seinem einstigen Lehrer zollte, kommt am besten zum Ausdruck in der Erzählung über die Art, wie er ihm seinen Entschluß mitgeteilt haben soll, ihn zum Erzbischof von Wien zu erheben. "Kennen Sie den?" fragte ihn der Kaiser auf ein Bild Hohenwarts zeigend, worauf ihm dieser antwortete: "Ja, Euer Majestät treu gehorsamster Bischof von St. Pölten." "Sehen Sie" erwiderte der Kaiser, "daß Sie ihn nicht kennen, das ist der Erzbischof von Wien!"

In die Zeit seines Wirkens fielen die bösen Jahre 1805 und 1809, welche die Franzosen in den Mauern Wiens sahen. Auch der Erzbischof war harten Prüfungen und Demütigungen seitens des übermütigen Korsens ausgesetzt. Um dem greisen Kirchenfürsten die Ausübung seiner Hirtenpflichten unmöglich zu machen, ließ Napoleon 1809 ein Reiterpikett von vier Mann und eine Abteilung Infanterie im erzbischöflichen Palais aufstellen, sperrte den einen Ausgang und besetzte den andern. Dem Erzbischof wurde verboten, "rituelle und jurisdiktionelle Akte" zu üben. Er selbst blieb trotz seines scharfen Protestes Gefangener. Aber auch diese schwere Zeit ging vorüber und es kam der Tag, wo die Jahre 1805 und 1809 gerächt wurden. Am 6. Juni 1814 kehrt Kaiser Franz als Sieger heim. Durch die vor dem Kärntnertore aufgestellte Triumphpforte ging der Zug in die Stephanskirche, wo Graf Hohenwart das Te Deum hielt.

Im Kongreßjahre wird im schwarz ausgeschlagenen Dom mit düsterer Totenpracht das Requiem für den unglücklichen König Ludwig XVI. und dessen Gemahlin Maria Antoinette, der Tochter der Tochter Maria Theresias, gehalten.

Hohenwart, der schon 1806 zum Präses der Hofkommission und des deutschen Schulwesens ernannt worden war, visitierte noch im hohen Alter jede seiner 507 Pfarren persönlich und selbst als Greis von 90 Jahren besuchte er sein Alumnat noch

häufig. Von ihm wird erzählt, daß er nicht selten Alumnen und die einfachsten Priester zu seinem einfachen Mahle geladen und sich mit ihnen väterlich unterhalten habe. Er starb am 30. Juni 1820 und fand seine Grabstätte im Friedrichschor des Domes.

Nach seinem Tode blieb das Erzbistum durch zwei Jahre unbesetzt. Am 2. Juni 1822 wurde Graf Leopold Maximilian zu Firmian Erzbischof von Wien. Geboren am 11. Oktober 1766 zu Trient, war er schon im Alter von 17 Jahren Domherr zu Passau und Salzburg, empfing aber erst 1792 die Weihe. 1797 wurde er Weihbischof des Fürstbischofs von Passau, wobei er zugleich die Pfarre Kallham und die Vikariate Taufkirchen und Wendling erhielt. 1800 wurde er Bischof von Lavant, 1818 Verweser der Salzburger Diözese und schließlich 1822 Fürsterzbischof von Wien. Nach neunjähriger Verwaltung des Erzbistums starb er am 29. November 1831 als der letzte seines Stammes. Er gab, was er hatte, den Armen und setzte auch die Armen Wiens zu seinen Universal-erben ein.

Nach ihm wurde Vincenz Eduard Milde Erzbischof von Wien. Dieser ganz ausgezeichnete Kirchenfürst war am 17. Mai 1777 als Sohn eines Buchbinders zu Brünn geboren und mit 23 Jahren zum Priester geweiht worden. Als Jüngling beschäftigte er sich neben seinen Berufsarbeiten so erfolgreich mit Naturlehre und Mathematik, daß er von Feldmarschall Leutnant Botta den Antrag erhielt, in die Ingenieurakademie einzutreten. Allein Milde blieb seinem Vorsatz getreu und ging in das Alumnat, wo er sich mit ganz besonderem Eifer auf die Sprachen des Morgenlandes und die biblische Literatur warf. Er war dabei so tätig, daß seine Gesundheit darunter litt. Als Priester übernahm er zuerst die Stelle eines Katecheten im alten Lerchenfeld zu Wien; später wurde er Kurat bei der Kirche "Am Hof", Katechet bei St. Anna und der Realakademie und hierauf Professor der Erziehungskunde mit dem Titel eines Hofkaplans. Frühzeitig lenkte er schon als

Katechet die Aufmerksamkeit auf sich, denn er war ein ganz vorzüglicher Erzieher und Freund der Jugend. 1811 gab er ein Lehrbuch der Erziehungskunde heraus, das dem Kaiser Franz gewidmet war und das sich als ganz vortreffliches, praktisches Buch für Erzieher Geltung verschaffte.

Als Hofkaplan gewann er das besondere Vertrauen des Kaisers, der ihn bei wichtigen Anlässen innerhalb seiner Familie gerne zu Rate zog. Seine durch die angestregten Studien angegriffene Gesundheit zwang ihn, die Lehrkanzel aufzugeben und als Pfarrer nach Wolfpassing zugehen, von wo er 1814 nach Krems kam, um dort die Stadtpfarre zu übernehmen. Er wurde Konsistorialrat, Dechant und Schulaufseher zu Krems und am 21. Jänner 1823 Bischof zu Leitmeritz.

Bei seiner Berufung zum Erzbischof von Wien im Jahre 1831 schrieb Milde dem Kaiser, er sei nicht adelig, besitze weder ausgedehnte Familienverbindungen noch mächtige Freunde und habe außer Gott und Seiner Majestät keinen Helfer. Der Monarch aber, der ihn außerordentlich schätzte, ließ sich durch solche Vorstellungen in seinem Entschlusse nicht beirren.

Als Greis mußte er noch das Umsturzjahr 1848 und die widerlichen Umtriebe des "Deutschkatholizismus" erleben und mußte als Kämpfer gegen den Unglauben zu Felde ziehen, die katholische Kirche gegen die Angriffe ihrer Gegner zu schützen. Sein Hirtenbrief vom 27. April 1848, der zwei Tage nach der Gewährung einer konstitutionellen Staatsverfassung durch Kaiser Ferdinand I. erlassen worden war und maßvoll zur Ruhe mahnte, konnte zunächst nur auf dem Lande verkündet werden. In der Stadt Wien hetzten die Kirchenfeinde, die sich getroffen fühlten, gegen den Erzbischof, so daß man von einer Verlesung absehen mußte. Der aufgehetzte Pöbel bereitete dem Erzbischof eine Katzenmusik und dieser zog es vor, Wien zu verlassen und sich auf sein Schloß Kranichberg zu begeben, wo er bis zur Beruhi-

gung Wiens im November 1848 verblieb. Aber auch dort erlahmte er in seinem bischöflichen Eifer nicht. Unterstützt wurde er darin von dem volkstümlichen Domprediger Johann Emanuel Veith, einem gebürtigen Juden, der erst mit 27 Jahren die Taufe empfangen hatte und ein gelehrter Arzt und Philosoph war. Mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung wirkte Veith von der Kanzel aus und auch im Schrifttum. Wenn er predigte, bot die Kirche ein gar seltsam gemischtes Publikum: Männer der Wissenschaft und daneben schlichte Gestalten einfacher Leute. Wegen eines bösen körperlichen Leidens bereits im Ruhestande, bestieg Veith trotz seiner schweren Gicht wieder die Kanzel, die Drohung mißachtend, daß man ihn von dort herunterschießen werde. Eine ähnliche Drohung war zu gleicher Zeit dem späteren Domkuraten von St. Stephan, Ludwig Donin, zugekommen, der den Feldwebel der Nationalgarde, der ihn bat, doch von der Predigt abzusehen, erwiderte: "Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich durch diese Drohung mich nicht werde bestimmen lassen, die Christenlehrpredigt aufzugeben, dies umso weniger, als ich es für eine Gnade hielte, auf dieser Kanzel (von St. Stephan) zu sterben, auf der noch kein Prediger gestorben ist."

Weder Veith noch Donin geschah etwas. Die meisten Apostel der neuen Irrlehre warfen sich der Revolution in die Arme und traten offen für den Kommunismus ein; die Sekte mußte daher in sich verfallen. Ihr Schöpfer, der ganz unbedeutende Johannes Ronge, ein abgefallener Priester, der von den Seinen als der größte Reformator des Jahrhunderts gefeiert worden war, starb unbeachtet und ruhmlos 1887 in Wien. Ein anderer abtrünniger Priester, Hermann Pauli, ehemals Kooperator in der damaligen Vorstadt Erdberg, hatte Ronges Lehre in Wien verkündet, noch ehe dieser selbst nach Wien gekommen war. Dieser mit seinem Beruf zerfallene Mann hatte sich sogar zur Prophezeiung verstie-

gen: "Die deutschkatholische Kirche wird so gewiß die römisch katholische vernichten, als es kein Zweifel ist, daß ein junger Löwe einen alten Esel überwinden wird." Durch dieses Auftreten wurde Pauli sehr populär, in kurzer Zeit verkauften die Flugschriftenweiber in Wien bereits Blätter, die für die Deutschkatholiken warben, auf den Straßen ausrufend: "A neiche Religion - um an Kreizer !" Die vielen freisinnigen Zeitungen dieser Revolutionstage schwärmten natürlich auch für diese Ein-Kreuzer-Religion.

Noch war die revolutionäre Stimmung nicht recht verebht, schlossen sich hinter dem in geistige Umnachtung verfallenen bedauernswerten Priester die Tore des Irrenhauses. Mehr als 60 Jahre blieb er dessen Insasse. Als der vollständig verblödete, mehr als 90jährige Greis sich 1908 endlich zum Sterben hinlegte, stand ihm als Seelsorger am Steinhof in Wien Monsignore Johann Mörzinger bei.

Fürsterzbischof Milde sollte nach einen Teil der Neugestaltung der österreichischen Verhältnisse erleben. Der Hirtenbrief vom 22. Februar 1853, den er vier Tage nach dem mißglückten Attentat auf Kaiser Franz Joseph I. erließ, war sein letzter Zuruf an seine Diözesanen. Auf den infolge der Rettung des Kaisers vom damaligen Erzherzog Maximilian erlassenen Aufruf zum Baue einer Votivkirche zeichnete Milde noch 5000 Gulden. Am 9. März fühlte er sich schon sehr schwach, stand am 12. März aus dem Bette auf, um seinen Monarchen zum feierlichen Tedeum für seine Errettung in der Stephanskirche zu empfangen, zwei Tage darauf starb er.

Milde hatte ein ganz besonderes finanzielles Talent. Daraus erklärt sich auch sein Testament, das ein Kapital von 350.000 Gulden auswies. Beachtenswert ist darin folgende Bemerkung: "Das Vermögen, welches ich hinterlasse, ist Kirchengut, denn mein Patrimonialvermögen habe ich schon ersetzt. Ich habe

mich nie als der freie Eigentümer, sondern alle Zeit nur als Nutznießer und Verwalter angesehen. Was die Pflicht, was der Anstand forderten, habe ich verwendet. Den Ueberrest zu kirchlichen Zwecken zu verwenden, war und bin ich verpflichtet."

Der große Nachlaß war möglich zum Teil aus gänzlichem Mangel an eigenen Bedürfnissen und die wohlberechnete und möglichste Entlastung des Bistums von allen Lasten, zum Teil durch das geordnete Hauswesen und zum Teil auch durch die frühzeitige Erlangung gut dotierter Benefizien.

Milde wurde in der Katharinenkapelle des Domes begraben. (s.S. 310). Die Gedenktafel an seinem Geburtshause in Brünn wurde 1919 von tschechischen Fanatikern zertrümmert und entfernt.

Ein äußerst rühriger Kirchenfürst ist sein Nachfolger Josef Othmar Ritter von R a u s c h e r, der einstige Erzieher des Kaisers Franz Joseph I. Am 6. Oktober 1797 geboren, entstammt Rauscher einer angesehenen Wiener Beamtenfamilie. Seine geistliche Laufbahn hat er als Kooperator an der Hütteldorfer Pfarrkirche begonnen, doch erhielt er zwei Jahre nachher schon eine Professur am Lyceum in Salzburg für Kirchengeschichte und Kirchenrecht. 1832 wurde er Direktor der orientalischen Akademie, 1844 erfolgte seine Berufung als Lehrer des Erzherzogs Franz Joseph, dessen jüngere Brüder gleichfalls seiner bewährten Leitung anvertraut wurden. 1849 wurde er Fürstbischof von Seckau. Am 23. Jänner 1858 verlieh ihm der Papst den Titel eines Kardinalpriesters von Santa Maria della Vittoria. Es hat nämlich jeder Kardinal zu Rom eine Kirche, die samt der zu ihr gehörigen Geistlichkeit seiner Jurisdiktion untersteht. Daß Rauscher gerade diese Kirche zugewiesen wurde, war eine zarte Aufmerksamkeit des Papstes, denn sie stand in inniger Beziehung zu Oesterreich, leitete sie doch ihren Namen von dem Siege ab, den die vereinigten Truppen des Kaisers und der Liga am 8. November 1620 in der Schlacht am Weissen Berg

über das Heer des Winterkönigs erfochten hatten. Bis zur Aufhebung des Kirchenstaates (1870) wurde in dieser Kirche die Befreiung Wiens am 12. September 1683 alljährlich gefeiert. Und diese Feier beschränkte sich nicht nur auf die Kirche, sondern es zog auch eine Prozession, bei der Oesterreichs Fahnen und Adler vorangetragen wurden, durch die Straßen Roms.

Vielseitig sind die Gebiete, auf denen der unermüdliche Feuergeist Rauschers wirkte. Nicht nur der Freiheit der Kirche und der Entfaltung des kirchlichen Lebens galt seine Sorge allein. Auf dem Lehrstuhle wie in den gesetzgebenden Versammlungen und im heiligen Kirchenrate stellte er ebenso seinen Mann. Daneben widmete er sich auch mit Eifer der Pflege der Wissenschaft und war ein Förderer der schönen Künste. Er selbst besaß ein überwältigendes Wissen und verband Gelehrsamkeit und Genialität mit großer Frömmigkeit.

Schon Rauscher lag die Errichtung eines Diözesanmuseums sehr am Herzen, nicht nur um alte kirchliche Kunstgegenstände zu erhalten, sondern auch den Geschmack durch das Studium derselben zu bilden. Aber erst Kardinal ~~Pi~~ Erzbischof Piffl war es beschieden, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen und erst unter dessen Nachfolger, Kardinal Erzbischof Dr. Innitzer konnte es eröffnet werden. (s.S. 442).

Mit Rauscher begann eine neue Periode in der Entwicklung der kirchlichen Baukunst in Wien. Er hielt die Errichtung neuer Vorstadtpfarrn und zu diesem Zwecke die Erbauung von Kirchen zu fördern, für seine heilige Pflicht. Unter ihm erstehen die Lazaristen-, -Votiv- und Elisabethkirche, die Kirche unter den Weißgärbern und in der Brigittenau, sowie die Kirche Maria vom Siege in Fünfhaus.

Großes und Herrliches hat er auch am Dom geleistet, als er den Turm, die Kanzel und die Katakomben restaurieren ließ. In unermüdlicher Energie wußte er immer wieder das Interesse

an dem altehrwürdigen Dome wach zu erhalten und die hiefür entscheidenden Personen zu erneuter Opferwilligkeit bereit zu machen. Weil ihm der Dom ans Herz gewachsen war, beschloß der Klerus seiner Diözese zur Feier seiner Sekundiz zwei gemalte Fenster im Frauenchor herstellen zu lassen. Diese bildeten mit dem von ihm selbst gewidmeten die drei Rauscherfenster (s.S.³¹⁵). Jedes kam auf 8000 Gulden.

Rauscher, der 1875 starb, wurde im Frauenchor begraben (s.S.²⁵⁰).

Ihm folgt als Erzbischof der stille und schweigsame Johann Kutschker, der dafür literarisch eine umso regere Tätigkeit entfaltete. 1834 Professor der Moraltheologie in Olmütz, 1843 Kanzler des fürsterzbischöflichen Consistoriums, 1844 Rektor der Universität in Olmütz, 1852 Hof- und Burgpfarrer, Abt von Pagnany, wurde er 1857 Ministerialrat, 1862 Weihbischof und Generalvikar des Wiener Erzbistums, 1875 schließlich Erzbischof von Wien und zwei Jahre später Kardinal.

Seine Arbeiten legen von seinem literarischen Können ein ehrendes Zeugnis ab. Er schrieb über die gemischten Ehen (1835), die heiligen Gebräuche der Osterzeit, das Eherecht der katholischen Kirche (4 Bände) und zahllose Aufsätze im Wiener Diözesanblatt.

Kutschker weihte, - im Rahmen und als Auftakt des großen Huldigungsfestzuges anlässlich der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars am 24. April 1879 die Votivkirche ein, dem Denkmal für die glückliche Errettung des Kaisers aus Mörderhand. Der Bau war noch unter seinem Vorgänger begonnen worden.

Nur kaum fünf Jahre war es Kutschker beschieden, die Verwaltung des Wiener Erzbistums zu führen. Er starb 1881 und wurde im Friedrichschor begraben. (s.S.¹⁹⁹).

Sein Nachfolger wurde der ehemalige Benediktinerabt Celestin Ganglbauer, der Urheber und Protektor des Türkenbefreiungdenkmals in der Stephanskirche.

Er starb 1889 und fand seine Grabstätte im Frauenchore.

Nun besteigt der "Gesellenvater" Dr. Anton Gruscha den erzbischöflichen Thron. Als Sohn eines kleinen Geschäftsmannes am 3. November 1820 geboren, führte er in seiner Jugend das Leben eines armen Studenten, ministrierte bei den Franziskanern und wurde schließlich am 4. Mai 1843 von Erzbischof Milde in der erzbischöflichen Kapelle zum Priester geweiht. Als Kaplan in Pillichsdorf widmete er sich der Kleinarbeit der Seelsorge auf dem Lande, kam aber schon 1846 an die Pfarre St. Leopold in Wien, wo er sich als feuriger Prediger gegen Ronge und den Deutschkatholizismus bewährte. 1851 als Religionsprofessor an das k.k. Theresianum berufen, wurde er 1856 Domprediger, 1864 Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Universität und Zentralpräses der österreichischen katholischen Gesellenvereine. Ihm schwebte der Gedanke vor, den katholischen Handwerksgesellen ein Vater zu sein, der alle Bedürfnisse und Sorgen der Seinen mitfühlt und betreut. Unter der Mitarbeit Adolf Kolpings, des Gesellenvaters "von Gottes Gnaden", schuf er ein Netz von 400 Vereinen, das von Köln bis an die Grenzen von Siebenbürgen, von der Nordsee bis zur Adria reichte.

Nacheinander wurde er Domherr, Feld-, Erzbischof und 1891 schließlich Kardinal. Fast 90jährig wurde ihm 1910 Dr. Franz Nagl als Koadjutor beigegeben, der vom bischöflichen Stuhl in Triest hierher berufen worden war und nach dem am 4. August 1911 erfolgten Tode Gruschas dessen Nachfolger als Erzbischof von Wien wurde.

Während seiner kurzen Amtsdauer tagte im September 1912 in Wien der Eucharistische Kongreß, um dessen großartige Veranstaltung sich der mittlerweile zum Kardinal erhobene Erzbischof besonders verdient gemacht hat. Nur wenige Monate später, am 4. Februar 1913 starb er.

Kardinal Nagl als auch Kardinal Gruscha ruhen in der Bar-

barakapelle des Domes.

Nagls Nachfolger wurde der sehr volkstümliche Propst von Klosterneuburg, Dr. Friedrich Gustav P i f f l aus Landskron in Ostböhmen gebürtig. ~~Nurxwenigs Monake~~ Dieser hatte sich seit jeher sozial betätigt. Bald harrten seiner große Aufgaben. Kaum 1½ Jahre nach dem Antritte seiner hohen Würde stand die Welt in Flammen. Der Weltkrieg wandelte Glück und Wohlhabenheit in Elend und Not. Und nicht nur die, die auf dem Schlachtfeld starben, waren Opfer dieses unseligen Ringens, auch die daheim verdarben, zählten nicht minder dazu.

Der nimmermüde, eifervolle Kardinal, welche Würde ihm als Erzbischof von Wien bald zuteil wurde, stellte sich an die Spitze derer, die da bestrebt waren, Hilfe zu bringen und Trost zuspenden. Seine reiche Erfahrung, aber nicht minder sein warmfühlendes Herz fanden wohl meist den richtigen Weg. Sein Wirken ist noch in zu frischer Erinnerung, als daß es besonderer Betonung bedürfte.

Auch der Weltkrieg nahm ein Ende. Nachdem sich die Völker genug zerfleischt hatten, waren sie erschöpft. Der Vernichtungswille hat ganze Arbeit geleistet. Unselige Friedensverträge krönten sie; für Kardinal Piffl freilich ein Grund mehr, daß er in seinem heiligen Eifer nicht erlahmte, — und er tat ohne große Geste, was er zu tun vermochte.

Nicht minder wendete sich sein lebhafter Geist auch allen kirchlichen Fragen zu. Die doppelte Jubelfeier der Türkenbefreiung 1683 und des 500jährigen Bestandes des längst zum Wahrzeichen der Stadt gewordenen Stephansturmes griff er mit Feuereifer auf und er beschloß, beide Jubiläen zum Anlaß eines allgemeinen deutschen Katholikentages zu machen und damit wieder jene Verbindungen der christlichen Völker zu erneuern, die vor 250 Jahren an den Wällen Wiens durch gemeinsames Blutvergießen für die große Sache des christlichen Glaubens ihre gei-

stige Verbundenheit bekundet haben. Ehe der letzte Federstrich für die Vereinbarungen gezogen war, wurde Kardinal Dr. Piffl am 20. April 1932 von Gott in die Ewigkeit abberufen. Seine irdischen Ueberreste wurden im schönen Waldfriedhof von Kranichberg zur ewigen Ruhe gebettet.

Durch päpstliche Ernennung erhielt am 20. September des gleichen Jahres der Professor an der Wiener Universität, Dr. Theodor Innitzer die erzbischöfliche Würde, der bald darauf der Papst die Kardinalswürde hinzufügte. Ihm oblag das begonnene Werk seines Vorgängers fortzusetzen und durchzuführen.

Am 7. September 1933, 6 Uhr abends verkündete Glockengeläute in allen Kirchen Wiens den Anbruch des allgemeinen Katholikentages, der in glänzenden kirchlichen und weltlichen Festlichkeiten seinen Ausklang fand und jedem Teilnehmer in unvergeßlich schöner Erinnerung bleiben wird. Es war das letzte große kirchliche Fest, das Deutsche aus allen Ländern, ja aus fern entlegenen Weltteilen hieher nach St. Stephan zog und den Dom für die Zeit vom 7. bis zum 12. September 1933 zum Mittelpunkt der ganzen gläubigen Welt machte.

Zum Schlusse sei der heutige Stand der geistlichen Würdenträger bei St. Stephan angegeben:

- 1.) der Erzbischof mit seinem Sekretär und Zeremoniär.
- 2.) das Domkapitel mit dem Dompropst, 14 Rudolfinische und zwei Liechtensteins~~er~~ - Savoysche Domherren; von den Rudolfinischen Kanonikaten sind zwei gewöhnlich nicht besetzt.

Die fünf Domprälaturen sind: der Dompropst, Domdechant, Domkustos, Domkantor und der Domscholaster.

- 3.) Die erzbischöfliche Kur besteht aus dem Dompfarrer (richtiger Kur- und Chormeister) und 12 Domkuraten, von denen zwei Domprediger sind.

Die Funktionen der Pfarre übt der Kur- und Chorwei-

ster, aus. Er ist der erste der Domkuraten. Gebunden ist die Pfarre nach Dom-Kirchenrechte aber auch an den Erzbischof und das Domkapitel.

Erklärung der hiebei vorkommenden Abkürzungen.

- A.K. Ansichtskarte
 Be. K. B. Beckers Weltgeschichte
 Ber. Beritz Barmann, Alt- und Neu Wien
 Bi. Viktor Bihl, Die Wiener Polizei
 Cl. Hermine Closter, Geist und Meister aus dem alten Wien
 Di. Führer durch das Erzbischöfliche Dom- und Diözesanmuseum
 GÖ. Hermann Göbler, Zur Ikonographie Rudolfs IV.
 Gro. Richard Gröner, Wien, wie es war
 He. Sigismund L. Herzmannsky, Führer durch die Stephanskirche in Wien
 Ki. Wilhelm Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens und ihre historisch interessanten Häuser
 KB. Dr. Robert Köber, Baugeschichte in Wien, die Grenzseite des Reiches
 Kr. Richard Kralik, Geschichte der Stadt Wien und ihrer Umgebungen
 Kra. Dr. Richard von Kralik, Oesterreichische Geschichte
 Le. Ann Tizia Leitch, Wiener Biedermeier
 Me. Eugen Meiner, Die Innere Stadt Wien
 Mi. Alfred Missong, Heiliges Wien
 P. Reinhard P. Petermann, Wien im Zeitalter Kaiser Franz Joseph I.
 Po. Maxilian Pörschel, die Topographie Wiens, Zeitschrift für Lokalhistorik, Innere Stadt
 Ri. Dr. Hans Riedl, Die Kunst des Volke Nr. 61/62, Der Stephansdom in Wien
 Re. Rudolf R. Rehrer, Das Volksbuch von St. Stephansdom in Wien
 Schl. F. B. Schlegel, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter (in Auswahl herausgegeben von Prof. Wilhelm Kehler)
 Schm. Justus Schmidt, Wien
 Se. Dr. Leopold Seufelder, Die Kataster bei St. Stephan
 Wa. Friedrich Walter, Wien
 War. Georg Warncke, Kunstgeschichte in Hauptwerken
 We. Weltungsgesellschaft.

Die der Abkürzung beigeworfene Zahl bedeutet die Seitenzahl in dem Werke des betreffenden Autors.

Abb. 1	Stephanskirche, P. 3.	Seite 1
2	Stephanskirche nach dem Holzschnitt im Heiligensbuch von 1802.	2
3	Die Stephanskirche vor ihrer Einweihung in die Stadt, Gro 274.	3
4	Ursprung der Stephanskirche nach Geyser, Pö 9.	6
5	Wappensteinbild Rudolfs von Habsburg, GÖ IV/197.	9
6	Grundsteinlegungsurkunde von St. Stephan, GÖ, Abb. XI.	15
7	Kaltmond mit Stern auf dem Stephansdome, Ber 688.	17
8	Wappenstein von St. Stephan (1887 - 1892), A.K.	26
9	Adlerturn, Le, Umschlagbild.	31
10	Wappenstein des Stephansdomes, No 1.	33
11	Plan von St. Stephan mit Einzeichnung von Hauptsteinwerksteinen, No, Umschlagbild.	38

Verzeichnis der Abbildungen
zum III. Band, 1. und 2. Teil.

Erklärung der hiebei vorkommenden Abkürzungen.

A.K.	Ansichtskarte
Be.	K.F. Beckers Weltgeschichte
Ber.	Moritz Bermann, Alt- und Neu Wien
Bi.	Viktor Bibl, Die Wiener Polizei
Cl.	Hermine Cloeter, Geist und Geister aus dem alten Wien
Di.	Führer durch das Erzbischöfliche Dom- und Diözesanmuseum
Gö.	Hermann Göhler, Zur Ikonographie Rudolfs IV.
Gro.	Richard Groner, Wien, wie es war
He.	Sigismund L. Herzmansky, Führer durch die Stephanskirche in Wien
Ki.	Wilhelm Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens und ihre historisch interessanten Häuser
Kö.	Dr. Robert Körber, Rassesieg in Wien, die Grenzfeste des Reiches
Kr.	Richard Kralik, Geschichte der Stadt Wien und ihrer Kultur
Kra.	Dr. Richard von Kralik, Oesterreichische Geschichte
Le.	Ann Tizia Leitich, Wiener Biedermeier
Me.	Eugen Meßner, Die Innere Stadt Wien
Mi.	Alfred Missong, Heiliges Wien
P.	Reinhard E. Petermann, Wien im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I.
Po.	Maximilian Porschel, die Topographie Wiens, Zeitschrift für Lokalhistorik, Innere Stadt
Ri.	Dr. Hans Riehl, Die Kunst dem Volke Nr. 61/62, Der Ste- phansdom in Wien
Ro.	Rudolf M. Rohrer, Das Volksbuch vom St. Stephansdom in Wien
Schl.	J.E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter (in Auswahl herausgegeben von Prof. Wilhelm Kohler)
Schm.	Justus Schmidt, Wien
Se.	Dr. Leopold Senfelder, Die Katakomben bei St. Stephan
Wa.	Friedrich Walter, Wien
War.	Georg Warnecke, Kunstgeschichte in Hauptwerken
Ze.	Zeitungsausschnitt.

Die der Abkürzung beige-setzte Zahl bedeutet die Seitenzahl
in dem Werke des betreffenden Autors.

Abb.	1	Stephanskirche, P, 3.....	Seite 1
	2	Stephanskirche nach dem Holzschnitt im Heiligthumbuch von 1502.....	2
	3	Die Stephanskirche vor ihrer Einbeziehung in die Stadt, Gro 474.....	5
	4	Ursprung der Stephanskirche nach Ogesser, Po 9.....	6
	5	Reiterstandbild Rudolfs von Habsburg, Be IV/197.....	9
	6	Grundsteinlegungsurkunde von St. Stephan, Gö, Abb. XI.....	15
	7	Halbmond mit Stern auf dem Stephansturm, Ber 688.....	17
	8	Turmzier von St. Stephan (1687 - 1842), A.K.....	26
	9	Adlerturm, Le, Umschlagbild.....	31
	10	Dach des Stephansdomes, Ro 1.....	33
	11	Plan von St. Stephan mit Einzeichnung von Hauptsehens- würdigkeiten, Ro, Umschlagseite.....	38

Abb. 12	Der romanische Teil der Westfassade mit dem Riesentor, Ri 3.....	Seite 39
13	St. Stephan, Riesentor, Schm 25.....	40
14	Bildwerke am Friese des Portales von St. Stephan, Ri 69.....	41
15		
16	Jude mit Spitzhut am Friese des Portales von St. Stephan, Ki 68.....	42
17	Riesentor, linke Leibung, Ri 6.....	43
18	Bogenfeld des Westportales, Ri 1.....	44
19	Löwe vom Vorbau des Riesentores, Ri 6.....	46
20	Der Dornauszieher (am Riesentor), A.K.....	47
21	Simsongruppe am vom Vorbau des Riesentores, Ro 7..	49
22	Riesentor und ^{ne} identürme, Ri 5.....	53
23	Grabmal des Apothekers Augustin Holdert, Ri 55....	60
24	Südseite des gotischen Langhausbaues, A.K.....	62
25	Giebel der Südseite gegen den Hohen Turm, Ri.....	63
26	Gotische Totenleuchte am Dom, Se 53.....	65
27	Stephansdom und Freithof (1724), Me III.....	65
28	Grabmal des Weithart Fuchs, A.K.....	66
29	Vorbau des Singertores, Ri 14.....	68
30	Das Singertor, Ro 11.....	69
31	Herzogsfiguren am Singertor, Ri 16.....	70
32	Lunettestreifen vom Bogenfeld des Singertores, Ri 16.....	71
33	Stephanusgruppe vor der Singertorvorhalle, Ro 10..	72
34	Christi als Schmerzensmann, Ro 10.....	73
35	Stephansturm, Schm 27.....	74
36	Außenseite der Vorhalle unter dem hohen Turm, A.K.	75
37	dasselbe, A.K.....	76
38	Starhembergbank auf dem Stephansturm, Ber 944....	81
39	Die Pummerin, A.K.....	82
40	Die Pummerin wird zum Stephansturm gebracht, Ber 961.....	82
41	Türmerstube, Photo.....	86
42	Feuerwachstube am Stephansturm, A.K.....	87
43	Adlerflug vom Stephansturm, Ber 785.....	97
44	Mesnerhäuschen und Lacknersches Epitaph (Oelberg), A.K.....	99
45	Straubsches Epitaph, Ro 17.....	100
46	Prandtnersches Passionsrelief, Ri.....	104
47	" " " " , Ri.....	104
48	Obere Sakristei mit Nordfront des Domes, Ri.....	111
49	Hutstockersche Kreuztragung, Ri.....	112
50	Capistrankanzel, A.K.....	113
51	Verbrennung der Karten- und Glücksspiele am stephansfreithof, Ber 585.....	116
52	Plan der Katakomben bei St. Stephan, Se.....	nach 119
53	Katakombenhalle bei St. Stephan unter dem Querschiff, Se 66.....	122
54	Jüngstes Gericht, Ri 55.....	125
55	Nordwand des Chores mit unausgebautem Turm, Ri..	126
56	Grabmal Celtes, Ze.....	127
57	Insignien der Wiener gekrönten Dichter, Kr 137..	129
58	Riesenknochen bei St. Stephan, Ber 660.....	133
59	Außenseite des Adlertores, Ro.....	141
60	Vorbau des Bischofstores, Ri.....	143
61	Bischofstor, Ro.....	144
62	Geheimschrift Rudolf des Stifters, Ber 392.....	146
63	Das Innere des Stephansdomes, P 5.....	158
64	Schutzmantelmadonna, A.K.....	160
65	Kanzel, Ri 29.....	162

Abb. 66	Einzelheiten vom Kanzelfuß, Ro 40.....	Seite 163
67	Brüstung der Kanzel mit den hl. Kirchenvätern Gregor und Hieronymus, Ri.....	164
68	Der hl. Ambrosius (Kanzel), A.K.....	165
69	Der hl. Augustinus ("), A.K.....	166
70	Selbstbildnis Anton Pilgrams (Kanzel), Wa I/198.}.....	167
71	Frauenaltar, Ro.....	174
72	Josefsaltar, Ri 26.....	177
73	Altarblatt St. Josef mit dem Jesukinde, Mi 16...	178
74	Leopoldsaltar, A.K.....	180
75	Martinaltar, A.K.....	189
76	Mariahilfbild A.K.....	190
77	Grabmal Keckmann, Ze, Völk. Beobachter vom 16./1. 1943.....	191
78	Detail vom Keckmann Epitaph, wie Nr. 77.....	192
79	Eligiuskapelle, Ro.....	194
80	Mittelschrein des Eligiusaltars, Ri.....	196
81	hl. Elisabeth vom Eligiusaltar, Ri.....	197
82	Hausmutter (Himmelpförtnerin), A.K.....	199
83	Westempore, Ri 22.....	205
84	Große Orgel, Ri 23.....	206
85	Grabmal Cuspinians, Ro 48.....	207
86	Grabplatte Rechwein, Ri.....	209
87	Tirnakapelle, Inneres, Gö, Abb. VIII.....	210
88	Altarmensa in der Savoyenkapelle.....	213
89	Grabmal des Prinzen Eugen, Ri.....	214
90	Abschlußgitter der Savoyenkapelle, A.K.....	216
91	Johanneskapelle (ehemalige Schatzkammer), He 34.....	218
92	Kardinal Piffl Gedächtnisaltar, A.K.....	222
93	Altarbaldachin im Nordschiff, Ri.....	223
94	Landung der hl. Ursula in Köln, War 240.....	225
95	Orgelfuß, Ro 42.....	229
96	Peter und Pauls Altar, Ri.....	231
97	Dienstbotenmuttergottes, A.K.....	235
98	Kopie des Gnadenbildes "Maria Pötsch", A.K.....	238
99	"Maria Himmelfahrt" von Joh. Spillenberger, ...	240
100	Neustädter Flügelaltar, Ri 35.....	241
101	Grabmal Rudolfs IV., Ri 35.....	245
102	Grabmal Slatkonja, Schm 53.....	248
103	Grabmal Kardinal Rauscher, He 26.....	250
104	Abschlußgitter zum Mittelchor, Photo.....	253
105	altes Chorgestühl, Ri 38.....	255
106	" " Ri 39.....	256
107	Herzogsgruft nach Marquard Herrgott, Gö, Abb. XVII.....	nach 261
108	Herzogsgruft, gegenwärtiger Zustand, Gö, Abb. XVIII.....	! 261
109	Totengewand Rudolfs IV., Gö, Abb. XXI.....	! 261
110	Detail vom Totengewand Rudolfs IV., Gö, Abb. XXII.....	! 261
111	Kreuz im Sarge Rudolfs IV, Gö, Abb. XX.....	263
112	Hochchor, A.K.....	264
113	Hochaltar von St. Stephan, Ro.....	268
114	Tabernakel am Hochaltar, A.K.....	274
115	Doppeltrauung der Enkel Kaiser Maximilians I. in der Stephanskirche, Kra 128.....	278
116	Friedrichsgrab im Stephansdom, Ri 46.....	290
117	Friedrichsgrab, Blick über die Balustrade auf die Südwand der Tumba, Ri 47.....	291

Abb. 118	Friedrichsgrab, Stiftung des Bistums und Kollegiatkapitels zu Wiener Neustadt, Ri 48 Seite 292	
119	Friedrichsgrab, Tumbadeckel, Ro 30.....	293
120	Heiliges Grab in der Stephanskirche, A.K.....	298
121	Neustädter Flügelaltar (im Friedrichschor), Photo.	300
122	Grabmal der vor dem Feinde gefallenen Geistlichen, A.K.....	307
123	Türkenbefreiungsdenkmal, A.K.....	308
124	Taufstein, A.K.....	309
125,	Glasmalereien im östlichen Mittelfenster des	
126}	Chors, Ro.....	313
127	Kaiserlicher Prunkwagen bei der Auffahrt zur Fron- leichnamsprozession, P 273.....	340
128	Fronleichnamsprozession mit Kaiser Franz Joseph I., P 275.....	342
129	Der Stefansfreithof, Se.....	347
130	Der Stephansplatz 1780 mit Mesner,- Leihbar - und Kantorhaus, Ki 569.....	354
131	dasselbe, Kehrseite dieser Häuser, Ki 568.....	355
132	Der Stephansplatz um die Mitte des 16. Jahrhunderts Schl 77.....	356
133	Die 1792, bzw. 1803 abgebrochenen Häuser am Stephans- platz, Ber 1040.....	359
134	Situationsplan des alten Stephansplatzes (Freit- hofes), Comesina, (Ber. u. Mitteil. des Alter- tums Vereines zu Wien, Band XI, S. 248..... nach 359 *)	
135	Heilthumsstuhl, Ki Fig. 25.....	371
136	Kurhaus, A.K.....	395
137	Dombaumeister Friedrich Schmidt, Ze.....	401
138	Deutsches Haus mit Deutschordenskirche, A.K.....	409
139	Der alte Domherrenhof, Ki 101.....	417
140	Der alte Domherrenhof, Nebenseite, Ki 101.....	418
141	Der Zwettlhof i.J. 1842, Ki 103.....	427
142	Der Bischofshof, A.K.....	436
143	Der Bischofshof, 1724, Schl. 8L.....	439
144	Der Bischofshof in der Gegenwart, Schm 7 67.....	440
145	Altar der hl. Anna in der Andreaskapelle (Bischofs- hof) Di, Abb. 14.....	441
146	Bildnis Herzogs Rudolfs des Stifters, Gö Abb. 1.....	443
147	Lukas Cranach, Weintraubenmuttergottes, Di, Abb. 3.....	444
148	Johannes Spillenberger, Gott Vater, Di, Abb. 4.....	444
149	Peter Strudel (?), Unbefleckte Empfängnis, Di Abb. 10.....	445
150	Veit Stoß, Heilige Anna selbdritt, Di Abb. 9.....	445
151	Prigglitzer Monstranz, Photo.....	446
152	Sudarium, Grabtuch Christi, Gö Abb. XV..... nach	446
153	Abendmahlstischtuch des Herrn, Gö Abb. XVI.....	446
154	Rothbergerhäuser (Stephansplatz Nr. 9, 10 und 11), A.K.....	449

Angabe der benützten Literatur und Personen- und Sach-
register der ersten drei Bände in eigenem Registerbände.

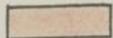
*) vom Hfl. des Landes in der Hfl.

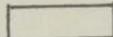
Erklärungen zu Abb. 134.

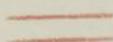
Situationsplan vom Stephansplatz auf Grund der Zeichnung Camesinas in "Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien", Band XI, Tafel I, nach S. 248.

schwarze Ziffern: Hausnummern nach der Häusernummerierung vom Jahre 1822,

rote Ziffern: gegenwärtige Hausnummern.

 unverbaute Flächen

 verbaute Flächen

 neuzeitliche (durchbrochene) Straßenzüge

In dem aus der Zeichnung ersichtlichen gegenwärtigen Umfang der Kirche ist der Umfang des ottokarischen Baues (kenntlich gemacht durch  gezeichnete Grenzlinien) eingezeichnet. Die Erweiterung fand zwischen den Jahren 1304 bis 1340 (albertinische Bauperiode) statt.

